Prüfet alles, und das Gute behaltet. 1 Thess: 5;21.

Prüfet alles, und das Gute behaltet. 1 Thess: 5;21.

Poetische Schriften

des

Herrn Wielands.

Erster Band.

Dritte verbesserte Auflage.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Zürich, bey Orell, Geßner und Compagnie. 1770.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorbericht
zu
dieser neuen Auflage.

Diese neue Ausgabe meiner vom Jahr 1751. bis 1758. nach und nach herausgegebenen Poesien ist nicht meinem freyen Willen, sondern allein dem Gutbefinden meiner schätzbaren Freunde, der Herren Verleger, zu zuschreiben. Die Ausgabe von Ao. 1761. hat sich endlich (wie es scheint) vergriffen; und es geschieht auf ihre Gefahr, wenn sie versuchen, ob in unsern gegenwärtigen Tagen sich noch Liebhaber zu einer Art von Werken, welche bereits aus der Mode gekommen zu seyn scheint, finden mögen.

Meine Gedanken von diesen Gedichten habe ich schon in dem Vorbericht von Ao. 1761. gesagt; und ich finde auch itzt wenig, zu selbigen hinzuzusetzen. Von Herzen möchte ich wol mit dem sinnreichen Cervantes (in der Vorrede zum Don Quixotte) wünschen, daß diese Kinder meines Geistes die schönsten, artigsten und vernünftigsten, die man sich nur immer einbilden könnte, seyn möchten; allein ich muß auch, mit besserm Grunde als Cervantes, hinzuthun: ich konnte, nach dem allgemeinen Gesetze der Natur, nichts als was mir ähnlich war, zeugen. Die Geburten eines unreiffen Verstandes, und einer noch nicht gebändigten Einbildung können nicht anders als sehr unvollkommen seyn, und müßten, um der Vollkommenheit (obgleich noch in ziemlicher Entfernung) näher zu kommen, nicht blos gefeilt und ausgebessert, sondern zum theil in eine ganz neue Form gegossen werden. Immerhin mögen sie also, von mir ungehintert, so lange leben, und ihr Glück in der Welt so gut machen, als sie können; sie werden, ausser einem bleibenden und unzweydeutigen moralischen Werth, wenigstens meinem künftigen Biographen (weil ein Autor

doch über lange oder kurz einem Biographen anheimfallen muß) den Leitfaden zur Geschichte meines Geistes geben; und auch dies ist nicht ohne allen Nutzen.

Ich habe in dieser von neuem sorgfältig verbesserten Ausgabe alle Stücke der vorigen, bis auf das einzige hexametrische Sendschreiben, beybehalten; dieses will ich vernichtet wissen, weil es durchaus in einem Mißverstand an sich wahrer, aber übel angewandter und zum theil übertriebener Grundsätze geschrieben ist. Ich bin der Welt eine ausführliche Rechtfertigung meiner über diesen Punct geänderten Denkungsart schuldig; und ich werde diese Schuld um so viel bälder abtragen, da eine unvermuthete Aenderung meiner Umstände mir Hoffnung macht, den Rest meines Lebens der Philosophie und den Musen ungetheilt schenken zu können.

Uebrigens wiedme ich diese Gedichte meinen alten und ehrwürdigen Freunden, dem Herrn Canonicus Breitinger, und dem Herrn Professor Bodmer, in Zürich, zum öffentlichen Zeichen der dankbaren Erinnerung an die unverdiente Güte, womit sie mich in meinen glücklichen Jünglings-Jahren über-

häuft, und der Freundschaft, deren sie mich zu einer Zeit, da die Welt noch nichts von mir wußte, gewürdiget haben. Mit Vergnügen ergreiffe ich diese Gelegenheit zu gestehen, daß, wenn ich einiges Verdienst habe, es hauptsächlich den vieljährigen vertrauten Umgang mit diesen zween vortreflichen Männern, und dem mannigfaltigen Nutzen, den ich daraus gezogen, beyzumessen ist; aber mit gleicher Freymüthigkeit erkläre ich auch, daß ich diesen besondern Beweggrund nicht vonnöthen habe, um ihrem Geist, ihrem Character, und ihren wahren Verdiensten, um die Philosophie und den Geschmack, Verdiensten, welche die Zeit immer reiner glänzen machen wird, eine Hochachtung zu wiedmen, die nur mit meinem Leben aufhören kann.

Wieland.

Allgemeiner Vorbericht des Verfassers.

Die Ursachen, die mich endlich zu dieser neuen und verbesserten Ausgabe meiner Gedichte genöthigt haben, hätten es weit eher thun sollen, wenn ich nicht vorher eine starke Abneigung, die derselben im Wege stuhnd, zu überwinden gehabt hätte. Die meisten dieser Gedichte würden wol niemals ans Licht gekommen seyn, wenn ich vor acht oder zehn Jahren diejenigen Ueberlegungen zu machen fähig gewesen wäre, die mich Erfahrung und reifere Einsichten nur etwas spät gelehret haben. So unvollkommen indessen diese Werke meiner ersten Jugend sind, und so kaltsinnig die Empfindung ihrer Mängel mich etliche Jahre her gegen sie gemacht; so habe ich mir doch nicht verbergen können, daß eine übertriebene Gleichgültigkeit eben so ungerecht als eine allzuzärtliche Liebe lächerlich seyn würde; und wenn ich auch keine an-

dere Ursache hätte, meinen Gedichten einigen Werth zu zutrauen, so wäre diese einige zureichend, daß vom Fusse des Jura bis zum Baltischen Meere eine beträchtliche Anzahl wackrer Leute wohnet, deren Freundschaft ich denselben zu danken habe, und die es mit Recht für eine Beleidigung aufnehmen könnten, wenn ich allzugeringe von demjenigen urtheilte, was ihnen gefallen hat.

So wie die wenigsten, die sich mit der Musick abgeben, sich einen Begrif von der Grösse machen, zu welcher die Musen einen Pergolese, Galluppi oder Graun erheben können; wie die wenigsten, die sich vom Pinsel nähren, nur die kleinste Ahnung von den Ideen der Schönheit haben, die sich dem entzückten Geist eines Raphael und Correggio darstellten: So giebt es auch unter dem dichtrischen Volk nur sehr wenige, welche wissen was die Poesie vermag, und zu was für einer Vollkommenheit der wahre Genie, die wahre Begeistrung, und ein Fleiß, der durch Einsicht in die Geheimnisse der Natur und der Kunst geleitet wird, ein Werk zu bringen fähig sind. Wäre die Anzahl derer, die dieses wissen, nicht so klein, so würde die Anzahl derer, die zum Vergnügen der

Welt zu schreiben glauben, nicht so groß seyn; so würden wir nicht alle Jahre eine so unendliche Menge von Oden und Liedern, Trauer- und Lustspielen, Romanen und poetisch-moralischen Mißgeschöpfen zu sehen bekommen; es würden nicht so viele academische Müssiggänger, von gährendem Bier und von ganz un-Anackreontischen und un-Tibullischen Mädchen berauscht, aus der Leyer Anackreons oder Gleims die Mißtöne einer Spanischen Guitarre zwingen; unsere Ohren würden nicht durch so viele übel versificirte und unsingbare Gesänge zerrissen werden, deren Verfasser nur nicht davon gehört zu haben scheinen, daß die Sprache der Musen eine Art von Musick ist, welche die zartesten Sayten der Seele rühren soll: Und selbst gute Scribenten würden sich mehr nach der Correction bestreben, deren Mangel an vortreflichen Werken desto unerträglicher ist, weil er meistens in kleinen Nachlässigkeiten besteht, die oft leicht zu vermeiden gewesen wären.

Wie viele Schriftsteller haben wir, die sich selbst nichts verzeihen; und wie klein wird eine aristarchische Beurtheilung die Anzahl nur der einzelnen Gedichte finden, in denen kein unschickliches Wort,

kein dunkler oder schielender Ausdruck, keine falsche Metapher, kein Füllwort, kein harter Vers und kein gezwungner Reim, den Geschmack oder das Gehör beleidiget; worin nichts niedrig, nichts schwülstig, nichts zu matt, nichts zu stark, nichts zu gedehnt, und nichts zu kurz gesagt wird; worin alles Harmonie, alles Musick ist? Es ist vielleicht genug zum Beweis hievon, unsern Hagedorn anzuführen, den ächten Horatz unserer Nation, wenn anders jemand diesen Namen verdienen kann; den Dichter, den an Feinheit des Geschmacks keiner (von welcher Nation er sey) übertroffen hat, und dem wenige an Fleiß jemals gleichen werden; wenn er, der unter allen unsern Dichtern seine Werke am meisten gefeilt zu haben scheint, nicht durchgängig correct ist. —— Ich höre, was für ein Zuruf mich unterbricht. —— Und können dann unsere Aristarchen so unbillig seyn zu glauben, daß ich, indem ich von Correction rede, nicht wisse, daß ich mir selbst das Urtheil spreche? Sollen wir aber den Pflichten das mindeste deswegen vergeben, weil wir uns bewußt sind, daß wir sie übertretten haben; oder sollen wir (wie gewisse sinnreiche Geister unserer Zeit) die Moral

verfälschen, damit wir unsere Laster Tugend nennen können? ——— Doch ich entferne mich von der Betrachtung, die ich angefangen hatte. Ich verwies es den Dichtern und mir selbst, daß die meisten durch die Gelindigkeit des grössern Theils der Leser verführt, sich selbst allzugelinde sind. Auf der andern Seite aber scheinen mir die Kunstrichter, welche so viel von uns fodern, nicht allemal zu bedenken, ob die Vollkommenheit die sie in unsern Werken vermissen, in gewissen Umständen, in dem Zeitalter, in dem Lande, worinn wir leben, bey den Sitten, bey den Beyspielen, von denen wir unvermerkt angesteckt werden, bey den Zerstreuungen, die wir nicht vermeiden konnten, oder bey den Aufmunterungen die uns gefehlt haben, möglich gewesen sey? Was für eine Art von Kennern müßte der seyn, der von unsrer Nation, in dem itzigen Zeitpunct, einen Xenophon, einen Euripides, einen Menander, einen Apelles oder Phidias fodern wollte? Ich weiß wol, daß es auch unter uns Gelehrte giebt, welche die Alten verbessern können, und Witzlinge, welche beweisen, daß man sie nur darum so vortreflich finde, weil sie schon längst gestorben seyen: Allein ich weiß

auch, daß die erstern als Leute die nur für sich selbst schreiben, in keine Betrachtung kommen, und daß man die andern in die Schule schicken muß. Woher kömmt es aber, daß Griechenland von den Zeiten des Pericles bis in die Regierung des Ptolomäus Philadelphus weit vortreflichere Leute hervorgebracht, als unsere Zeit aufzuweisen hat? Die Natur ist allerdings noch eben dieselbige; weder die Luft noch das Clima hat einigen Antheil an dem Unterscheide; denn die heutigen Griechen sind unter eben demselbigen Himmel, was Künste und Wissenschaften betrift, so barbarisch, als die nordlichsten Europäer. Mich dünkt die wahre Ursache falle so sehr in die Augen, daß man sich wundern muß, wie einige Gelehrte sich so viel Mühe haben geben mögen, eine falsche zu behaupten. Man stelle sich einen jungen Griechen vor, der von den zartesten Jahren an durch alle Arten der Leibesübungen zur Stärke des Hercules und zur Behendigkeit des Merkurs gebildet wurde; der, sobald er erwachsen war, an den Staatsgeschäften oder an den Siegen eines Volkes Antheil nahm, das die Gesetze wie Göttersprüche ehrte, und die Freyheit mehr als das Leben lieb-

te; welcher der Schüler oder Freund eines Sokrates, eines Plato war, der von lauter grossen Beyspielen, lauter Aufmunterungen, lauter glänzenden Hoffnungen umgeben war; der innerhalb der engen Grenzen seines Vaterlandes in Athen die Wohnung der Musen und der Gratien, in Sparta den Sitz der strengen Tugend und der männlichsten Sitten, und in Corinth die Pracht des Asiatischen Reichtums mit dem Griechischen Geschmack vereinigt erblickte: Können wir uns wundern, daß ein junger Mensch, der in solchen Umständen aufblühte, dessen Seele von der Freyheit selbst entwickelt, von den edelsten Beyspielen gebildet, allenthalben von Ideen der Schönheit und Vollkommenheit angestralt, und durch die schönsten Belohnungen und einen allgemeinen Wett-Eifer beflügelt wurde, eine ganz andere Art von einem Manne würde, als wir sind? Was für ein Unterschied, der Mitbürger eines Volks zu seyn, wo den Tugenden und Talenten Statuen aufgerichtet werden; oder unter einem andern zu leben, wo sich beyde allzuglücklich schätzen müssen, wenn sie nur Verzeihung erhalten? Wir wollen nur bey den Dichtern stehen bleiben. Bey uns ist

ein Poet gemeiniglich sonst nichts als ein Poet; Sophokles commandierte mit dem Perikles die Griechischen Völker. Bey uns ist es beynahe lächerlich, selbst seinen Freunden ein Gedicht vorzulesen, worüber man ein fremdes Urtheil hören möchte. Bey den Griechen wurden alle vier Jahre an den Olympischen Spielen poetische Wettstreite gehalten, bey denen die feyerliche Versammlung von allem, was das ganze Griechenland Edles und Ruhmvolles hatte, die Zuhörer und Richter waren; und das allgemeine Zujauchzen eines ganzen geistreichen Volkes war der Beyfall, der den Sieger krönte, wenn alles, was bey uns das vortreflichste Gedicht erhält, in dem zweydeutigen oder erkauften Lob etlicher Zeitungs-Schreiber besteht. Wahrhaftig die Umstände sind allzu ungleich, als daß man von uns eine Vollkommenheit fodern könnte, die wir kaum zu empfinden fähig sind. Was Wunder also, da unsere Verfassung, unsere Erziehung, unsere Sitten, den Musen so wenig günstig sind; daß eine Menge sonderbarer Umstände zusammen kommen müssen, bis unter den poetischen Genien, deren unsre Nation ohne Zweifel so viele hervorbringt als irgend eine an-

dre, einer oder der andre würklich entwickelt und zu demjenigen gebildet wird, wozu ihn die Natur bestimmt hatte?

Diese vorläufigen Betrachtungen scheinen mich fast unvermerkt auf meine eigene Geschichte gebracht zu haben, in welche ich mich desto mehr einzulassen versucht werde, weil meine Gedichte ohne dieselbe nicht richtig beurtheilt werden können. Es sind noch verschiedene andre Ursachen, welche mich dazu bewegen sollten. Aber da ich mich nicht überwinden kann, so viel von mir selbst zu reden, so werde ich mich begnügen das nöthigste zu sagen, und das übrige der Zeit empfehlen, welche selten ermangelt, einem jeden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Die Urtheile, welche gewisse Schriftsteller, die allzubekannt sind, als daß ich sie zu nennen brauche, über meine Gedichte und mich selbst öffentlich ausgesprochen haben, sind einer von den unzählichen Beweisen, die uns das menschliche Leben täglich zeigt, wie leicht man sich im Urtheilen betrügen kann. Man hat mich der Affectation beschuldiget, und mich unter diejenige Art von Nachahmern gestellt, welche Horatz *serva pecora* nennt.

Alle diejenigen, welche etliche Jahre auf die vertrauteste Art mit mir gelebt haben, wissen, daß Aufrichtigkeit und Liebe zur Freyheit unter die Eigenschaften gehören, womit die Natur mich bis zum Ueberfluß zu begaben gut gefunden hat. Ein gerührtes Herz, ein würklicher Enthusiasmus, eine von einem würklichen Gegenstand entzückte Seele, war die Quelle von allem was ich geschrieben habe. Wenn ich hierinn von vielen andern Poeten verschieden bin, so dienet zu wissen, daß ich niemals ein Poet wie diese sind, zu seyn verlangt habe. Uebrigens ist nicht zu verbergen, daß von allen meinen Gedichten der unvollendete Cyrus das einzige ist, welches ich mit Absichten auf das Publicum geschrieben habe. Alle übrigen sind entweder nach der ersten Absicht für einzelne Personen, oder in einer besondern Stimmung der Seele, wovon sie gewisser maassen mechanische Folgen waren, oder in Ermanglung andrer Beschäftigungen, zu meiner eignen und etlicher Freunde Gemüths-Ergötzung aufgesetzt worden. „Gut, „[höre ich die Kunstrichter sagen;] aber warum „habt ihr sie drucken lassen?„ Hierauf, meine Herren, habe ich ihnen keine andre Antwort zu

geben, als eine die ich, ohne Nachahmung, mit dem Grafen von Schaftesbüry gemein habe: Ich sahe den Buchdrucker als meinen *Amanuensis* an, dessen Character sich angenehmer lesen liesse, als meine eigene Handschrift, und dem es leichter ankäme als mir, so viel Copien zu machen, als ich für meine Freunde nöthig hatte. Daß er noch mehr Abschriften gemacht hat, und daß einige auch in Dero Hände gefallen sind, darum hatte ich mich nichts zu bekümmern; er that es auf seine Gefahr, und hatte dabey so gute Absichten, als die Herren von seiner Profession nur immer haben können. Einige haben mir die unverdiente Ehre angethan, mich zum Waffenträger eines bekannten Gelehrten zu machen, der in der critischen und poetischen Welt allzu berühmt ist, als daß ich nöthig hätte ihn zu nennen. —— Andere haben mich gar beschuldiget, daß ich mit nichts geringers umgehe, als das Haupt einer poetischen Secte zu werden. Die ersten haben mir mehr Niederträchtigkeit, und die andern mehr Ehrgeitz zugetraut, als ich fähig bin. Jene scheinen ihre Meynung hauptsächlich auf die Freundschaft gegründet zu haben, womit dieser würdige

Mann von meinem achtzehnten Jahre an mich beehrt hat. Allein sie haben sich vielleicht in den Ursachen und Absichten unsrer Freundschaft betrogen. Er war mein Freund, weil er ein Menschenfreund ist, und ich liebte ihn, weil er seines Geistes, seines Herzens, und seiner Verdienste wegen, die Liebe aller rechtschaffnen Leute verdient. Wenn mich diese Liebe ehedem vielleicht in eine kleine Enthusiasterey gesetzt hat, so war es keine Affectation, keine Schmeicheley, zu welcher ich meiner Gemüthsart nach gerade so aufgelegt bin, als der Misanthrope des Moliere; sondern eine natürliche Würkung der damaligen Lebhaftigkeit meiner Empfindungen. So wenig ich aber jemals eine Zeile geschrieben habe, um ihm den Hof zu machen; so wenig ist mir jemals der Gedanke in den Sinn gekommen, meine Art zu dichten, wie man mich beschuldiget hat, für ein Muster, und die flüchtigen, unausgebildeten und unzeitigen Geburten meiner jugendlichen Muse für untadeliche Meisterstücke auszugeben. Und was besonders diejenige Art von Ehrgeitz betrift, die dazu erfodert wird, es sey nun als Ritter oder Stallmeister, sich mit den poetischen Riesen, Zwergen, Maul-

eseltreibern und bezauberten Mohren einzulassen, so versichre ich, so wahr mir die Musen günstig seyn mögen! daß sie mich niemals angefochten hat; und überhaupt muß ich bey diesem Anlas gestehen, daß ich nach der allergenauesten Selbstprüfung, schon vorlängst die Entdeckung gemacht, daß mir die Natur den Ehrgeitz gänzlich versagt hat, der die Gelehrten, es sey nun daß sie sich in Prosa oder Versen, in Reimen oder Hexametern, zu verewigen suchen, begeistern soll; und von welchem ich nur nicht einmal fähig bin, mir einen deutlichen Begrif zu machen.

Endlich sind auch über den ernsthaften Inhalt, oder wenigstens den platonischen Schwung meiner Gedichte, grosse Klagen geführt worden. Gewisse berühmte Kunstrichter haben daher Anlas genommen, ihre feine Gabe im Spotten mit solchem Nachdruck zu zeigen, daß es beynahe Schade wäre, wenn ihnen dieser Anlas nicht gegeben worden wäre. Was ich hierauf zu sagen nöthig achte, ist dieses: Meine natürliche Neigung hat mich, seitdem ich mich selbst empfinde, eben so sehr getrieben, das Wahre und Gute, als das Schöne zu suchen; und mein natürliches Geschick, mit den

Augen zu sehen, (worinn, nach der Meynung des König Salomons, der wesentliche Unterscheid zwischen den Weisen und Thoren bestehen soll) hat mich gar bald einsehen lassen, durch was für ein unauflösliches Band die Natur diese drey characteristischen Eigenschaften ihrer Werke mit einander verbunden hat. Meine vornehmste Bemühung war daher allezeit zu wissen und zu empfinden, quid verum atque decens; und von der Begeistrung, worinn ich durch die Ideen des Wahren und Schönen, die mich desto stärker rührten, da sie mir neu waren, gesetzt wurde, ist alles dasjenige entsprungen, was die besagten Kunstrichter mit einer ganz unglücklichen Vermuthung, irgend einer Tartüffischen Affectation beyzumessen beliebt haben. Doch es ist Zeit, eine Apologie zu enden, welche vielen vielleicht ganz überflüssig scheinen wird. Das Schicksal hat mich in Umstände gesetzt, wo Beschäftigungen, die mit den Musen und Gratien im vollkommensten Gegensatz stehen, mir kaum abgebrochne Stunden übrig gelassen haben, die Versuche meiner glücklichern Jugend in etwas auszubessern. Ich werde also für künftige Gedichte keine Apologie nöthig haben; und in-

dem ich hiemit meinen poetischen Lebenslauf beschliesse, finde ich mich beynahe in den Umständen des Theophrast, welcher bey seinem Ende sich beklagt haben soll, daß er gerade zu der Zeit sterben müsse, da er durch eine lange Erfahrung endlich gelernt habe, wie man leben sollte.

Biberach, den 18. August Ao. 1761.

Die
Natur,
oder
die vollkommenste Welt.

Ein Lehrgedicht
in
sechs Büchern.

Vorbericht.

Das System dieses Gedichts hat einen Ursprung, wodurch es vielleicht von allen andern Systemen in der Welt unterschieden ist. Es war die Frucht eines enthusiastisch-philosophischen Gespräches zwischen einem noch sehr jungen und sehr platonischen Liebhaber, und seiner Geliebten; und wenn die Musen die Poesie desselben so gewiß eingegeben hätten, als die Liebe das System, so würde es gänzlich so beschaffen seyn wie ich es wünschte. Doch die Musen hätten thun können was ihnen beliebt hätte, wenn es nur unter den Augen derjenigen wäre geschrieben worden, für die es bestimmt war; vermuthlich würde es alsdann eine ganz andere Gestalt bekommen haben. Die unverständliche und einschläfernde Metaphysick des zweyten und dritten Buchs, die Widerlegung der Monaden, und des physicalischen Einflusses würden weggeblieben, und das Ganze würde sich selbst gleicher geworden seyn. Da es aber in einer sehr schwermüthigen Einsamkeit aufgesetzt wurde, und der Verfasser noch die Ungereimtheit begieng, zu einem so antilucrezischen Gedicht sich den Lucretz zum Muster zu nehmen; welches nicht geschehen wäre, wenn er damals den Pope schon gekannt, oder einen Freund gehabt hätte; so blieb die Aus-

führung sehr weit unter der ursprünglichen Idee des Vorhabens. Der Verfasser, damals wenig über siebenzehn Jahre alt, brachte nicht mehr Zeit damit zu, als die drey ersten Monate des Jahrs 1751. Kaum war es auf dem Papier, so bemeisterte sich schon ein andrer Gegenstand der Aufmerksamkeit des Dichters, welcher ohnehin limæ impatiens war, und es in seinem damaligen Alter nicht weniger seyn konnte. Er überließ also sein Lehrgedicht dem Herrn Prof. Meyer, von dessen Urtheil es abhangen sollte, ob es gedruckt werden sollte oder nicht. Wie ernst dieses dem Verfasser gewesen, ist daraus zu schliessen, weil er nicht einmal eine Copie davon behielt, als er es nach Halle sandte. Dieses einzige ist noch zu bemerken, daß der Poet damals sein System würklich glaubte; und sein Gedicht, dessen Mängel er wol empfand, nur deswegen gedruckt haben wollte, weil er durch den Inhalt desselben der Welt ein Geschenk zu machen glaubte.

Vorläufige
Anmerkungen
über
die vollkommenste Welt,
von welcher dieses Lehrgedicht ein Entwurf ist.

Im Jahr 1751. aufgesetzt.

Bey dem Lehrbegrif, welchen ich hier in Verse eingekleidet, der Welt übergebe, war mein Haupt-Absehen, die vollkommenste Welt, welche möglich ist, zu schildern, und zu zeigen, daß diejenige, von welcher wir einen sehr unansehnlichen Theil inne haben, eben nach diesem vollkommensten Grundriß gebauet sey. Es ist bekannt, daß es so lange noch nicht ist, daß man von dem Schöpfer und seinen Werken sehr unwürdige Gedanken unter denjenigen geheget hat, von welchen man eine vollkommnere Erkenntniß GOttes als von andern Menschen, fordern kann. Diejenige, welche sich unterstuhnden, ihre Ideen über die Meynungen des Pöbels zu erhöhen, wurden verketzert, und manche sind mit dem abscheulichen Zeichen der Gottesläugner gebrandmarket worden, welche weit grösser von GOtt gedacht haben, als einige heilige Väter der Kirche.

Die glückseligen Zeiten, welche seit dem fünfzehnten Jahrhunderte durch die Wissenschaften über den Occident ausgebreitet worden sind, haben endlich, unter unzähligen andern herrschenden Vorurtheilen, auch dieses verbannet, welches die Mutter der unanständigen Begriffe war, womit man den Schöpfer und sein ihm ähnliches Werk schändete. Ich habe nie ohne empfindliches Vergnügen die Stellen gelesen, worinn der scharfsinnige Descartes uns einschärft, daß man von den Werken GOttes nicht zu groß und erhaben denken könne. Der Platon der Teutschen, hat eben diese Idee; und es hat ihm geglückt, sie in seinem Lehrgebäude viel besser auszuführen als Descartes. Seine allgemeine Harmonie ertheilet seiner Welt eine Grösse und Schönheit, welche allen philosophischen Köpfen einnehmend vorkommen muß. Ich habe geglaubt, daß der Herr von Leibnitz diese Harmonie noch nicht so weit getrieben, als es möglich ist; und indem ich mir seine Lehrsätze und die Meynungen andrer Weisen zu Nutze gemacht, bin ich auf den Lehrbegrif gerathen, von dem dieses Lehrgedicht einen Entwurf giebt.

In der vollkommensten Welt, welche ich schildre, sind alle mögliche Verschiedenheiten, und sie sind doch alle auf das vollkommenste übereinstimmig. Ein Zweck, eine Endursache ruffet sie und verbindet sie in Einem. Majestät, Einfalt, Schönheit, Harmonie, und dieses alles im möglichst höchsten Grade, dieses ist die Seele meiner Welt.

In dieser Welt ist GOtt eine wahrhaftige Monas, fast in dem Sinn, welchen Pythagoras diesem Worte beylegte. Er ist nicht nur das allereinfachste Wesen, weil in ihm die allervollkommenste Uebereinstimmung ist; sondern er ist auch der Mittelpunct, in welchem sich alle Geschöpfe vereinen; oder wenn mir dieser Gleichniß-Ausdruck auch in Prosa erlaubt ist, der Quell, aus welchem alles fliesset, und in welchen alles zurückströmet. Dieser Lehrbegrif muß sehr natürlich seyn, weil fast alle alten Weltweisen, sonderlich die ältesten unter den Chaldäern und Aegyptiern selbst auf ihn gerathen, ob ihn gleich eine in den Morgenländern zu sehr ausschweifende Einbildung, und ein noch wenig gereinigter und geübter Verstand in zu sinnliche Begriffe verhüllt hat.

Die Welt, wie ich sie entwerffe, kann die Benennung Dyas mit noch besserm Rechte führen, als die Materie, welcher sie der Weltweise von Samos giebt: Denn ein jeder Theil der Welt ist nach meinen Begriffen ein Zusammengesetztes aus geistigen und körperlichen Kräften, welche mit einander übereingestimmt sind; und das ganze All bestehet aus Geistern und Cörpern, deren Bewegungen einander aufs genaueste antworten.

Wenn die Welt das höchste und ursprüngliche Wesen wäre, so würde sie kein Muster haben. Denn wornach könnte sie gebildet seyn, wenn sie selbst alle Vollkommenheiten enthielte? Sie ist aber abhängend, und ein Werk eines unendlichen Geistes. Der Begrif

einer Welt bringt dieses mit sich, und ich habe im ersten Buch einen kleinen Theil der Thorheiten angezeigt, worein diejenige fallen, welche das Gegentheil behaupten. Da also Etwas und nur ein Einiges ist, welches vortreflicher als die Welt ist, und von dem sie ihren Ursprung ziehet; so ist sie ohne Zweifel nach diesem Wesen gebildet, welches vollkommener als sie ist. Dieses ist der Grund, worauf der Hauptsatz meines Systems beruhet, die Welt muß GOtt so ähnlich seyn als möglich ist. Da nun in GOtt eine Vereinigung aller unendlichen Vollkommenheiten ist; so muß auch die Welt so viele Realitäten besitzen, als sie fassen kann.

Der Timäus des Platon enthält viele Gedanken, welche einige der meinigen veranlasset haben. Ich rechne diejenige Stelle darunter, wo er nach verschiedenen vorangeschickten Betrachtungen behauptet, daß das vollkommenste Wesen nichts anders als das vollkommenste Werk hervorbringen könne. Da nun ein empfindendes und verständiges Wesen nothwendig herrlicher sey als ein lebloser und unempfindlicher Klotz, zum Empfinden aber eine Seele gehöre: so sey das ganze All nothwendig nur ein Thier, das ist ein lebendes und von einer allgemeinen Seele beseeltes Wesen. Auf diese Art habe der Schöpfer die Idee des Vollkommensten, die er sich vorgestellt, glücklich ausgeführt, und die Welt sey also ein Thier, ein verständiges Thier, das von der Vorsehung GOttes abhängt. Nunmehr fragt er sich selbst: Nach welchem Thiere GOtt

wol diese Welt nachgebildet haben werde? Er schliest die uns sichtbare Thiere von dieser Ehre aus; sie sind zwar alle in ihrer Art schön, ja einige sind es in einem ausnehmenden Grade; indessen fehlet doch allen etwas, und sie sind nichts weniger als in allen Stücken vollkommen. Er glaubet also, wenn die Welt ein solches Thier sey, worinn alle übrige enthalten sind, so habe sie die möglichste Grösse der Vollkommenheit, die sie erreichen könne. Die vollkommenste Welt ist ihm also ein einziges beseeltes und verständiges Wesen, welches alle übrige unvollkommenere in sich fasset. Dieses ist ein Stück des Systems des göttlichen Platon. Man müßte ganz unfähig seyn, geistige Schönheiten zu empfinden, wenn man die schöne Harmonie, welche in diesem scharfsinnigen Lehrgebäude stralet, übersehen sollte. Indessen wird es doch durch viele Unrichtigkeiten verstellt. Es ist gewiß, daß die Welt alle Thiere enthält, und daß die Gestirne Thiere sind; es ist aber unrichtig, daß die Welt selbst ein Thier sey. Wer das ganze System des Platons kennt, wird finden, daß diese Meynung seinen übrigen Sätzen sehr gemäß ist, sie ist aber deswegen noch nicht wahr. Er macht die ganze Welt zu einer Sphäre; wir aber beweisen, daß sie der Grösse und Ausdehnung nach unendlich ist. Da er die kleinern Sphären zu Thieren macht, und einer jeden eine ätherische Seele zugiebt, so war es den Begriffen der Ordnung gemäß, auch diejenige Sphäre zu beseelen, welche die höchste ist und alle übrige in sich schließt, und ihr eine allgemeine

Seele zu geben, in welcher alle übrige weben. Nach den Begriffen unsers Systems könnten wir nichts geringers als GOtt zur Seele der Welt machen; und wenn dieser Ausdruck so gereiniget wird, daß man darunter bloß dasjenige Wesen verstehet, welches das ganze All beweget und in der Wirklichkeit erhält, so enthält er nichts der Gottheit nachtheiliges.

GOtt ist das Muster, wornach die Welt gebildet ist. Dieser platonische Satz ist der Mittelpunct der Vollkommenheit unsers Systems. Da nun GOtt unendlich, die Welt hingegen voller Schranken ist, so kann die vollkommenste Welt nicht aus einer einzigen Substanz bestehen. Ein endliches Wesen ist nicht fähig, alle Vollkommenheiten Gottes einzunehmen. Es müssen also viele ja unendlich viele seyn, in welchen die Vollkommenheiten Gottes stückweise und den Graden nach ausgedruckt und nachgeahmt sind. GOtt ist ein empfindendes Wesen; es müssen demnach alle einzelne Substanzen, welche Bilder der Gottheit sind, zur Empfindung geschickt seyn. Eine jede derselben ist ein Bild Gottes, eine jede aber ist es auf eine neue und verschiedene Art; sie gleichet ihrem Urbild mehr oder weniger, sie stellet es aus einem hellern oder dunklern, aus einem vollständigern oder unrichtigern Gesichtspunct dar. Da die höchste Vollkommenheit der Welt darinn bestehet, daß sie die Vollkommenheiten Gottes so viel als möglich ist abbildet; so kann eine Welt, worinn nur ein einziges mögliches Bild der Gottheit, so schwach und schatticht es auch seyn mag, vermißt wird, die

vollkommenste nicht seyn. Es fehlet ihr eine mögliche Schönheit, eine Nachahmung GOttes, eine Realität, welche mit den übrigen sehr verträglich wäre. Dieses ist es, warum wir in unsre Welt alle Möglichkeiten eingeschlossen haben.

Der Einwurf würde Mitleiden verdienen, welchen man mir machen könnte, wenn man glaubte, daß vielleicht nicht alle mögliche empfindende Wesen ein Ganzes mit einander ausmachen könnten. Man ist in der That unfähig, nur das geringste zum Beweis desselben zu sagen. Ich verstehe unter möglich, was es in der That, was es in den Augen Gottes ist. Denn vielleicht könnte mancher redende Bildsäulen und solche Singmaschinen, dergleichen Bayle im Artickel Rorar erdichtet, für möglich halten, für welche freylich in der vollkommensten Welt kein Raum ist. Es ist nichts möglich, als was GOtt für möglich erkennt, und dieses macht er auch wirklich. Dieser Begrif sezet meine Meynung schon über alle Einwürfe hinweg. Was in der besten Welt, welche alle Realitäten in sich fasset, unmöglich ist, das ist überhaupt unmöglich und ein blosses Hirngespinnst, das so wenig wirklich seyn kann, als ein Zephyr aus Norden. Ueberdem rede ich weder von dem kleinen Klumpen Erde, welchen wir bewohnen, noch von dem Sonnenwirbel, in welchem er schwimmt. Die Rede ist von der vollkommensten Welt, welche unendlich groß, und worinn für alle mögliche Wesen und Verknüpfungen derselben Raum

genug ist. Ein Geschöpf, wie uns der Herr Brockes in einem seiner Träume eines beschreibt, ist in unserer Erde unmöglich; was hindert aber, es in den Mond oder irgend einen Begleiter des Jupiters zu setzen? Ohne Zweifel sind die vollkommene Menschen, welche Klopstock so liebenswürdig im fünften Gesang des Messias schildert, unter uns ganz und gar unmöglich; ja es war unmöglich, daß die Erde lauter dergleichen nähren sollte; vielleicht aber sind eben diese in einem andern Planeten wirklich. Die meisten Einwürfe, welche man gegen meine vollkommenste Welt machen wird, werden von der Art desjenigen seyn, den ich jetzo weggeräumet habe. Ein eingeschränkter Begrif, der das ganze All nicht übersehen kann, wird die Quelle derselben seyn.

Alle diese mögliche empfindende Wesen, welche die beste Welt in sich fasset, sind Bilder der Gottheit! Welch ein unendliches Feld zu den angenehmsten Betrachtungen für einen Weltweisen! Ich werde jetzo nur einige Schritte in demselben thun, theils weil dieses zu meinem Vorhaben hinlänglich ist, theils um meinen Lesern das Vergnügen zu lassen, die zarte Wollust zu empfinden, welche uns dergleichen Ueberlegungen machen, wenn wir sie aus uns selbst zeugen.

Alle Geistigkeiten haben gleichsam gewisse Grundlineamenten vom Bilde GOttes mit einander gemein, und der Unterschied, welcher die einzelnen Arten und Geschlechter bestimmt, bestehet bloß in dem, was zu diesen Hauptzügen hinzu kömmt. Welches sind denn

diese ersten Linien? Wir werden sie entdecken, wenn wir uns die Hauptkräfte in GOtt abgesondert vorstellen werden. In GOtt ist 1.) die vollkommenste Kraft, Vorstellungen von Wahrheiten zu zeugen, 2.) das grösseste Vermögen, Vergnügen zu empfinden, 3.) die reineste und zärtlichste Liebe zur Vollkommenheit, und 4.) die höchste Kraft, etwas von ihm abhängendes wirklich zu machen, oder die Schöpfungskraft. Man lasse nur das Merkmal vollkommenst aus, welches der Gottheit eigen ist, so hat man was in allen Geistigkeiten anzutreffen ist, und was das Allgemeine des Bildes Gottes in ihnen ausmacht. 1.) Eine jede Geistigkeit stellt sich Wahrheiten vor, oder empfindet. Nicht alle können ihre Vorstellungen bearbeiten, allgemein machen, willkührlich verbinden, Schlüsse herausziehen; alle aber können empfinden, oder sich gewisse ausser und in ihnen wirkliche Begebenheiten vorstellen. Dieses ist der erste Grundzug; eine Nachbildung des göttlichen Verstandes. Eine jede Geistigkeit besitzt 2.) ein Vermögen, Vergnügen zu empfinden; die Natur des Empfindens bringt es mit sich, daß gewisse Ideen Lust und Freude erwecken; und die Erfahrung weist uns dieses auch am kleinesten und schwächesten Wurme. Dieses hat er mit dem Seraph gemein; obgleich die Wollust, deren dieser fähig ist, unendlich viel grösser, reiner, feiner, und beständiger ist. Wer siehet hierinn nicht die Nachahmung der seligsten Zufriedenheit, welches GOtt in dem deutlichsten und unveränderlichsten Bewußtseyn seiner Gottheit, und dem Anschauen aller

Vollkommenheiten, welche er in und ausser sich sieht, auf die erhabenste Weise geniesset? Die Liebe zur Vollkommenheit, welche einer jeden Geistigkeit natürlich ist, ist der dritte Grundzug des Bildes GOttes, welcher seine vollkommenste Neigung zum Guten ausdrücket. Es fleußt aus der Natur der Vollkommenheit, daß sie Liebe erweckt. Freylich besitzen nicht alle das erhabne Vermögen, die scheinbaren Schönheiten von den wahren zu unterscheiden, die Grade des Vollkommenen und ihre Liebe nach denselben zu bestimmen, und ihre Wünsche nur standhaften und grossen Gütern zu zuwenden. Nicht alle haben so viel Stärke, ihr irrdisches Glück für das Wol ihrer Brüder dahin zu geben, wie ein Leonidas; und nicht alle können so zärtlich und edel lieben, wie eine Portia. Indessen haben doch alle wenigstens eine Neigung zu sinnlichen Vollkommenheiten. Von dieser wird die kleinste Raupe bewegt, und der glänzendste Seraph schämet sich ihrer nicht; ja man kann sagen, daß GOtt selbst sich am Anschauen der sinnlichen Vollkommenheiten seiner Geschöpfe vergnüge, indem sie ja wirkliche Vollkommenheiten sind, ob ihnen gleich nur ein geringer Grad der Treflichkeit zukömmt, wenn sie mit dem ewigen, unveränderlichen, beständigen und GOtt-ähnlichern vergliechen werden. Die Schöpfungs-Kraft ist das vierte, was in dem empfindenden Wesen durch das Vermögen etwas von ihnen abhängendes wirklich zu machen, abgebildet wird. Ich rechne hierzu nicht nur die Schöpfung der Ideen, der Phantasiebilder u. dgl. sondern vornemlich was sie durch

Hülfe des ihnen zugeselleten Cörpers verrichten, und wovon die Begierden der Seele gleichsam die ersten Triebfedern sind. Wir wollen zu diesem allen, was von der Aehnlichkeit mit GOtt, welche das Wesentliche der Geistigkeiten ist, nur berühret worden, eine gewisse Art der Unabhänglichkeit hinzu fügen, nach welcher eine jede derselben nur von GOtt, sonst aber von keiner andern endlichen Substanz abhänget. Es scheint zwar in unsrer Welt, als ob die geringern Substanzen von den vollkommnern abhiengen, und durch dieselbe eingeschränkt würden; es scheint aber nur so, und befindet sich bey einer genauen Untersuchung ganz anders. Eine jede Geistigkeit besitzet eine Kraft, welche durch verschiedene Perioden geht, und in einer jeden derselben eine gewisse Art der Einschränkung hat, welche sie nicht von andern bekömmt, sondern die ihr natürlich ist, weil sie aus ihrem eigenen Wesen fließt. Die Verhältnisse derselben aber werden von dem weisesten Erfinder der besten Welt nach ihrer Aehnlichkeit und Harmonie bestimmt. Diejenige also, welche ähnliche Einschränkungen haben, kommen einander am nächsten; diejenige, welche vollkommener sind, behaupten zwar ihren Vorzug vor jenen, aber ohne wirklichen Nachtheil derselben; und wo ja eine Collision entstehet, so wird sie durch ihrer beyder Wesen gleich nothwendig verursachet, und hindert beyder Hauptzweck nicht. Es ist also keine Substanz der andern in der That schädlich; eine jede entwickelt sich und steiget nach ihren eigenen Gesetzen; ihre Zusammenfügung vermehret zwar die

gemeinschaftliche Vollkommenheit, ziehet aber keinen wirklichen Schaden nach sich. Wir betrügen uns, wenn wir glauben, Titius, welcher ein Unterthan ist, werde durch Cajus, der sein Herr ist, eingeschränkt. Die natürliche Einschränkung des Titius erfoderte, daß Titius in der bestimmten Periode ein Unterthan seyn muste; und daß er gerade dem Cajus dienet, ist bloß eine Folge der allgemeinen Harmonie, nach welcher Cajus sich jetzt am besten schickte sein Herr zu seyn. Kurz, wie es möglich wäre, den Cajus und alle übrige Dinge ausser ihm zu vernichten, so würden die innerlichen Umstände des Titius keine bessere seyn, als seine jetzige. Dieses nenne ich die Unabhänglichkeit der Geistigkeiten, nach welcher eigentlich keine um der andern willen da ist, sondern eines deswegen mit dem andern in diesem oder jenem Verhältniß stehet, weil die Uebereinstimmung ihrer beyder Wesen es so mit sich bringet.

Dieses sind die wenige Betrachtungen, in welchen ich dasjenige zusammengezogen und zum Theil auch erweitert, was ich im zweyten Buche von dem Bilde GOttes in den Substanzen gelehret habe. Aber welch einen Begrif giebt uns dieses von der Welt? Von deren jeder Theil eine Nachahmung, ein Spiegel der Gottheit ist; und welche, wenn ich dieses Wort gebrauchen darf, gleichsam aus lauter Untergöttern bestehet. Denn der ist ein GOtt, sagt der platonische Cicero irgendwo sehr schön, welcher lebet, empfindet, sich erinnert,

vorsiehet, herrschet und wirket, und seinen Leib beseelet, wie die Gottheit die Welt.

Es ist schon oben etwas von der unendlichen Verschiedenheit der Wesen gedacht worden, welche durch ihre unzählbare Menge und durch den Satz der Unmöglichkeit zweyer nicht zu unterscheidender verursachet wird. Der Unterschied zwischen GOtt und der vollkommensten Creatur ist unendlich, und der Abstand des vortreflichsten Geschöpfes vom unvollkommensten scheinet eben so groß zu seyn. Und dieser ganze unendliche Raum ist mit unzählbaren Arten und Geschlechtern angefüllet, welche alle darinn wesentlich unterschieden sind, daß sie GOtt ähnlicher oder unähnlicher sind. Ist hierinn viel unbegreifliches, so bedenke man, daß es unmöglich ist, das Unendliche zu messen.

Ob wir gleich die höchste Classe der Geistigkeiten untrüglich anzugeben nicht vermögen, so können wir sie doch mit allgemeinern Prädicaten bestimmen. Diejenige, welche dieselbe ausmachen, sind GOtt am ähnlichsten. Ihr Geist ist am meisten aufgeheitert und entwölkt, ihre Sinnen sind die feinsten, und ihre Kräfte die grössesten. Ihr Herz ist voll erhabner und reiner Bewegungen, und alle ihre Triebe und Handlungen sind voll Richtigkeit und Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Ordnung. Doch kann ich diese glänzende Geister wol besser abbilden als unser erhabene Klopstock, welcher einen aus dieser Sphäre, von der ich rede, so unnachahmlich schön geschildert hat?

GOtt nennt ihn seinen Geliebten, der Himmel Eloa; vor allen,
Die GOtt erschuf, ist er groß, der nächste dem Unerschaffnen.
Denkt er, so ist ein Gedanke von ihm so schön als die Seele,
Als die ganze Seele des Menschen, geschaffen der Gottheit,
Wenn sie, ihrer Unsterblichkeit würdig, gedankenvoll nachsinnt.
Sein umschauender Blick ist schöner als Frühlingsmorgen,
Lieblicher als die Gestirne, da sie vorm Throne des Schöpfers
Jugendlich neu und voll Licht mit ihren Tagen vorbeyflohn.

Da Aehnlichkeit und Uebereinstimmung das Grundgesetz der Einrichtung der vollkommensten Welt seyn müssen, so werden die Hauptgeschlechter der Geistigkeiten in gewisse Sphären oder Kreise getheilt seyn, worinn einem jeden sein Aufenthalt angewiesen ist, bis die Periode kömmt, welche ihn einem höhern zuführt. Diese Gott ähnlichen Geister also, von welchen uns Klopstock eine so schöne Beschreibung macht, werden die höchste Sphäre einnehmen.

Es ist uns unmöglich zu bestimmen, in welchen Graden die Vollkommenheit in den übrigen Kreisen, deren Anzahl unendlich ist, abnehmen wird. Da aber nicht alle Cherubim und Seraphim seyn können, so treffen wir auch Menschen-Aehnliche, Menschen, und noch unvollkommnere Thiere an. Alle diese mögen sich in unsern Sonnenwirbel begeben, von welchem uns glaublich dünkt, daß er den unvollkommensten Theil der Welt enthalte.

Doch in die beste Welt gehören alle mögliche Geistigkeiten; und da man bisher gemeiniglich einige Arten von Geschöpfen mit Unrecht für unbeseelte Maschinen gehalten hat, so haben wir ihnen in unserm System ihr Recht wiederfahren lassen. Ich meyne hier vornemlich die Pflanzen. Ich finde, daß sie schon Empedocles für beseelt gehalten; denn in einem paar Ver-

sen, welche man im Clemens von Alexandria, und aus ihm auch im Cudworth finden kann, will er selbst eine Pflanze gewesen seyn; allein seine Meynung scheinet von der meinigen verschieden zu seyn, indem er als ein Pythagoräer ohne Zweifel die Rückwandlung in die Cörper der niedrigen Thiere und Pflanzen darunter verstehet, welche ganz ungereimt ist. Die so genannte Seele, welche ihnen Aristoteles zugiebt, und die er, um ihr einen weit aussehenden Namen zu geben, die Wachsendmachende nennt, ist nichts wenigers als die, welche ich ihnen im vierten Buche zugestehe, welche ein geistliches und empfindendes Wesen ist, und ihren Grad in dem Maaßstab der Vollkommenheit unter den pflanzenartigen Thieren einnihmt. Wir haben in dem vierten Buche so viel gesagt, einer Meynung, die so natürlich und den Gesetzen der Ordnung so gemäß ist, einen Schein der Gewißheit zu geben, daß wir hier gar füglich, ohne uns länger bey den Pflanzen zu verweilen, zu einer andern Art von Seelen eilen dürfen, welche wir dem Platon abgenommen, und der besten Welt einverleibet haben.

Dieses sind die Gestirne. Fast alle der ältesten Weisen, nebst einer grossen Schaar ihrer jüngern Nachfolger, haben sie für beseelt gehalten; und das wenige, was wir gewiß von ihnen wissen, ist nicht hinreichend, uns das Gegentheil zu zeigen. Plato macht vier Eintheilungen der Thiere: Die göttlichen nehmen die Oberstelle ein; und dieses sind die Gestirne, welche der Schönheit wegen aus dem reinsten Feuer bestehen,

und um dem vollkommensten Thier, der Welt, ähnlich zu seyn, die sphärische Gestalt haben, welche Plato für die schönste hält, wie sie es denn auch unter den geometrischen Figuren und Cörpern wirklich ist. Mit diesen Göttergestalten, wie sie Ovid nennet, füllet Platon die oberste Sphäre an. Man siehet leicht, was bloß willkührlich hierinn ist. Der Beweis, den ich für meine im vierten Buch vorgetragene Meynung nehme, ist die Möglichkeit solcher Gestirnseelen; (und man weiß, daß die Möglichkeit eines Dinges genug ist, um ihm einen gegründeten Anspruch auf die Wirklichkeit in der vollkommensten Welt zu verschaffen.) Und die Analogie und die Gesetze der Ordnung geben ihr ein grosses Gewicht. Wenn wir nichts dabey gewinnen, so erhalten wir doch den Vortheil, weder zu einer unbekannten und nichts sagenden Anziehung fliehen zu dürfen, noch die Dämonen mit einer so beschwerlichen Arbeit zu bemühen, wenn wir der Bewegung der himmlischen Cörper eine allgemeine Ursache geben wollen. Denn nach unserer Meynung liegt dieselbe in der Beschaffenheit der Arten der Gestirne und in dem innern Zustand ihrer Seelen, welchem ihre Bewegungen allemal gemäß seyn müssen.

Bey dieser Gelegenheit muß ich auch mit ein paar Worten der sphärischen Harmonien gedenken, mit welchen Pythagoras und Platon ihre Lehrgebäude übereinstimmiger machen, und deren ich in meinem Gedichte oft gedenke. Die platonische Vorstellung des ganzen Weltsystems, und der acht Sphären, durch deren

Bewegung diese himmlische Musick zuwegengebracht wird, macht im Traum des Scipio einen sehr angenehmen Abschnitt aus. Ich finde nichts weniger als was unmögliches darin, daß die sehr regelmäßige Bewegungen der Gestirne, wenn sie von dem Schöpfer in die gehörige Verhältnisse gebracht worden, in der sie umfliessenden Himmelsluft Veränderungen hervor bringen, welche in den Ohren himmlischer Zuhörer sehr harmonisch klingen mögen. Diese Idee kömmt mit den Begriffen der himmlischen Cörper, ihrer Bewegung, des Schalls und solcher Ohren, welche dazu gebauet sind, sehr wol überein. Brauchen wir aber was mehrers als ihre Möglichkeit, um die beste Welt mit ihnen zu verschönern? Kann man beweisen, daß sie einen höhern Zweck hindern würden? Kurz, wenn der vollkommensten Welt keine mögliche Harmonie fehlen darf, so hat ohne Zweifel die Harmonie der Sphären eine mehr als poetische Wahrheit. Uebrigens dünkt mich die Antwort der Platoniker sehr übel ausgesonnen, welche sie den Fürwitzigen geben, die gern etwas von dieser himmlischen Musick hören möchten. Man sagt, dieses Getöne sey zu heftig, als daß wir es hören könnten; und man führet zur Bekräftigung die Einwohner der Gegenden um den Nilfall an, welche von dem starken Getöse des über die Felsen herabstürzenden Nils taub werden, und also gar nichts davon hören. Allein wenn es mit uns in Absicht der sphärischen Harmonien gleiche Bewandniß hätte, müßten wir nicht alle taub seyn?

müßten wir nicht gar nicht hören? Ein Mensch, der durch einen Canonenschuß betäubt ist, wird in denselben Augenblicken keinen andern Laut vernehmen, so fein er auch seyn mag. Ich glaube also, man wickelt sich besser aus der Schwierigkeit, wenn man zu diesen himmlischen Symphonien ganz anders gebaute Ohren erfodert, als die unsere sind.

Alle Geistigkeiten sind Bilder GOttes. Ihre Natur aber erlaubt nicht, daß sie alle gleich vollkommen seyn. Sie konnten so wenig alle Seraphim seyn, als alle Pflanzen Cedern seyn können. Daher sind einige sehr unvollkommen; kaum empfinden sie sich selber, oder sind wenigstens in eine sehr enge Sphäre eingeschlossen. Andere haben gerade Verstand genug, sich tausend Arten von Qualen zu erfinden; kurz, wie es unendliche Arten giebt, die der Gottheit nahe sind; so giebt es nicht wenigere, welche gleichsam in einem tiefen Abgrund liegen, sich aus demselben heraus winden, oder doch noch nicht weit über denselben weggekommen sind. Dieses verursacht eine ungemeine Ungleichheit, und würde tausend Unvollkommenheiten gebähren, wenn denselben nicht vorzukommen wäre. Wo aber ein Mittel ausgedacht werden kann, wodurch endlich einmal alle diese Unvollkommenheiten, welche die niedern Classen der Geistigkeiten beschweren, aus dem Wege geräumet werden können; wenn alle Substanzen GOtt ähnlicher werden können, wenn sie ohne Aufhören steigen und verschönert werden, so wird die Harmonie unter denselben vollkommen seyn. Die Gottheit wird der Mittelpunct

seyn, zu dem sie sich hin bemühen; sie wird das Meer seyn, worin sie sich wie Ströme verlieren werden. Ein Zweck wird sie alle aufs vollkommenste verbinden.

Dieses Mittel habe ich in der Natur der Geistigkeiten gefunden. Ich habe gezeigt, welches die wesentlichen Kräfte sind, die einer jeden zukommen; und ich habe sehr deutlich dargethan, daß die Natur einer geistigen Kraft es so mit sich bringe, daß sie immer vollkommener wird. Auf diese Art habe ich gefunden, daß die niedrigern Wesen durch unzähliche Perioden geführt, endlich den Bewohnern der höhern Sphären ähnlich werden, und also diese sich gleichfalls verschönern, weil sie GOtt zwar unendlich nahen, aber nie zu Göttern werden können.

Ich habe, wie mich dünkt, deutlich genug gezeigt, daß man sich aus unendlich viel Schwierigkeiten herauswickelt, wenn man einen so wesentlichen Unterschied zwischen Geist und Stof annimmt, als ich in meinem Lehrgebäude fest gesetzt habe. Die Monaden des Herrn von Leibnitz richten in der vollkommensten Welt tausend Verwirrung an, ich habe sie also gänzlich aus derselben ausgeschlossen. Ich habe dargethan, daß einer jeden endlichen Geistigkeit eine Maschine nöthig, welche ihr gleichsam zum Denken behülflich ist, und sie zu ihrer Vollkommenheit befördern hilft. Da es weit übereinstimmender ist, wenn ein einziger Cörper durch alle Perioden der Wirklichkeit seiner Seele durch, zu diesem Zweck hinreichend ist, als wenn dieselbe bey einem jeden Uebergang in eine neue Classe einen ganz neuen

Leib haben müßte: so habe ich, den Begriffen des vollkommensten gemäß, einer jeden Geistigkeit einen solchen Leib zugegeben, der das ist, was die Stoicker den Wagen der Seele nennen, eine ätherische Maschine, welche so gebaut ist, daß sie beständig den Bewegungen der Seele gemäß schlägt, und indem sie mit jener immer vollkommener wird, auch dieselbe an ihrer Erhöhung niemals hindert. Nichts ist der Phantasie unbegreiflicher, als dieser ewige und wesentliche Leib der Geistigkeiten; aber dieses ist es auch alles, was man gegen ihn sagen kann. So lange theils die Vollkommenheiten dieses harmonischen Leibes nicht entwickelt sind, theils die übrigen Verhältnisse seiner Seele es erfodern: so ist sie noch mit einem grössern Leibe versehen, welcher mit ihrem eigentümlichen Leibe nur auf einige Zeit gleich gestimmt ist. Dieser bestehet aus unzähligen Substanzen geringerer Art, und eben seine Heterogeneität macht, daß er nach einer derselben proportionirter Dauer seine Zusammensetzung gänzlich ändert. In den höchsten Sphären aber kömmt der ätherische Leib der Geister zu einer solchen Vollkommenheit, daß er ihrem innern Glanze völlig genug thut, und keines andern bedarf.

Man glaube nicht, daß ich der Einbildungskraft meiner Leser zu viel zutraue, da ich ihnen in meinem Lehrbegrif verschiedene Sätze vorlege, welche alle Einbildung übersteigen. Wer das Unbegreifliche aus der Weltweisheit weggeräumt wissen will, den empfehle ich dem Herrn Bayle. Kann ihm dieser nicht helfen,

so werden drey Anticyren ohne Wirkung seyn. Niemand weiß besser, wie wenig wir begreiffen, als ein Weltweiser; dieser weiß, daß ich mit dem Lucan rede, welch eine Nacht unsern Tag bedeckt. Die Ewigkeit der Welt ist in der That unbegreiflich. Die Substanzen währen immer GOtt gleich, ob sie gleich in einem andern Verstande endlich sind. Der Raum, den sie durchlaufen, ist wirklich unendlich; muß also nicht auch die Zeit unendlich seyn, welche dazu angewendet wird? Dieses ist alles, was ich zu sagen weiß, um diese Meynung einiger massen mit der Einbildung zu versöhnen. Aber ist denn die gegenseitige Meynung begreiflicher? Ist es möglich, sich nichts zu denken, oder zu begreiffen, wie nach dem Ausdruck der Poeten, das alte Nichts gebähre? Ist es möglich, sich GOtt ohne Wirksamkeit zu denken? Kann in ihm eine blosse Möglichkeit Statt finden? Es ist wahr, die mittelbaren Wirkungen geschehen in einer gewissen Zeit; aber die unmittelbare Anwendung seiner Schöpfungskraft muß ewig, und in steter und gleicher Wirksamkeit seyn.

Die Erklärung, die ich über die Vereinigung der Seele mit ihrem Leibe gebe, lauft gleichfalls auf Unbegreiflichkeiten hinaus. Sie ist wirklich von den übrigen verschieden. Der Leib fliesset nicht in die Seele, wie sich die Influxionisten einbilden; er ist aber auch nicht entbehrlich zum Denken. Er ist unentbehrlich. Die Seele besitzt eine Kraft, in ihm die Bilder, welche ihm eingedrückt sind, zu erkennen; aber es ist nicht von mir zu fordern, daß ich es zeigen soll, wie sie es

mache. Weder Plato, noch Plotin, noch Descartes, noch Leibnitz, noch Wolf haben dieses zu zeigen vermocht: Und die Geburt der Ideen bleibt eine Aufgabe, deren Auflösung uns in bessern Welten bevorstehet.

Ich will nunmehr mein System kurz zusammen fassen: Die Welt ist das vollkommenste Werk der Gottheit, zu dessen Vortreflichkeit alle Eigenschaften GOttes zusammengestimmet haben. Sie ist der Zeit und dem Raume nach unendlich, und dauert so lange als die Kräfte GOttes wirken. Sie enthält eine unendliche Sammlung von Geistigkeiten, welche alle das Bild GOttes tragen, und ihrem Urbild immer ähnlicher werden. Die vollkommenste Vereinigung mit GOtt ist das Ziel, wornach sie alle streben, und welches sie alle erhalten. Die Gesetze der Bewegung sind sehr vollkommen, harmonisch und einfach. Die Geister bewegen sich nach der Regel: Mit der Zahl der Ideen, die eine Geistigkeit auffaßt, vermehrt sich die Lebhaftigkeit und Grösse ihrer Kraft, und sie wächst also unaufhörlich, da sie von nichts gehindert wird. Die Cörper nach dem Gesetz, welches ihnen eine genaue Zusammenstimmung mit der Geisterwelt auflegt. Das ganze All besitzt alle mögliche Arten der Schönheiten, es lauft durch alle mögliche Veränderungen; und alle diese Verschiedenheit verliert sich doch endlich in einen Hauptzweck, welcher der grösseste und beste ist, der gedacht werden kann. Dieses ist die Sammlung der Dinge, deren Natur in den folgenden Büchern entworffen ist.

Zusatz
zu dieser neuen Ausgabe.

Es ist beynahe unnöthig zu erklären, daß ich, ungeachtet des zuversichtlichen dogmatischen Tons der vorläufigen Anmerkungen, [eines Tons, den man der Jugend des Verfassers eben so billig zu gut hält, als es billig ist, selbigen in metaphysischen Dingen an Männern lächerlich zu finden,] das System dieses Gedichts, und die zum Theil darinn herrschende Hypothesen, für nichts bessers als poetische Träume ausgebe.

Wie viel Wahrscheinlichkeit ihnen der Dichter gegeben hat, und wie viel ihnen vielleicht ein tieffer denkender Weltweiser geben könnte, läßt man dahin gestellt seyn. Genug, daß die Hauptabsicht des Verfassers, die Begierde, seinen Lesern von GOtt zugleich den allergrössesten und den allerliebenswürdigsten Begrif zu machen, löblich; die Mittel, wodurch er diesen Zweck zu erreichen gesucht, wenigstens unschuldig, und seine Hypothesen, [weil doch beynahe alle menschliche Erkenntniß hypothetisch ist,] eine in die andere gerechnet, immer so gut als andere ehrliche Hypothesen sind.

Was die Poesie dieses Gedichts betrift, so kenne ich wenige andere, welche geschickter wären, einen Lehrer der Dichtkunst zum Gebrauch bey practischen Vorlesungen mit Beyspielen von allen möglichen Fehlern,

welche dem schönen Styl in der Poesie entgegengesetzt sind, häufiger zu versehen; obgleich nicht zu längnen ist, daß die hier und da hervorglänzende schöne Stellen die günstige Hoffnung hinlänglich rechtfertigen, welche es bey der ersten Erscheinung desselben von den Fähigkeiten des jungen Dichters in Kennern erweckte.

Man hat sich bey dieser neuen Ausgabe angelegen seyn lassen, die Anzahl der Fehler, welche einer Verbesserung fähig seyn mögen, beträchtlich zu vermindern; die häuffigen Tautologien, insonderheit im dritten und vierten Buch, mit Aufopferung vieler Verse, zu heben; und besonders an die Auspolierung der guten oder doch erträglichern Stellen Fleiß anzuwenden.

Die
Natur,
oder
die vollkommenste Welt.

Erstes Buch.

Inhalt des Ersten Buchs.

Das Vorhaben des Dichters. Anruffung der Wahrheit und der Muse. Das Daseyn GOttes, erkannt aus dem Anschauen der Natur. Das Zeugniß der Vernunft, und ein den Geistern angeschafnes Gefühl der Gottheit, ist der Grund von der Uebereinstimmung aller Völker in dem Glauben eines Schöpfers der Welt. Widerlegung der Epicurischen Cosmogonie. Vortrag und Widerlegung des Wahns der Pantheisten und Naturalisten, welche GOtt mit der Welt vermengen; oder einen nothwendigen Mechanismus, den sie GOtt nennen, zur Grundursache aller Dinge machen. Worinn die Verknüpfung der Welt mit GOtt bestehe. Ewigkeit der Schöpfung. Gründe für dieselbe, und Beantwortung einiger Einwürfe.

Das System des Zoroaster von zweyen Grundwesen, und vom Ursprung des Uebels, wird in seiner ganzen Stärke vorgetragen, und angezeigt, wie dieses ganze Gedicht als eine Widerlegung desselben anzusehen sey.

Die
vollkommenste Welt.

Erstes Buch.

Von deinem Triebe voll, o Weisheit, will ich singen,
O! möchte mir durch dich ein würdig Lied gelingen!
Ein Werk, das du beseelst, treibt kein gemeiner Zug;
Entehrt kein niedrer Zweck. Ein ungewohnter Flug
Hebt mich zum Himmel auf; von Millionen Sternen
Umringet, lernt mein Geist vom Staube sich entfernen.
Dich, Urbild jeder Welt, der Gottheit Ebenbild,
Dich, Wahrheit, seh ich selbst; der Glanz, der aus dir quillt,
Stärkt mein noch blödes Aug; wie dich dein Liebling schaute,
Wie Plato, dessen Blick sich die Natur vertraute,
So, Göttin, seh ich dich, und fühl in seltner Lust
Verwundernswürdige Affecten in der Brust.
O! könnt ich auch, wie er, dich in erhabnen Bildern
Voll von Begeisterung und kühnem Feuer schildern!
Dann sollte das Gefühl, das mir dein Anblick schenkt,
Die Wollust, welche stets die reinen Geister tränkt,
Auch meiner Brüder Herz erweichen und durchfliessen,
Und nie empfundne Trieb' in ihre Seelen giessen.

Komm, Muse, welche stets der Wahrheit Freundin war,
Und stell ihr himmlisch Bild entzückten Augen dar;
Komm, mahl an meiner Statt (dein Pinsel kann nicht trügen,)
Ihr göttlich Angesicht mit ungeschminkten Zügen.
So rührt sie auch den Blick, den der Gewohnheit Nacht
Und träges Vorurtheil empfindunglos gemacht.
Wie, wenn Titonia mit purpurfarben Flügeln
Die Dämmrung zu uns führt von halbbestralten Hügeln,
Ein müder Wandrer, den, auf sanft geschwelltem Moos,
Ein grünes Schlafgemach von dichtem Laub umschloß,
Vom Licht erweckt sich rührt; er reibt die Augenlieder,
Der Morgen hebt sie auf, der Schlummer schlägt sie nieder,
Das glänzende Gefild, der Blumen frischer Duft,
Die Nachtigall die froh dem Tag entgegen ruft,
Rührt seinen Sinn nur schwach, kaum glaubt er zu empfinden,
Er rafft zuletzt sich auf, und Traum und Schlaf verschwinden;
Ihn grüßt der nahe Tag, das aufgewachte Feld
Lacht ihm ermuntert zu, ihn blickt das Aug der Welt
Mit sanften Stralen an, von neuer Lust entzücket
Wird eine neue Welt, glaubt er, von ihm erblicket:
So wird der träge Sinn, der thierisch fühlt und denkt,
Vom Schlaf worein ihn Wahn und Leidenschaft versenkt,
Durch den Gesang erweckt, den mich die Musen lehrten,
Die Vorurtheile fliehn, die seinen Geist beschwehrten;
Ihn wundert, daß er da so viel Vergnügen schmeckt,
So viele Schönheit sieht, solch eine Pracht entdeckt,
Wo sein geschloßner Blick nichts fähig war zu schauen
Als unfruchtbaren Sand und Wüsten voller Grauen;
Und in der Welt, die sonst sein Trübsinn ihm entstellt,
Entdeckt die Weisheit nun ihm eine neue Welt.

Ja, Göttin, die du einst mit alter Weisen Zungen
Manch überirdisch Lied von GOtt und Welt gesungen,
Steh deinem Dichter bey, den von dir selbst bewegt

Ein hoher Adlerflug durch alle Sphären trägt.
Laß du in seinem Geist erhabnere Ideen,
Ihm selbst verwundrungswerth, von dir gewürkt entstehen.
Er singt die Gottheit selbst, den Quell der schönsten Welt,
Und wie durch ihre Kraft das Ganze sich erhält.
O möchte den Gesang, der mit der Engel Chören
Um seinen Thron sich mischt, die ganze Schöpfung hören!
Auch Ihr, die Stolz und Wahn um jenes Licht gebracht,
Worinn die Gottheit sich den Geistern sichtbar macht,
Die ein verruchter Trieb selbst gegen GOtt empöret,
Die ihr das Wesen schmäht das euer Wesen nähret,
Hört meinem Singen zu, und fühlt der Wahrheit Macht.
Doch nein! Ihr fühlet nicht! Des Lasters Todesnacht,
Der Sinnlichkeit Betrug, der Sturm der Leidenschaften,
Läßt keinen edlern Trieb in eurer Seele haften.
Durch eigne Schuld gestraft seht ihr die Sonne nicht,
So sieghaft auch die Stral die Finsternis durchbricht;
Wie Catadupens (*) Volk den Fall des Nils nicht höret,
Der sein betäubtes Ohr im Sturm vorüberfähret.
Doch wer mit freyem Blick und einem Geist voll Klarheit
Sich in das Ganze wagt, den rührt die höchste Wahrheit,
Dem macht unzweifelhaft der tausendfache Mund
Der zeugenden Natur das Daseyn GOttes kund.
Zwar weiß das Vorurtheil das alle Menschen nähren,
Die schönste Ordnung selbst zum Chaos zu verkehren;
Wo lauter Harmonie auf höh're Weisheit führt,
Bleibt ein betäubtes Herz verstockt und ungerührt.
Allein laßt uns einmal ein freyers Urtheil hören,
Der Weise von Stagyr (†) soll uns ein Beyspiel lehren.

(*) Ubi Nilus ad illa, quæ Catadupa nominantur, præcipitat ex altissimis montibus, ea gens, quæ illum locum accolit, propter magnitudinem sonus, sensu audiendi caret. CICERO Somn. Scip. c. V.

(†) Aristoteles, der von seinem Vaterlande, Stagyra, von den Poeten, der Stagyrit genennt wird. Die fol-

Stellt eurer Phantasie ein menschlich Wesen für,
Das nie den Tag gesehn. Nah bey der Höllen-Thür,
Ihn Aetnas tiefem Bauch, in Gründen voller Grauen,
Schließ ihn ein Felsen ein, den Vulkan selbst gehauen.
Hier leb' er, denen gleich, die Merlins Zauberhand
Zum Mittelpunct der Welt vom frohen Tag verbannt.
Nichts rühre seinen Blick in schwarzen Marmorzimmern
Als hier ein still Gespenst, dort glatter Wände Schimmern.
Die Schönheit kenn' er nicht, die Mannichfaltigkeit,
Den süssen Unbestand, der unser Aug erfreut:
Ein blasses Schattenwerk einförmiger Ideen
Bleib' unveränderlich vor seiner Stirne stehen.
In Sälen von Granit, bey stiller Lampen Schein,
Wieg ihn der träge Schlaf in lange Träume ein.
Setzt, dieser Mensch seh einst durch erstentdeckte Ritzen
Vom ungewohnten Tag das angenehme Blitzen;
Erstaunt such er den Ort der seine Nacht erhellt,
Und ein geborstner Fels führ ihn auf unsre Welt:
Wie wird ihm? Welch ein Licht von glänzenden Gedanken,
Erweitert plötzlich ihm der Seelen enge Schranken,
Die kaum vor Lust sich fühlt. Ein angenehm Gefild
Geschmückt von Florens Hand, mahlt ein entzückend Bild
In sein geblendtes Aug; in jenen blauen Bögen
Wallt eine See von Glanz erwärmend ihm entgegen,
Und zeiget ihm im Licht, das farbicht ihr entfließt,
Was am bemahlten Rand der Cörper reitzend ist;
Der Bäche sanft Geräusch, das Lied der Nachtigallen
Wird nicht mit mindrer Lust sein lauschend Ohr umschallen;
Ihn haucht der laue West mit süssem Athem an;
Was nur der Frühling hat das uns bezaubern kann,

gende Dichtung wird ihm vom CICERO de Nat. Deor. L. II c 37. zugeschrieben, und befindet sich, so viel ich mich erinnere, in einem seiner noch vorhandenen Werke.

Strömt seinen Sinnen zu mit lieblichem Gedränge;
Und Seel' und Busen wird so vieler Lust zu enge.
Wo bin ich? ruft er aus; wie wird mir? was für Lust
Ergießt sich über mich, und schwellt die frohe Brust!
Sinds Wesen, oder kann ein Traum so schön betrügen?
Welch angenehmer Ort, gebauet zum Vergnügen?
Woher ist alles da? wo reget sich die Kraft,
Die mit verborgner Hand so viele Wunder schaft?
Vielleicht hält er, wie einst das Volk der jungen Erden,
Die Sonne für den GOtt, durch den die Dinge werden;
Aufmerksam findt er bald, daß alles was er sieht
Von ihrem Stral belebt, sich zeuget, wächst und blüht;
Ins Innre der Natur weiß er noch nicht zu dringen,
Er kennt die Flächen nur von körperlichen Dingen;
Drum schaut der junge Geist, zu schwach zu hellerm Blick,
Noch nicht auf dich, o GOtt, der Wesen Quell, zurück.
Doch die Betrachtung schärft sein unvollkommnes Wissen,
Und leitet den Verstand gemach zu tiefern Schlüssen;
Der nie gestillte Trieb nach neuer Wissenschaft
Beflügelt seinen Muth, und stärkt die Denkungskraft.
Er lernt die Kette sehn, die alle Dinge bindet,
Wie die bewegte Luft den schnellen Blitz entzündet,
Wie sich der Cörper stets zur niedern Erde senkt,
Wie aus der Wolken Brust die matte Saat sich tränkt;
Die Bilder welche stets aus allen Cörpern fliessen,
Und sich mit sanftem Druck in unser Aug ergiessen;
Der Saamen innre Kraft, die aus sich selbst gebiert,
Und die belebte Frucht im Kleinen in sich führt;
Den wunderbaren Bau harmonischer Maschinen
Die Wesen höhrer Art zu langer Wohnung dienen;
Den ungemeßnen Raum, wo in des Aethers Fluß
Sich ein umstraltes Heer von Welten drehen muß.
Dies alles und noch mehr zeigt ihm im hellsten Lichte
Erfahrung und Vernunft, und stärket sein Gesichte.

Ja, spricht er, ja, ein GOtt bewegt die Wunderuhr
Der Welt, die er erfand; beseelet die Natur.
Ein eingeschränkter Arm kann so viel Seltenheiten,
Vollkommner als er selbst, unmöglich zubereiten;
Die Welt die meinem Blick kaum ihre Schale weißt,
Erhält sich durch die Macht von einem höchsten Geist;
Sie ist zu schlecht, in sich die Würklichkeit zu finden,
Zu schön, von ungefähr sich aus dem Nichts zu winden.
So richtet die Vernunft, wenn kein gefärbtes Glas
Den Vorwurf anders zeigt, als ihn das Auge maß.
Von Vorurtheilen frey, die niedre Seelen drücken,
Schwingt sie zu GOtt sich auf, mit aufgeklärten Blicken.
Im Ausfluß deiner Huld, vollkommenste Natur,
Entdeckt ihr jeder Punct von dir die Segensspur.
Ihr Weisen jeder Zeit, ihr Lieblinge des Wahren,
Bey denen Geist und Witz sich mit Erfahrung paaren,
Wie? daß beym hellen Glanz, worinn sich GOtt uns zeigt,
Euch doch ein untreu Licht auf falsche Stege neigt?
Wie daß beym reinen Stral entnebelter Begriffe
Ihr doch das Ziel verfehlt, die grenzenlose Tiefe,
In der sich alles gründt, aus welcher alles fließt,
In welche alles führt und wieder sich ergießt?
Du, kluger Epikur, du Freund der Ruh der Seelen,
Du lehrst das ächte Gut aus tausend andern wählen;
Du kennst den ew'gen Trieb, der in den Wesen glimmt,
Und zum Vergnügen nur des Willens Hang bestimmt;
Und doch mißkennt dein Witz den Urquell aller Freuden,
Die in verschiednem Maaß erschaffne Wesen weiden;
Die Gottheit kennst du nicht, die ihre Gegenwart
Im unbegränzten Raum so herrlich offenbart.
Aus Stäubchen ohne Sinn, gefügt von inn'rer Regung
Baust du die schönste Welt durch schwärmende Bewegung,
Und machst aus jenem Geist, der alle Kraft gebiert,
Ein träges Schattenbild, das kaum sich selber spürt.

O! hättst du von der Welt, die du dem Ungefehren,
Der Stäubchen tollem Schwarm und dem geträumten Leeren
Zu bauen übergiebst, nur einen Theil gekannt;
Gewiß du hättest nicht das diamantne Band,
Wodurch die Wirkungen sich an die Ursach schliessen,
Mit unbedachtsamer verwegner Hand zerrissen.

Der kennt das Sandkorn nicht, das dort am Ufer liegt,
Der es, wie du die Welt, durch blinden Zufall fügt.
Verwegen, doch beschämt von eigener Empfindung,
Verwirft dein kühner Mund die weiseste Verbindung
Der Zwecke ohne Zahl, nach welchen alles zielt,
Der ew'gen Ordnung Macht, die unverletzt befiehlt,
Die jedes Wesen ehrt; doch laß uns Gründe hören,
Und höre auf, uns nur mit Träumen zu bethören?
Ist jeder Grundsatz nicht, auf dem dein Lehrbau steht,
Von unsrer Gütigkeit erzwungen und erfleht?
Sprich, woher ist die Schaar unzählicher Atomen,
Die keinen Ursprung kennt, zu stetem Seyn gekommen?
Findt sich in ihnen selbst ein Keim der Würklichkeit,
Der, ohne fremde Kraft, im Schoos der Ewigkeit
Durch innres Leben sproßt? = = Nein, was sich selbst umgränzet,
Besitzt die Stralen nicht, wovon die Gottheit glänzet.
Ein unbelebter Staub, dem innre Form gebricht,
Den nichts vollkommnes schmückt, erhält sich selber nicht.
Und woher kömmt der Stoß, der von der ersten Richtung
Die Stäubchen weichen heißt? Mit unbesinnter Dichtung
Läßst du von ungefähr das gröste Werk geschehn,
Und deinen Göttern bleibt nichts als nur zu zusehn.
Wenn hat der Sturm vermocht, den sterbenden Gefilden
Numidiens die Pracht des Frühlings anzubilden;
Wenn er mit toller Wuth in holen Wüsten zischt,
Den Sand zum Meere macht, und Erd und Himmel mischt?
Wenn hat sein Blasen einst im Staub, mit dem er spielet,

Ein Werk das deinem gleicht, erhabner Nahl, (†) erwühlet?
 Seht, wie vom Donnerton des Weltgerichts erweckt,
Durch den zerrißnen Fels, der dieses Wunder deckt,
Die schönste Mutter sich aus ihrem Staub erhebet!
Wie den verklärten Arm Unsterblichkeit belebet!
Wie bebt von seinem Stoß der leichte Stein zurück!
Wie glänzt die Seligkeit schon ganz in ihrem Blick!
Ihr triumphierend Aug, in heiligem Entzücken,
Scheint den enthüllten Glanz des Himmels zu erblicken,
Der Seraphinen Lied rührt schon ihr lauschend Ohr;
Ein junger Engel schwebt an ihrer Brust empor,
Und dankt ihr itzt zuerst sein theurerkauftes Leben:
Der Wandrer siehts erstaunt, und fromme Thränen beben
Aus dem entzückten Aug; er siehts und wird ein Christ,
Und fühlt mit heil'gem Schaur, daß er unsterblich ist.
So weiß des Künstlers Geist dem Stoffe zu befehlen,
Belebt den todten Stein, und haucht in Marmor Seelen.
Allein wenn hat es je dem Ungefähr geglückt,
Daß es, wie Phidias, die Weisen selbst entzückt?
Wenn hat in Baumanns Gruft durch ungefähres Stossen,
Sich ein Laocoon aus weichem Stein gegossen?
Und was ist jenes Werk, das aller Griechen Blick
Mit Rührung auf sich zog, des Meissels Meisterstück,
Nur gegen einen Staub, aus dem die Pflanzen sprossen,
Wo unbegreiflich klein, von mancher Haut umschlossen,
Die künft'ge Blume liegt, geformt doch unbelebt,
Aus tausend Fäserchen mit weiser Kunst gewebt;

(†) Der Name dieses Künstlers bedarf meines Ruhms nicht. Das Werk, wovon hier die Rede ist, ist nicht nur sein Meisterstück, sondern der Triumph der Bildhauerkunst. Es ist das Grabmal einer liebenswürdigen jungen Frauen, der die Geburt ihres ersten Kindes das Leben gekostet, und stellt den Augenblick ihrer Auferstehung vor. Alle Fremde bewundern es in der Kirche zu Hindelbank, im Canton Bern.

Unendlich ist für uns der zarten Fibern Länge,
Unzählbar unserm Blick der kleinen Adern Menge,
Die nach dem Grundgesetz, das in den Wesen liegt,
Die würksame Natur unendlich schön gefügt.
Und was ist dieser Staub? Miß ihn mit unsrer Erden,
Miß mit dem Himmel sie, sie wird zum Staube werden.
Und dies erschaffet dir der Stäubchen wilder Lauf,
Und häuffet Welt auf Welt, auf Wunder Wunder auf?
Mit gleicher Raserey, und grösserm Muth zum Siegen,
Thürmt Strato (†) Schluß auf Schluß, die Gottheit zu bekriegen.
Wie der Titanen Heer, von toller Wuth durchstürmt,
Dem wolkichten Olymp den Ossa überthürmt;
Man hört ihr Feldgeschrey den Himmel schon durchschallen;
Zeus sieht sie lächelnd an, und heißt die Berge fallen.
Im Innern der Natur liegt die geheime Kraft,
(So lehrt er) die durch sich der Dinge Bildung schaft.
Kein Geist beherrscht die Welt und bringt durch weises Wählen
Vollkommenheit hervor, und heißt das Böse fehlen:
Nein, ein Maschinentrieb, den kein Verstand erhält,
Bestimmt durch manches Rad die Aend'rungen der Welt.
Im Schoos des ew'gen All, wohin kein Blick kann dringen,
Sproßt, warm von eignem Feur, der Keim von allen Dingen;
Die Zeit hilft der Natur, und säugt was sie gebahr;
So wächst und blüht und reift was erst ein Unding war:
Doch bald wird's wiederum von jenem Schlund verschlungen,
Aus dessen düstrer Nacht es kaum hervorgedrungen.

(†) So hieß der zweyte Nachfolger des Aristoteles im Lycäo, der von den Alten vorzugsweise Physicus, oder der Naturalist, genennt wurde; weil er sich einbildete, den Ursprung und die Verknüpfung der Dinge aus einem geometrisch-nothwendigen Mechanismus, den er Natur nannte, ohne Zuthun einer Gottheit erklären zu können. Cicero de Nat. Deorum, L. I.

Wie dort Saturn, von dem Hesiodus uns singt,
Mit wilder Fräßigkeit die Säuglinge verschlingt,
Die Rhea ihm gebiehrt, der Keim von späten Söhnen,
Und sein selbsteignes Fleisch knirscht unter seinen Zähnen:
So schlinget die Natur mit nie gestillter Wuth
Ihr eignes Fleisch in sich, und säuft ihr eigen Blut;
Ihr ewig schwangrer Schoos hört nie auf zu gebähren,
Nie ihr Harpyen-Maul sich selber zu verzehren.
So raast er, und so hat zur Schande seiner Zeit
Des Lampsaceners Traum Spinosens Witz erneut. (*)
Ein unerleuchtet Haupt, wo mit feindsel'gem Lermen
Gedanken ohne Licht in trüber Mischung schwärmen,
Trennt was zu binden war, verknüpfet ohne Wahl,
Vermählt das Schaaf dem Wolf, den Strauß der Nachtigall;
Mit ungesalznem Spott verlacht es höhre Lehren,
Und zwingt das müde Ohr, stets einen Ton zu hören.
Nichts, sprecht ihr, wird aus Nichts, die Welt muß ewig seyn;
Wie GOtt aus Nichts sie schuf, das sehen wir nicht ein;
Drum ist GOtt selbst die Welt; des ew'gen Stoffs Gestalten
Sind keine Wesen nicht, die sich durch sich erhalten;
Nichts was die Sinne trift besteht durch eigne Kraft,
Die Kraft des Ganzen ists, die Alles regt und schaft.
Betrogne! Euer Schluß fällt auf euch selbst zurücke,
Und euer eigner Fuß verwickelt sich im Stricke,
Der uns geleget war; der richtige Verstand
Des Spruchs auf den ihr trotzt, ist euch ganz unbekannt.
Das grenzenlose Reich, worinn die Wesen schweben,

(*) Strato war von Lampsacus, und wird dadurch von sieben andern griechischen Philosophen dieses Namens unterschieden. Diogen. Laërt. L. V. 5. 61. Der Irrtum des mehr unglücklichen als übelgesinnten Benedictus von Spinosa, ist bekannter als seine würklichen Verdienste.

Zeigt uns ein Wesen nur, das durch sich selbst kann leben,
Dies hängt von niemand ab, von keinem Ding umschränkt,
Wird sein vollkommner Will nur von ihm selbst gelenkt.
Kein Fleck vermag den Glanz der Stralen zu verdunkeln,
Die ohne Aenderung in seinem Antlitz funkeln.
Der andern Wesen Schaar, sie nennet man die Welt,
Wird durch verschiednen Grad von Häßlichkeit entstellt;
Dem Besten fehlt noch was; die schönste aller Dirnen
Findt ungern einen Grund der stillen Fluth zu zürnen,
Die ihr geliebtes Bild mit kleinen Flecken weißt;
Nichts ist hier ohne Grad, der allerhellste Geist
Sieht Stuffen über sich, die er noch nicht erstiegen,
Und selbst der Sohn des Glücks fühlt Unlust im Vergnügen.
Wer so in seiner Brust das sichre Merkmal trägt,
Daß eine fremde Kraft sein träges Wesen regt,
Wie kann der ewig seyn und keine Ursach kennen?
Wer ist so sehr ein Thor, das einen GOtt zu nennen,
Das nie bleibt was es war, dem immer was gebricht,
Das stets noch werden soll, und mit dem Tode ficht?
Hier zeigt der Irrtum sich, dem ihr wünscht zu entgehen?
Wie kann ein endlich Ding aus eigner Kraft entstehen?
Muß zwischen dem was wirkt, und dem was aus ihm fließt,
Nicht ein Verhältniß seyn, das sie zusammenschließt?
Kan auch aus eigner Kraft ein träger Baum sich zimmern?
Kan ohne Sonnenglanz Aurorens Purpur schimmern?
Wenn schmückt sich von sich selbst, beraubt vom heissen Stral,
Der alle Saamen wärmt, das blumenvolle Thal?
Heißt dieses nicht dem Nichts die Gottesmacht gewähren,
Aus seiner öden Schoos die Welten zu gebähren?
Viel leichter könnten einst Amphions Harmonien
Der stolzen Thebe Wall aus Schutt und Steinen zieh'n:
Viel eher bildeten Dionens schöne Glieder
Aus leichtem Schaume sich, mit zeugendem Gefieder

Vom lauen West belebt, als daß aus eigner Kraft
Durch blinder Räder Trieb sich Stratons Welt erschaft.
Willst du die Gottheit nicht von deinem Ganzen trennen,
So must du überzeugt zu eigner Schmach bekennen,
Daß in dem Wahn-Gebäu, das du auf Sand geführt,
(Des nahen Falls gewiß) aus Nichts ein Etwas wird.

Dies ist der falsche Fels, den beyde nicht vermeiden,
Leucipp (*) und Strato muß hier gleichen Schiffbruch leiden.
Was ist Nothwendigkeit, die kein Verstand bestimmt,
Was der Atomen Schaar, die in dem Leeren schwimmt,
Bald von der Richtschnur weicht, sich ohne Ordnung dränget,
Und wie der Zufall will, sich an einander hänget?
Ein Wort, das keinen Sinn in seinem Ton verschließt,
Und, wie des Freygeists Hirn, leer am Verstande ist?

So, GOtt, verliehren sich in ihren eignen Wegen,
Die die verruchte Hand an deine Krone legen.

Hoch über jener Schwarm, die sich von ihr entfernen,
Sitzt mit entwölkter Stirn die Weisheit bey den Sternen,
Und dringt mit freyem Blick, und unverwandtem Sinn,
Durch aller Welten Raum zum Throne GOttes hin.
Ein nie versiegter Strom von unvermischtem Lichte
Umfließt sein Heiligtum; kein sterbliches Gesichte
Trägt den ätherschen Glanz, in dessen stiller Fluth
Ein ungezähltes Heer verklärter Geister ruht.
Hier fühlet man dein Seyn, o Herr der Cherubinen,

(*) Leucippus war der Erfinder der Atomen oder untheilbaren Stäubchen, aus deren ungefehrer Bewegung, seinen Gedanken nach auf eine sehr begreifliche Art, eine unendliche Menge von Welten entsteht. Democritus und Epicurus baueten nachher ihre Physick auf diese Hypothese; welches an dem ersten desto unbegreiflicher ist, da er nach dem Zeugnisse der Alten, ein grosser Naturforscher war, und den grösten Theil eines Lebens von mehr als hundert Jahren, mit physischen Beobachtungen und Versuchen, Zergliederung der Thiere, und Untersuchung der Kräfte der Pflanzen zugebracht.

Hier stralest du sie an, hier schenkest du dich ihnen,
Von reiner Wonne satt, befreyet von Begier,
Vergessen sie die Welt, und seh'n sie nur in dir.
Was unsre Augen seh'n in matten Spiegeln glänzen,
Seh'n sie im Urbild selbst, und seh'n es ohne Grenzen.
So weit dringt nicht mein Geist, doch zeigt ihm Raum und Zeit
Den mächtigen Beweis von deiner Göttlichkeit.
Ja selbst in seiner Brust findt er von deinen Zügen
Ein unauslöschlich Bild in zartem Abdruck liegen.
Kaum blickt er in die Welt, kaum rühret seinen Sinn
Die Pracht der Creatur, so findt er dich darinn.
Ein unbekannter Zug, zu stark zum Widerstehen,
Verknüpft unendlich schnell die grössesten Ideen
In seiner Bildungskraft, es wird ein Bild von dir,
Und reitzt, ergreift, entzückt die sehnende Begier.
Dies Zeichen deiner Macht, die alle Wesen reget,
Hast du von Ewigkeit den Geistern eingepräget;
Der dumme Samojed, der wilde Hottentot
Fühlt diesen Zug in sich und ehret einen GOtt;
Ein innerlich Gefühl wird ihn dein Daseyn lehren,
Nur mangelt ihm die Kraft, sich selbst es aufzuklären;
Weil er im dunkeln Bild GOtt selbst nicht sehen kann,
So betet der ein Holz, und der den Monden an.
Dies ist der innre Trieb, der tief in uns gesenket,
Mit dringender Gewalt die Herzen zu dir lenket,
Den selbst ein Cremonin (*) mit ängstlichem Verdruß
Zu oft für seine Ruh im Busen fühlen muß.
Vergebens sucht er ihn mit trügerischen Gründen,

(*) Cäsar Cremoninus, ein Aristotelicus des 16ten Jahrhunderts, der sich in seinen mit Recht vergessenen Schriften der atheistischen Meynungen seines Meisters verdächtig gemacht; und überhaupt unter die zahlreichen Italiänischen Gelehrten seiner Zeit gehört, die sich einbildeten, daß ein Philosoph keine Religion haben müsse.

Und manchem kühnem Schluß aus seiner Brust zu winden.
Kein Bildniß von Porphyr trotzt mehr dem Zahn der Zeit
Kein Eichbaum steht so fest, und lacht des Nordwinds Neid,
Als von ihm selbst geprägt, des Schöpfers Eigenschaften
Und sein ursprünglich Bild in unsrer Seele haften.
Vergebens sprichst du hier, der du uns tadeln willt,
Die Dichtungskraft allein entwerffe dieses Bild,
Und wisse aus dem Stoff von allen Trefflichkeiten
Die sie in Eines häuft, gar leicht das zu bereiten,
Was, nach der Weisen Lehr', aus höhrer Würkung fließt,
Und von des Schöpfers Hand ein ewig Denkmal ist.
Erforsche nur die Art der flüchtigen Ideen,
Die durch die muntre Kunst der Phantasie entstehen;
Ein einzig Beyspiel macht den Unterschied uns klar: (†)
Erträum ein Hirngespenst, wie etwann jenes war,
Das uns Horatz gemahlt; das Haupt gleich' einem Weibe,
Es reitze Aug und Mund; am schuppenvollen Leibe
Schlag' ein Delphinen-Schwanz; mit Federn ausgeschmückt
Sey noch ein Pferdehals den Schultern angeflickt:
Dies Werk der Phantasie, wen hat es je gerühret,
Und durch geheimen Zwang zum Glauben überführet?
Dies thut mit stiller Kraft das angebohrne Bild,
Das der vollkommne Geist in unsre Brust gehüllt.
Uns treibt ein süsser Zug, sobald wir nur empfinden,
Daß es in uns sich regt, es auch gewiß zu finden;
Mit innerm Widerspruch hat Strato es verlacht,
Ihm zeigt sein eignes Herz die Spur der höchsten Macht.

(†) Der Verfasser merkte, wie es scheint, schon damals, daß unter den innern Sinnen unsrer Seele, wovon unsere meisten Metaphysici eine sehr unbestimmte Kenntnis haben, ein Sensus Dei sey; ob er gleich nach seinen damaligen Begriffen nicht viel besser davon redet, als wie der Blinde von der Farbe, die Wolfianer von Empfindungen, und die Jesuiten von der reinen Liebe.

Nie drückt ein blosses Spiel der Mutter der Erfindung
Sich so in unser Herz; die neigende Empfindung,
Die uns dabey bewegt, und herrschend mit sich führt,
Ruft mit geheimem Ton: Ein GOtt ist, der mich rührt.
Ein GOtt ist es, durch den ich aus dem Nichts gedrungen:
So ruft die frohe Welt mit Millionen Zungen,
So stimmt in meiner Brust dem jauchzenden Geschrey
Von allen Schöpfungen ein stiller Zeuge bey.
Du bist, Unendlicher, den keine Grösse misset,
Meer von Vollkommenheit, das ewig überfliesset,
Aus dem ein steter Strom geschaffne Wesen tränkt,
Und sich doch unverzehrt in dich zurücke senkt.
Du bist des Guten Quell, die endlichen Gemüther
Flieht deine Seligkeit, o Ursprung aller Güter;
Nein, kein umgrenzter Geist faßt die vollkommne Lust,
In deren Fülle du die Ewigkeit durchruhst.
Kein fremdes Wesen kann die reine Wonne mehren,
Die du aus dir nur schöpfst, du kanst der Welt entbehren;
O lehre selber mich, mein Ohr ist dir geweyht,
Den Schöpferischen Grund von unsrer Würklichkeit.
Wie dorten jene See von goldnen Feuer-Wellen,
Sich nicht enthalten kann die Sphären zu erhellen,
Die ein allmächt'ger Schwung um sie zu fliegen drängt,
Der schattichte Planet, der ihren Schein empfängt,
Begierig in sich zieht und die geborgten Stralen,
Auf seine Monde schießt, vermag ihr's nicht zu zahlen;
Ganz unbesorgt, wer ihm die holde Wärme leiht,
Empfängt er bloß von ihr der Saamen Fruchtbarkeit;
Sie freut sich, ihre Glut der Welt umsonst zu geben,
Und flößt in die Natur ein allgemeines Leben.
So ist die Gottheit auch, (doch mit Vollkommenheit)
Zum Heil der Creatur in steter Würksamkeit.
Kann sie unendlich seyn, und nichts von Schranken wissen,
So lang im kalten Nichts die Wesen schlummern müssen?

Nein, der Vollkommenste kann ohne uns nicht seyn,
Und seine Güte schließt des Vorwurfs Daseyn ein.
Der Kräfte weites Reich läßt sein Verstand ihn sehen,
Hier liegt der Welten Stoff in ewigen Ideen;
Ein unzählbares Heer erfleht die Würklichkeit,
Die Güte höret sie, und wallt von Zärtlichkeit;
Die Macht flößt ihre Kraft in die beglückten Wesen,
Und stellt der Liebe dar, was der Verstand erlesen.

Dieß ist der sichre Grund auf den zu aller Zeit
Die Weisesten der Schaar, die sich der Weisheit weyht,
Der Schöpfung Ewigkeit und ste e Daur gegründet,
Die ein unsterblich Band an ihren Schöpfer bindet.
Der Führer jenes Volks, das GOtt sich auserwählt,
Singt uns der Welt Geburt, von Gottes Geist beseelt,
Nicht nach der Weisen Art, durch tiefgeschöpftes Wissen
Das Innre der Natur den Menschen aufzuschliessen;
Dies will sein Endzweck nicht; genug, daß uns sein Licht,
Zur Absicht sattsam hell, die düstern Nebel bricht,
Wodurch die Weisen selbst, oft sinnreich um zu irren,
In Labyrinthen sich, die sie gebaut, verwirren.
Mit ungekünstelter und göttlich-hoher Pracht
Erzählt sein heil'ger Mund, wie aus des Abgrunds Nacht,
Dem Stoff, der nur von GOtt die Wirklichkeit gesogen,
Des Schöpfers kräftigs Wort die Welt hervorgezogen;
Nicht, weil der Ew'ge Geist der Leben in uns bließ,
Erst in gemeßner Zeit den Raum gebähren hieß;
Nein, bloß den alten Wahn der Weisen zu verdringen,
Der den vermischten Stoff von ungeformten Dingen
Durch sich läßt ewig seyn, und GOtt entziehen will,
(Dies lehrte schon ein Teut (*) am vierzehnmünd'gen Nil,

(*) Mit diesem und andern ähnlichen Namen wird der unter dem Namen Hermes Trismegistus bekanntere Erfinder der Egyptischen Philosophie bezeichnet.

So hat den Magiern ein Zerdust (†) vorgesungen;)
Und dieser Irrtum ists, den Amrams Sohn bezwungen;
Der, da er uns erzählt, wie unsre Welt entstand,
Die Kette nicht zerreißt, die sie an andre band.
So fällt der Widerspruch, den aus den heil'gen Büchern
Man einer Wahrheit macht, die tausend Gründe sichern.
Ein Wesen, das stets würkt, und stets mit gleicher Kraft;
Das keinen Wechsel kennt, das nicht bald ruht, bald schaft;
Und dessen Tugenden, die wir verwegen trennen,
In stetem Ausfluß sind, und keinen Zuwachs kennen;
Wie soll dies ewig ruhn? Fehlt es an seiner Macht,
Daß es ganz unwürksam Aeonen zugebracht?
Wie? oder an der Huld? Mißgönnt er uns das Leben,
Das seine Allmacht uns von Ewigkeit kann geben?
Ohnmächtig seufzt die Welt ins öden Undings Grab,
Sie seufzt nach Wirklichkeit, und wer schlägt sie ihr ab?
Er, der nur winken darf, damit sich Sonnen drehen?
O! Liebe, soll dich so ein niedrer Erdwurm schmähen?
Die höchste Macht ist nicht, wie die Vermögenheit
Des Aristoteles, zum Würken nur bereit;
Die schlummernd warten kann, bis durch die Zeit erreget,
Was vorher nur geglimmt, itzt volle Flammen schläget:
So wie ein schneller Strom, von Dämmen eingeschränkt,
An den verhaßten Wall beschäumte Wellen drängt,
Er bäumt die wilde Fluth, stürmt in die Felsenstücke,
Bespritzt die Wolken selbst und rauscht gepeitscht zurücke;
Doch endlich weicht der Schutt dem stets erneuten Stoß,
Die Steine trennen sich, der Pfäle Band wird los,

(†) Zerdust oder Zoroaster war der Stifter eines berühmten philosophischen Ordens unter den Persen. Aus allem was wir noch von ihm wissen, erhellet, daß er mit dem Confucius, Pythagoras und Plato, und also mit den grösten unter den ächten Weisen des Altertums, in Eine Classe gehört.

Erfreuet fühlt der Fluß die festen Eichen wanken,
Und bricht mit neuer Kraft durch die verhaßten Schranken.
Nichts hemmt nun seinen Lauf, er reißt vom nahen Hayn
Bejahrte Tannen aus, und stürzet Felsen ein.
So fesselst du die Macht, durch die die Welt entstanden,
Die unumschränkte Macht, mit frefelhaften Banden;
Dir kämpft das Nichts mit GOtt, und erst nach langem Streit
Weicht es, von ihm besiegt, der neugebohrnen Zeit.
Vergeblich suchst du dich, mit schlechterfundnen Gründen
Vom Vorurtheil geschminkt, dem Vorwurf zu entwinden;
Du sprichst, nicht ohne Schein: Die Schuld, daß die Natur
Nicht ewig dauern kann, trägt bloß die Creatur.
Der Wesen Schranken sinds, die ihren Schöpfer hindern,
Und die Unmöglichkeit kann seine Macht nicht mindern.
Hebt unsern Einwurf dies? O Nein! er wankt noch nicht,
Nur wenig Achtsamkeit zeigt dies in hellem Licht.
Das Wesen jeder Kraft strebt, wie uns Leibnitz lehret,
(Und wem hat die Natur vertrauter sich gewähret?)
Nach steter Wirksamkeit, kennt keinen Schlummer nicht,
Und überhebt sich nie der aufgelegten Pflicht;
Doch fehlt ihm was zum Seyn, das es sich selbst nicht giebet,
Die Gottheit kann's allein, und weil sie göttlich liebet,
So haßt sie den Verzug. Es wäre Grausamkeit,
Der wartenden Natur, die nach der Wirklichkeit
Im Schlund des Undings ächzt, das Leben zu versagen;
GOtt ist kein Ariman, (*) und liebt nicht unsre Klagen.
Und endlich lehrt uns ja der Offenbarung Licht,
(Die, über die Vernunft, doch nie ihr widerspricht,)

(*) Das böse Grundwesen, welches nach dem System des Zoroaster, der Urheber des Bösen ist, wird von ihm Ahremann, oder wie es die Griechen schreiben, Arimanius, genennt. D. Th. Hyde de Relig. veter Persarum, p. 299.

Daß einst die Geisterwelt samt der verklärten Erden
Und Himmeln höh'rer Art soll unvergänglich werden.
Wer dies begreiffen kann, räumt unsern Grundsatz ein;
Was ohne Ende ist, kann ohne Anfang seyn.
Die Welt fieng niemals an, und wird sich niemals enden,
Sie liegt von Ewigkeit in ihres Meisters Händen;
Durch seine Kraft bewegt, die ewig wirken muß,
Und stets in gleichem Maaß, und ohne Zeit und Fluß.
Die Gottheit leidet nichts durch diese weisen Lehren,
Die ihren ew'gen Preis nicht schmälern; sondern mehren.
Die Welt ist ewig zwar, doch ihre Währung ist
Nur eine stete Zeit, die ohne Ende fließt;
Die Kraft, die ewig schlägt in den umschränkten Dingen,
Weicht stets aus ihrem Gleis, sich höher aufzuschwingen.
Nie bleibt sie was sie war, nie ist sie was sie wird,
Und hoft stets einen Tag, der sie noch schöner ziert.
Dich aber, Herr der Welt, fliehn Wechsel, Grad und Zeiten;
Du unbegreiflichs Meer vollkommner Stetigkeiten,
Bleibst ohne Aenderung, wie du dich stets gezeigt,
Indeß daß unsre Kraft durch ew'ge Grade steigt.
Auch Welten trift der Tod, der Sonnen Glanz erlischet,
Wie eine Blume welkt, die lang kein Thau erfrischet;
Nur du, du bleibst allein in gleichem Alter stehn;
Kein neuer Himmel wird dich jemals grösser sehn.
So lehrt uns die Vernunft die Welt mit GOtt verbinden.
Wer sollte nicht die Macht der Wahrheit hier empfinden,
Der Wahrheit, welche schon mit Platons Beyfall prangt,
Und an Origenes (*) den stärksten Schutz erlangt.

(*) Der gelehrteste und tugendhafteste, unter den christlichen Vätern des dritten Jahrhunderts; dessen philosophisches System, ob es gleich nicht ohne Irrtum ist, doch von den meisten nur darum so sehr mißhandelt worden, weil sie es weder zu verstehen noch zu beurtheilen fähig sind.

Die Welt ist Gottes Werk, und daurt durch ew'ge Zeiten.
Dies, Muse, war bisher der Inhalt deiner Sayten.
Doch wie ist sie gebaut? Entdeckt auch ihre Pracht
Die Weisheit, die sie schuf, und ihres Meisters Macht?
Hier, Göttin, stärke mich, da ich den Wahn bestreite,
Den schon der Perse hegt, und Manes (†) Schwarm erneute;
Von Baylen, der so gern den priesterlichen Blitz
Durch seinen Muthwill reitzt, geschmückt mit neuem Witz.
Die Mängel unsrer Welt, die gleich den Sonnenflecken
Nur den geringsten Theil von ihrem Glanz verdecken,
Verführten jederzeit der blödern Geister Schwarm.
Von Wahnsinn aufgebläht, an reiffem Wissen arm,
Zu klein die edle Pracht der Ordnung zu bemerken,
Die nur die Augen rührt, die sich mit Weisheit stärken,
Nennt der Verwegne schlimm, was er nicht richtig sieht,
Weil ihm ein falscher Dunst die Sinnen überzieht.
Wie eine Mücke, die dort am Colossus hänget,
Mit ihrem Horizont nur wenig Raum umfänget;
Ihr kurzer Blick, der sich in enge Cirkel schließt,
Und einen Daumen kaum vom ganzen Bilde mißt,
Zeigt ihr nichts von der Pracht, die Griechenland entzückte,
Und ihres Meisters Preis dem flücht'gen Ruhm entrückte;
Der Glieder Symmetrie, der Augen Majestät,
In denen Zeus ganz lebt, die Hand die Blitze dreht,
Der Stellung Göttlichkeit, flieht ihrer Augen Schwäche,
Und nur zu Fehlern scharf entdeckt sie auf der Fläche,
Die ihre Füsse trägt, des Marmors Rauhigkeit,
Der ihr ein Felsen dünkt mit Zacken überstreut:

(†) Der Stifter einer Secte, die unter dem Namen Manichäer verschreyt sind, und die rechtgläubige Kirche etliche Jahrhunderte lang beunruhiget haben. Manes vermischte das System des Zoroaster, welches zu Ende dieses Buchs vorgetragen wird, mit den Christlichen Lehrsätzen, und seinen eignen Einbildungen.

So schränkt die Dummheit auch die neblichten Ideen
In einen engen Kreis, (das Ganze übersehen
Ist größrer Geister Werk,) das allgemeine Band,
Das alle Theile fügt, bleibt stets ihr unbekannt.
Drum findt sie alles voll unendlich kleiner Mängel,
Begehrt aus Unverstand für Würmer lauter Engel,
Klagt, daß ein öder Fels nicht bunte Tulpen trägt,
Und Philomela nicht nach Grauns Gesetzen schlägt.
Allein der Weise lacht des eingebildten Klugen;
Er kennt des Ganzen Bau und aller Theile Fugen,
Er hat den wahren Stab, der ihr Verhältniß mißt,
Und findt so vieles schön, daß er den Fehl vergißt.

Aus jenem trüben Quell, von Leim und Sand geschwollen,
Ist bis auf unsre Zeit ein tödtlich Gift gequollen.
Statt mit Behutsamkeit der Wahrheit nachzuspähn,
Bleibt der verdroßne Witz stets auf der Grenze stehn;
Mit Träumen speißt man sich, die das Gehirn verwirren,
Und wünschet sich noch Glück, so angenehm zu irren.

In einem tiefen Wald in Backtrens öder Flur
Verlieret sich Zerdust im Forschen der Natur.
Die dickbelaubte Nacht umschatteter Gefilder
Führt den einsamen Sinn auf schreckenvolle Bilder.
Er forscht dem Uebel nach, das alle Menschen plagt,
Und mit geschärftem Zahn an ihren Herzen nagt.
Auch den, der Purpur deckt, dem alles scheint gewähret,
Verläßt der Kummer nie, der seine Lust verzehret;
Der Glanz, der ihn umgiebt, blendt nur des Pöbels Wahn,
Und streicht mit falscher Pracht ein schimmernd Elend an.
Wir nähren tief in uns den Keim zu steten Plagen,
Er hat in unsre Brust die Wurzel eingeschlagen,
Die das durchschlungne Herz mit tausend Adern füllt,
Und die du selbst umsonst, o Weisheit, tilgen willt.
Der Geist sieht traurend sich in träge Fessel schliessen,
Sein schwacher Nachen wird vom Strome hingerissen:

Der Wollust Süssigkeit vergällt der Ueberdruß,
Und Tantals Hunger nagt uns mitten im Genuß.
Uns trüget ein Gespenst, ein reitzend Schaugerichte
Quält unsern trocknen Gaum und schmeichelt dem Gesichte,
Wie dort Creusens Bild sich dem Aeneas zeigt,
Und sein bekümmert Herz mit falscher Hoffnung säugt;
Dreymal streckt er den Arm nach dem geliebten Schatten,
Dreymal entzieht sie sich dem Kuß des bangen Gatten:
So flieht die Seelenruh, das niemals feste Ziel
Betrogner Geister, den der sie umfangen will;
Hingegen schwärmet stets ein Heer von blassen Sorgen,
Bey jedem Tritt um uns, und ängstigt uns auf Morgen.
Umsonst wird der Verdruß durch itz'ge Lust verscheucht,
Er ist dem Parther gleich, der sieget, wenn er fleucht.
Kaum scheint er zu entfliehn, so kömmt er stärker wieder,
Und schwingt um unser Haupt sein trauriges Gefieder.
Aus diesem Augenpunct betrachtet nun Zerdust
Die allgemeine Noth, die Folter unsrer Brust.
Er spürt der Ursach nach, erstaunt in deinen Werken,
Gebrechen ohne Zahl, o Mithra, zu bemerken.
Nein, ruft er endlich aus, erbarmensvoller GOtt,
Du lebest nicht von Blut, und suchst nicht unsern Tod.
Ein boshaft Wesen ist, das uns das Seyn mißgönnet,
Sein Herz ist stetes Feur, wo Zorn und Rache brennet,
Und dunkle Flammen speyt; es nährt mit unserm Blut,
Als wie mit fettem Oel die unglücksel'ge Glut.
Der Seufzer Angstgetön liebt er weit mehr zu hören,
Als jene Harmonie der musical'schen Sphären,
Die, Mithra, dich vergnügt. Von ihm stammt alle Noth,
Die uns bis zum Beschluß des bangen Lebens droht,
Und nur dem Tode weicht, der unsern Jammer kürzet,
Ach! aber gar vielleicht in ew'gen Schlummer stürzet.
So schließt der Perser Theut, und findet in Geschichten
Des grauen Altertums, umnebelt von Gedichten,

Was seine Meynung stärkt. Der Celten Ueberfall
Und Hermans strenge Faust, der Horomasden (*) Qual,
Ließ noch im Orient die blut'gen Spuren sehen,
Und schien dem neuen Wahn mit Nachdruck beyzustehen.
So heckt des Weisen Witz und die Unwissenheit
Des Volks den Irrthum aus; genähret von der Zeit
Wächst er, und schützet sich mit seiner Priester Zungen,
Bis nun das Alterthum den Beyfall ihm erzwungen,
Den ihm, als er entstand, des Pöbels Leichtsinn gab:
Nun blüht der Wahn empor, und auf der Wahrheit Grab.
Zwey Wesen ehrt und scheut, mit ganz verschiednen Trieben,
Das alte Persien. Das eine macht sich lieben,
Es pflanzt in unsre Brust der Tugend Saamen ein,
Und pflegt die zarte Frucht mit warmem Sonnenschein.
Das andre gleicht der Nacht; mit kalten Finsternissen
Hemmt es der Stralen Kraft die von Hormasdes fliessen.
Ein ew'ger Zweykampf trennt der Himmels-Geister Schaar,
Und nichts als unser Glück ist dabey in Gefahr.
Das gute Wesen führt die unerfahrne Jugend,
Der oft die Unschuld schadt, den holden Weg der Tugend,
Sein zärtlich-ernster Blick folgt ihnen wo sie ziehn,
Und wandelt Dornen oft in lieblichen Jesmin.
Hingegen Ariman, verschlagen uns zu kränken,
Hört niemals auf, an Stof zu unsrer Pein zu denken.
Itzt lockt er uns mit List in reitzender Gestalt,
Ein liebenswerther Feind hat zehnmal mehr Gewalt,

(*) Herrn von Leibnitz vermuthet, die Namen, welche im Systeme des Zoroaster dem guten und bösen Grundwesen gegeben werden, gründen sich auf eine alte erloschene Geschichte von einem Einfalle der Celto-Scythen in die Morgenländer, welcher noch früher sey, als diejenigen, wovon uns die Geschichtschreiber Nachricht geben. Der Umstand, daß einige Morgenländische Prinzen Hormisdas, und ein alter Celtischer Held, Ariman oder Armin geheissen, bestärket diese Vermuthung. S. Theodicée P. II. §. 138-144.

Als der die Waffen zeigt, die unserm Leben dräuen;
Ein Feind, der sich erklärt, befiehlt uns, ihn zu scheuen;
Da dem, der lächeln kan, der uns umarmt und küßt,
Schon oft der kühnste Held zum Opfer worden ist.
Auf solche Weise ists dem Wütrich oft geglücket,
Daß seine Zauberey ein schwaches Herz berücket.
Kein Proteus wendt so oft die trügende Figur;
So vielfach sah dich nicht der spröden Nymphe Flur,
Vertumnus, (*) bis zuletzt mit schmeichlerischen Falten
Du als ein graues Weib die süsse Gunst erhalten;
Voll Wunders fühlte gleich Pomona bey dem Gruß,
So gut er sich verstellt, den allzufrischen Kuß;
So küßt die Freundschaft nicht! Sie stutzt, ihr glühn die Wangen,
Doch plötzlich fühlt sie schon sich feuriger umfangen,
Sie sträubet sich umsonst, zu schwach zu ernstem Krieg,
Krönt nur ihr Widerstand des holden Feindes Sieg.
So zeigt sich Ariman, den Endzweck zu erhalten,
(Sein Spiel ist unser Tod,) in mancherley Gestalten,
Von jedem Vorwurf nimmt er Farb und Bildung an
Und trügt zu gleicher Zeit verschiedner Seher Wahn.
In unsers Herzens Form weiß er sich schnell zu drücken,
Und andre Neigungen auch anders zu berücken.
Dianens Gürtel braucht er zu Calisto's Weh,
Und füllt mit goldner Fluth den Schooß der Danae.
Gelingt die List ihm nicht, so schrecket er mit Blitzen,
Und Oromasdes selbst kan oft vor ihm nicht schützen.
Diß ist des Uebels Quell, so träumete Zerdust,
Und suchte ausser uns, was tief in unsrer Brust
Aus innrer Quelle rinnt; den Knoten aufzulösen,
Macht er das Uebel gar zu einem ew'gen Wesen.
Allein vor Fabeln bebt des Zweiflers Kühnheit nicht,

(*) Ovid. Metamorphos. L. XIV.

Du, Wahrheit, bists allein, die seine Waffen bricht;
Durch dich will ich die Macht geschärfter Zweifel dämpfen,
Das Vorurtheil zerstreu'n, und für die Gottheit kämpfen.
Im ewigen Verstand der göttlichen Natur,
Schwebt ein unendlich Bild der ganzen Creatur,
Von allen Schatten frey. Hier steh'n in langen Reyhen,
Die Wesen, welche sich der Möglichkeit erfreuen;
Unendlich ist die Schaar, die ihren Platz hier hat,
Und sich vom öden Nichts zum Unerschaffnen naht.
Hier fehlet keine Kraft, kein wirksames Vermögen,
Kein Wesen, das sich selbst kan fühlen und bewegen.
Diß ist der Stoff der Welt. Ihm gab die weise Macht,
Die ihn unsterblich schuf, der schönsten Bildung Pracht.
Sie hat der Wesen Schaar nach Aehnlichkeit verbunden,
Und jenes Grundgesetz der Ordnung ausgefunden,
Das jede Wirkung stets an eigne Ursach knüpft,
Und wehrt, daß die Natur nicht epikurisch hüpft,
Die schöne Symmetrie, die Eintracht in den Theilen,
Die durch verschiednen Weg den besten Zweck ereilen;
Die wolgesparte Kraft, die abgewogne Zeit,
Der ausgemeßne Raum, die Mannichfaltigkeit
Mit Einfalt stets vermählt, das künstliche Verfügen,
Daß im Vergangnen stets der Zukunft Saamen liegen;
Diß alles ist das Werk vom ewigen Verstand,
Der für den schönsten Stof die schönste Form erfand.
Der Mängel kleine Zahl schwindt in des Guten Grösse,
Und gleicht kaum einem Punct, den ich mit Sonnen messe.
Die Welt ist ja kein GOtt; genug, daß ihre Pracht
Sie nach dem Schöpfer selbst, zum höchsten Wesen macht.
Sie ist so groß und gut, als GOtt sie kan bereiten;
Ein völliger Begrif von allen Möglichkeiten,
Und führt der Wesen Schaar, von Mängeln endlich rein,
Durch den bequemsten Weg in ihren Ursprung ein.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
Im ganzen Weltbau [illegible]
[illegible]
[illegible]
Die Sterne [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Sein Blick, [illegible] leben und bewegen.
[illegible]
[illegible]
Sie hat der Weisen [illegible]
[illegible]
[illegible]
Und [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die
Natur,
oder
die vollkommenste Welt.

Zweytes Buch.

Inhalt
des
Zweyten Buchs.

Nachdem im ersten Buche die ewige Schöpfung der Welt behauptet worden, so geht der Dichter zur Erklärung des Ursprungs derselben fort. Widerlegung des Systematis emanativi, oder der Meynung, daß alle Dinge Ausflüsse aus der Gottheit seyen. Alle Substanzen haben ihre Kraft oder Wirksamkeit von Gott; die Art aber wie sie dieselbe äussern, von sich selbst. Die Schöpfung und Erhaltung ist demnach eine einzige, ewige, und sich selbst gleiche Wirkung Gottes, wodurch alle Kräfte in ihrem Seyn erhalten werden. Lezte Absicht der Schöpfung. Zwey grosse Folgen aus derselben: Die erste, daß alle mögliche Wesen wirklich sind; die andre, daß alle empfindende Wesen für eine endlose Glükseligkeit bestimmt sind. Die Seelen und Geister sind der einzige Gegenstand der Absichten des Schöpfers, und der Stoff ist bloß um ihrentwil-

len. Vortrag, und Widerlegung des Wahns der Materialisten, welche das Daseyn unkörperlicher Wesen läugnen. Grund der Verschiedenheit der empfindenden Wesen, in Absicht der Grade ihrer Vollkommenheit und Glükseligkeit. Gemählde einiger Classen solcher Geschöpfe. Zergliederung der innern Einrichtung der geistigen Wesen. Wie ihre Natur ein Schattenbild der Göttlichen ist, durch die Vorstellungskraft, den Trieb zur Vollkommenheit oder die Liebe, nud durch die Ruhmbegierde. Allgemeiner Blik über die ganze Geisterwelt.

Die Natur.

Zweytes Buch.

Die Welt, dieß weite Reich beseelter Wirklichkeiten,
War den Substanzen nach kein Werk gemeßner Zeiten,
Obgleich ein steter Fluß die Form der Dinge treibt,
Und ihr verstärkter Lauf stets grössern Kreis beschreibt:
Nein, wie im ersten Buch die Musen uns gelehret,
Hat stets ihr wandelnd Seyn dem Schöpfer gleich gewähret;
Sie hängt an seiner Macht, und zöge die sich ab,
So sänke gleich das All ins Undings finstres Grab.
Doch wie wirkt diese Kraft? wie weit wird's uns gelingen,
Ins Unermeßliche mit schwachem Blik zu dringen?
Der ältsten Weisen Schaar, vom Trismegist gelehrt,
Hat jenen Wahn gezeugt, den noch der Indus ehrt,

Den einst Plotin (*) erneut, Jochaides (**) verdunkelt,
Und der mit blassem Schein in Böhms Aurora (†) funkelt.
Die allzufruchtbare, zu warme Phantasey
Ist die Gebährerin von dieser Schwärmerey;
Sie mischt und wechselt stets die Bilder mit den Sachen,
Die durch die Bilder uns der Witz soll sichtbar machen.
Der Irrtum dieser Schaar ergießt durch manchen Arm
Sein schlammicht Wasser aus. Des ernsten Zenons Schwarm
Läßt ein astralisch Licht das ganze All umfliessen,
Und Leben und Verstand in alle Wesen giessen.
Plotin macht Gott zum Meer, aus dem die Geisterwelt
In tausendfachem Grad verschiedner Klarheit quellt;
Der Schaum, der diese Fluth gleich einer Rinde deket,
Ist der entseelte Stoff, der alles Uebel heket.
Jochaids Mißgeburt tiefsinn'ger Schwärmerey
Borgt von Plotin den Grund zum seichten Lehrgebäu,
Das er rabbinisch schmükt mit morgenländ'schen Bildern.
In unermeßlichen ätherischen Gefildern

(*) Ein dunkler, zu seiner Zeit sehr berühmter Philosoph, aus der vom Ammonius, im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt, zu Alexandria gestifteten Schule der sogenannten jüngern und unächten Platoniker.

(**) Rabbi Schimeon Ben Jochai, einer der vornehmsten Cabbalisten, lebte im zweyten Jahrhundert, und wird von den Juden mit dem Titul, eines Funken des Propheten Moses, beehrt.

(†) Aurora ist der Titel eines ehedem sehr berühmten Buchs des Theosophen, Jacob Böhm; welches nach dem Urtheil derer, die es zu verstehen glauben, einen Schlüssel zu dem innersten Heiligtum der Natur und Geisterwelt enthalten soll. Diese Adepten versichern, daß die scheinbare Dunkelheit dieses Buchs, bloß eine Folge seiner übermäßigen Klarheit, und des blöden Gesichts derjenigen sey, die mit ungeweyhten Augen darein schauen.

(So träumt er) wallt ein Licht, das kein Gestad umkränzt,
Und frey vom dunkeln Stoff die Ewigkeit durchglänzt; (*)
Es hält, was durch die Zeit aus ihm hervorgeflossen,
Die Saamen aller Ding' in seiner Schooß verschlossen.
Der Erstling seiner Kraft geußt den empfangnen Schein
Mit ungleich reinem Licht in zehn Canäle ein,
Die immer weniger vom Ursprungs-Glanze schmüket,
Je weiter sich ihr Lauf dem Mittelpunct entrüket.
Diß ist die höchste Welt, die helle Aziluth,
Der unvermischte Strom aus Ensophs reiner Gluth.
Mit etwas blasserm Schein gießt Briah ihre Stralen
Der Welt der Geister zu, die in gestirnte Schaalen,
Ein dunkler Kleid, gehüllt, die finstre Unterwelt,
Den unbelebten Stoff, mit mattem Licht erhellt.
Doch Muse, schweig und scheu die heil'gen Dunkelheiten;
Ihr unsichtbares Licht glänzt nicht den Ungeweyhten!
So zeugt der Irrthum sich in der fruchtbaren Schooß
Der heissen Phantasie, und wird vom Beyfall groß;

(*) Die Cabbalisten setzen eben so, wie die unächten Platonici aus der Alexandrinischen Schule, zum Grund ihres Systems, daß alle Dinge aus der göttlichen Natur, als ihrer Quelle, ausfliessen, und nach vielerley Revolutionen wieder in dieselbige zurük kehren. Die Cabbalisten nennen den ersten und reinsten Ausfluß aus der Gottheit, oder dem Or Haënsoph (dem unendlichen Licht) Adam Kadmon, welcher sich wieder in zehen Sephiroth ergießt, die nach der Erklärung des R. Irira die reinsten Ausströmungen desselben sind, wodurch die Welten mit allem ihrem Zugehör belebt und beseelt werden. Die Namen dieser Welten sind, Aziluth, Briah, Jezirah und Asiah, mit deren Beschreibung wir die Geduld des Lesers verschonen wollen. Wer neugierig genug ist, kan von diesen erhabenen Träumen der Jüdischen Theosophen, in der Cabbala denudata des Freyherrn Knorr von Rosenroth, und im 3ten Theil von Hrn. Senior Brukers philosophischer Historie, weitläufige Nachrichten finden.

Kaum tilgt ein Herkules den hundertköpf'gen Drachen,
Der immer sich ergänzt, und dräut mit neuen Rachen.
Du, Weisheit, dämpfest ihn, dein Bliz zerstreut den Wahn;
Komm, Göttin, zeige mir der Wahrheit sichre Bahn.
Die ganze Welt regt sich von thätigen Vermögen,
Die sich durch innre Kraft verändern und bewegen.
Die innerliche Form, der Wesen Unterscheid
Hängt bloß von dieser Kraft und ihrer Thätigkeit.
Doch ist die Kraft nicht selbst das, was aus ihr entspringet,
So wie die Nachtigall nicht das ist, was sie singet.
Die Wirkung dieser Kraft, die ihr Geschlecht und Art
Durch das was sie gebiert, den andern offenbart,
Ist bey der Creatur in Grade eingeschlossen,
Und nie der Quelle gleich, aus der sie ausgeflossen.
Nur Gott ist was er ist, und bleibt sein eigner Grund,
Da uns hingegen stets in seinem öden Schlund
Das wesenlose Nichts gleich todten Schatten quälte,
Wenn nicht der Kräfte Quell die unsre stets beseelte.
Izt zeigt sich unserm Geist das ewigfeste Band,
Das die Geschöpfe knüpft an die allmächt'ge Hand.
Durch sie lebt bloß der Trieb, der in den Wesen schläget,
Und jene körperlich, und geistig diese reget,
Obgleich die Aenderung der Kraft, die er beflammt,
Nicht von der Gottheit selbst, nein, von den Wesen stammt.
So bleibt der Schöpfer stets in gleicher Würkung stehen,
Und schafft nie weniger, nie mehr als sonst geschehen.
Auch hier betrügt uns oft die falsche Phantasie,
(Doch sprichst du, Zeno, selbst, wen trügt ihr Ausspruch nie?)
Ein Alcamenes schaft mit dichterischen Händen
Die Bilder nur einmal, die alle Kenner blenden;
So bald mit klugem Stahl behauen und gefeilt,
Die schöne Venus (*) einst aus seinen Händen eilt,

(*) Das berühmteste Werk dieses Athenischen Künstlers, war eine marmorne Bildsäule der Venus, die in einem

Bedarf sie sein nicht mehr, und kan um fortzuwähren,
Des Künstlers, den sie nun weit überlebt, entbehren.
Drum schließt die Phantasie, was einst geschaffen sey,
Besteh nun durch sich selbst von fremdem Beystand frey.
Doch läßt diß Gleichniß auch sich auf den Schöpfer wenden?
Der Künstler giebt dem Stein, der unter seinen Händen
Mit fremder Schönheit reizt, die ihm Cassandra (†) leiht,
Nur eine neue Art der vor'gen Wirklichkeit;
Er schuff ihn nicht aus Nichts: Allein die Kraft der Wesen
Kan nie sich von der Hand des ew'gen Schöpfers lösen;
Der Grund, warum sie nicht aus eigner Macht besteht,
Hört niemals auf zu seyn; so sehr sie sich erhöht,
Wird sie doch nie ein Gott, und was sie einst empfangen,
Muß jeden Augenblik sie stets von ihm erlangen.
Sing, Muse, nun, wie Gott den besten Zwek erfüllt,
Und was das Muster war, wornach er uns gebildt.
Der Wesen Jnbegriff soll seinen Meister preisen,
Und seine Herrlichkeit im schönsten Abdruk weisen;
Drum schafft Gott eine Welt, die seiner Huld genießt,
Und jenes Licht empfängt, das schaffend aus ihm fließt.
Diß ist der Zwek, den uns die Wahrheit heißt bemerken,
Der Gottheit Ehre liegt im Glük von ihren Werken.
Je mehr sie sichtbar wird, je mehr wird sie geehrt;
Was uns beseligt, ist, was ihren Ruhm vermehrt.
Diß ist der Felsengrund, der zween Colossen träget,
Auf deren sichres Haupt sich unser Lehrbau leget.
Der eine stüzt den Saz: daß, was empfindlich ist,
Der Wesen ganze Schaar, die Schöpfung in sich schließt.
Jm andern gründet sich das Glük der Geistigkeiten,

öffentlichen Spaziergang, nahe bey dem Tempel der Venus Urania, aufgestellt war. S. Pausanias in Atticis p. 33. und Lucian. in Imaginibus.

(†) Lucian. l. c.

Der Triebe Gegenstand, die Hoffnung beß'rer Zeiten.
Ist der Geschöpfe Glük, des Schöpfers einzigs Ziel,
So flößt sein Allmachtshauch Empfindung und Gefühl,
In so viel Wesen ein, als in der Möglichkeiten
Uneingeschränktem Reich sich ihrer Hoffnung freuten.
Was hilfts dem todten Stoff, daß er den Geistern nüzt?
Was hilfts der Sonnenglut, daß sie die Welt erhizt?
Kennt Vandyks Mahlerey den Reiz von ihren Zügen?
Kan sie ein schmeichelnd Glas wie Sylvien vergnügen?
Empfindet sie die Lust, die Phrynens Busen bläht,
Wenn der Bewundrer Heer bezaubert um sie steht?
Nein, unbekannt sich selbst, ergözt sie fremde Blike,
Und schlägt mit taubem Ohr das eitle Lob zurüke.
Zwar hat das Alterthum ein Wesen stets mißkennt,
Das bloß Ideen würkt, vom Stoffe ganz getrennt;
Die Geister, denen es Empfindung beygeleget,
Sind von gestirntem Feur, das, wenn es sich beweget,
Gedanken fühlend zeugt, und unverweslich ist,
Weil, frey von trübem Stoff, sein reiner Lichtstrom fließt.
Auch unsre Zeiten hat der Irrtum noch beflekt,
Und aus dem alten Schutt sein stolzes Haupt gestreket.
In Geister, welche sich vom Stoffe nie befrey'n,
Flößt er sein schleichend Gift sanft und unmerklich ein.
Das Laster hofft durch ihn sich vor des Richters Blizen,
Vor gegenwärt'ger Angst und künft'ger Qual zu schüzen.
Sein Freund, der Wiz, hilft auch mit dienstbarem Bemüh'n,
Ihm trüglich die Gestalt der Wahrheit anzuzieh'n.
O Thor, um kurze Lust, und die kaum halb zu schmeken,
Soll dich mit ew'ger Nacht des Todes Grabmal deken?
Verachtend schmäht dein Sinn das Glük der Ewigkeit,
Und doch genießt er kaum die Hülsen von der Zeit.
Die, welche jederzeit den Wahn erzeugt und nähret,
Die Phantasie hat auch des Irrthums Wuchs vermehret,
Den ich bekämpfen will; aus ihrem Bilderschaz

Schmükt sie ihn reizend aus, und nimmt der Gründe Plaz.
Fragt nur den Freygeist an, und dringt in ihn mit Gründen,
Kaum wird er zweiflerisch sich aus dem Neze winden.
Was, spricht er hönisch, was denkst du beym Worte, Geist?
Ists nicht ein leerer Schall, der dich mit Unsinn speißt?
Kan was entkörpert seyn, und ganz vom Stoff sich trennen?
Wär es nicht eben das, was wir das Leere nennen?
So schloß schon ein Lucrez, und ohne roth zu seyn,
Stimmt noch zu unsrer Zeit manch falscher Weiser ein.
Man zweifelt, ob ein Geist (nach unsers Leibniz Lehren)
Solch eine grosse Zahl von Bildern kan gebähren,
Von Bildern, welche doch sein inners Wesen scheut,
Das keinen Sinn berührt, und Stoff und Dehnung meidt.
Und endlich (dieses ist der Kern von ihren Schlüssen)
Wer sagt uns, daß vom Stoff wir alle Kräfte wissen?
Betrogne Sterbliche! Vom unbegrenzten All
Seht ihr den äussern Rand, die Schale nicht einmal,
Und rühmt euch doch getrost der Dinge Herz zu kennen,
Und wißt die Himmel selbst, wie Kircher, (*) zu durchrennen.
O kaum gewordnes Nichts, das izt ein kurzer Wind
Gleich einer Blase dehnt, die, eh sie ist, verschwindt;
O Thörichter, du willt in klippenvollen Tieffen,
Und ohne Steur und Mast und Stern und Nadel schiffen?
Viel leichter prüfte dort der ersten Schiffer Heer,
In heil'ger Fichten Bauch, das lang verschreyte Meer,

(*) Der Pater Kircher war ein gelehrter Jesuit des vorigen Jahrhunderts. Er schrieb von allem, was man wissen, und nicht wissen kan. Er erklärte die hieroglyphische Tafel der Isis; er entzieferte das geheimnißvolle Buch Yekim, welches die Schineser dem Fo-hi zuschreiben, und das bloß aus allen möglichen Zusamensezungen der beyden Zeichen — und — — besteht; er beschrieb die unterirrdische Welt so umständlich als ein Bergmännchen, und die überirrdische als ein Sylphe des Grafen von Gabalis nur immer hätte thun können. Hier wird besonders auf seine ecstatische Reise durch den Himmel gezielet.

Die Nymphen sah'n erstaunt in den beschäumten Grenzen
Ein fliegend Holz sich dreh'n, und Schild und Harnisch glänzen;
Allein sie schüzt' ein Gott, Minerva führte sie,
Des göldnen Vliesses Preis reizt' ihre Heldenmüh:
Du aber, schwacher Geist, wie kanst du dich erfrechen,
Und ohne Hülf und Licht die finstre See durchstechen?
Verwegen schliessest du, der Stoff empfindet nicht,
Weil dir es einzuseh'n Verstand und Sinn gebricht.
„ Ist das der helle Geist, den ihr so sehr erhebet,
„ Der Stral von Gott, der einst sich selber überlebet?
„ Er zeugt sich mit dem Leib, fängt an mit ihm zu blüh'n,
„ Nimmt ab wie er, und ach! wie er wird er verflieh'n!
Diß ist des Dichters Schluß, der seinen Wiz verschwendet, (†)
Doch nur ein blödes Aug mit seinen Flittern blendet.
Hier ist ein weites Feld, wo sich die Dichtkunst weißt;
Das muntre Frankreich trägt kaum einen seichten Geist,
Der hier den Wiz nicht übt, stolz die Vernunft verhönet,
Mit Scherzen Gründe schlägt, und grosse Wörter tönet.
Doch dichte immerhin, und wandle wenn du willt,
In ein beseeltes Weib Pygmalions Marmorbild;
Du magst nach deiner Art mit Mährchen uns betriegen;
Du thürmest Reimen auf, hier sollen Gründe siegen.
Du sprichst, der Stoff empfindt, er ists der in uns denkt,
Die Bilder nimmt, verwahrt, trennt und zusammenhängt,
Sich in die Formen geußt, die ihm der Körper giebet,
Und in uns wünscht, und scheut, und hofft, und haßt, und liebet.
Doch sage, da der Stoff unendlich theilbar ist,
Ob diese geist'ge Kraft aus allen Theilen fließt,
Von dem was in uns denkt? Diß must du uns bejahen,
Und deinen Saz zugleich dadurch dem Umsturz nahen,

(†) S. des Hrn. von St. Hiacinthe Pygmalion, ou la statue pensante.

Plotin hat längst für dich den starken Pfeil gespizt,
Vor dem dein Luftgebäu kein Wiz, kein Einfall schüzt.
Denn sprich nur, ist das Bild, das izt dein Stoff empfindet,
In jedem Theile so, daß er's ganz in sich findet?
Ist diß, so würde ja ein jeder Gegenstand,
Troz dem, was man erfährt, unendlich oft erkannt.
Du würdest wie Orest nicht nur zwo Sonnen sehen,
Unzählbar würden sie vor deinen Augen stehen;
Dir würd' unendlich oft was deinen Blik bestralt,
Was andre Sinne rührt, in dein Gehirn gemahlt;
Es würde jeder Trieb, dein Hassen und Begehren,
In der betäubten Brust unendlich sich vermehren.
Von drey Anticyren wird, wer diß glaubt, nicht heil!
Doch beuge klüglich dich, und weiche diesem Pfeil,
Sprich, jeder Theil des Stoffs, der in mir fühlt und denket,
Fühlt nur ein Stük des Bilds, das in den Sinn sich senket:
Nun sag' auch, wenn du dich beym Denken selbst erkennst,
Und dich unendlich schnell vom Vorgestellten trennst,
Ist diß Gefühl gedehnt, und wie wird es zerrissen?
Nur eine Kraft kan es in eine Würkung schliessen.
Was der Verstand ergründt, des Scharfsinns hoher Flug,
Die Kraft, die Schlüsse häuft, des Willens sanfter Zug;
Diß alles läßt sich nicht in Stoff und Bilder schränken,
Noch ohne Ziel getheilt, wie du erdichtest, denken.
Diß mach ein Beyspiel klar: Du gehst in einen Wald,
Und suchst der Sonne müd, der Schatten Aufenthalt;
Im gleichen Augenblik steigt vom beblümten Wasen,
Ein süsser Dampf empor, und eilt zu deiner Nasen;
Auch hört dein Ohr zugleich das Lied der Nachtigall,
Und sucht, im fernen Fels den rauhen Wiederhall.
Nach deiner Schwärmerey muß sich von diesen Bildern,
Ein jedes für sich selbst in deiner Seele schildern;
Der Blumen süsser Hauch drükt sich ganz anders ein,
Als aus der Silberfluth der Sonne Wiederschein.

Ein jedes Bild fühlt sich, diß folgt aus deinen Schlüssen,
Und sich allein, und kan nichts von den andern wissen.
Der Theil des geist'gen Stoffs, in dem der grüne Wald
Sich spiegelt, fühlet nur die eigene Gestalt.
Ein andrer wird allein vom Blumenduft entzüket,
Wenn in den dritten sich der Waldgesang nur drüket.
Nun widerspricht dir nicht, was die Erfahrung lehrt,
Wenn der verhüllte Geist auf sich die Blike kehrt?
Sprich, ists ein Centrum nicht, zu dem von allen Dingen
Die Bilder wie ein Strom, durch alle Sinnen dringen?
Vermöcht' ein Malebransch, der Schluß aus Schlüssen zieht,
Und mit geschärftem Blik der Säze Band durchsieht,
Durch die geschloßne Reyh' entwikelter Ideen,
In ihrem Labyrinth die Wahrheit auszuspähen,
Wenn nicht ein Wesen wär, das alles in ihm denkt,
Das die Begriffe fügt, und nach Gefallen lenkt?
Und würden nicht vielmehr im allgemeinen Trennen
Die Bilder feindlich sich einander niederrennen?
Der Stoff ists also nicht, was denkt; ein Unterscheid,
Der tief im Wesen liegt, entfernt die Geistigkeit
Vom ausgedehnten Stoff; todt kan er sich bewegen,
Sie fühlt sich selber nicht, und weiß sich nicht zu regen.
So weit als möglich hat der ewige Verstand
Die Unempfindlichkeit aus seiner Welt verbannt.
Doch kan die Geisterwelt den Stoff nicht ganz verdringen.
Warum? Sein Beystand nüzt unkörperlichen Dingen.
Er fördert ihren Zwek, weil er der Geistigkeit
Was ihr zum Würken fehlt durch die Bewegung leiht.
Das aber was sich Gott zum Wohlthun auserlesen,
Ist, die beseelte Schaar der ideal'schen Wesen,
Die, nach ihm selbst geformt, zum Fühlen aufgelegt,
In ihrem Innersten den Trieb zur Freude hegt.
Es wallt sein Vaterherz zu den geliebten Kindern,
Und haßt der Schranken Neid, die seinen Einfluß hindern.

Sein Will ist unser Glük; doch gleiche Seligkeit
Verbeut auf ewig uns der Wesen Unterscheid.
Warum dann schuf er uns, fragt Manes, nicht zu Engeln,
Fest in des Guten Wahl, und frey von strafbarn Mängeln?
O Thor! mit gleichem Recht klagst du die Erde an,
Daß sie der Nelken Pracht auch schlechten Löwenzahn,
Und andern Pöbel mischt, nicht stets von Tulpen stralet,
Und statt gemeinem Gras, mit Hyacinthen pralet.
Vielleicht begehrst du auch, daß stete Weste weh'n,
Und willt die schwarze See von Nectar glühen seh'n;
Du heissest öden Sand mit Blumen sich erheitern,
Und Schiffe sollen dir an Diamanten scheitern.
O flieh aus einer Welt, der die Natur befiehlt,
Und zaubre dir ein Reich, worinn die Wärme kühlt;
Den Bach der bey uns rauscht, laß Operlieder singen,
Und aus des Frühlings Schooß Rubin und Perlen dringen.
Wie eng ist eine Welt, die nur Halbgötter trägt,
Die ein einförmig Licht mit gleicher Wonne pflegt!
Wie klein wird da die Zahl der Mannichfaltigkeiten,
Die fern ein Endzwek ruft, und die harmonisch streiten!
Und kan die Gottheit seh'n, daß ein unzählbar Heer
Das ein geringer Glük noch Graden fähig wär,
Umsonst zu seyn sich sehnt? Kan diß die ew'ge Liebe?
O nein! Sie wallt zu uns mit allgemeinem Triebe,
Und flösset Würklichkeit und zugezählte Lust,
Nach jedes Fähigkeit, in aller Wesen Brust.
Das Elend, welches izt die niedern Classen leiden,
Verliert sich nach und nach in eine See von Freuden.
Des Uebels ganze Summ, so groß sie Baylen dünkt,
Ist kaum ein Regentropf, der in das Weltmeer sinkt,
Vergliechen mit der Lust die noch entfernte Zeiten,
Vom Titan nicht erlebt, den Geistern zubereiten.
Der innre Unterscheid der wesentlichen Kraft

Ist, was die Einzelnheit in den Substanzen schafft.
Verschiedne Fähigkeit zu fühlbaren Gedanken
Vertheilt der Wesen Heer in abgemeßne Schranken;
Und ein geheimes Band, das alle Geister reyht,
Knüpft Arten und Geschlecht nach ihrer Aehnlichkeit.
Diß ist der Liebe Hauch, den Orpheus (*) schon besungen,
Durch den Empedokles (†) der Saamen Streit verdrungen.
So ward die Geisterwelt, die durch Jdeen lebt,
Und mit verschiednem Schwung zur Gottheit sich erhebt.
Die Weisheit schränkte sie in ungezählte Classen,
Die nach bestimmter Zeit sie höher steigen lassen.
Mit ungleich sattem Trieb naht der Natur Gebot,
Die einen ihrem Quell, die andern nach dem Tod.
Bekränzt mit stillem Licht, stralt eine größre Sonne
Dort einen Engel an, mit unvermischter Wonne.
Sein scharfes Auge sieht durch unsre Nebel hin,
Kein trübes Vorurtheil schwärzt seinen hellen Sinn.
Jhm zeigt sich die Natur in unverhüllter Schöne,
Sein geistig Ohr entzükt der Sphären Lobgetöne,
Manch neuer Sinn führt ihn ins innre Heiligthum
Der grossen Schöpfung ein, wo des Erschaffers Ruhm
Jn ew'gen Flammen brennt auf ewigen Altären.
Er theilt die Seligkeit mit tausend Engel-Chören;

(*) Ein alter Egyptier, (nach der neulichen Entdekung des berühmten Hrn. Samuel Schmid von Bern,) den die Griechen für den Vater ihrer Philosophie halten.

(†) Nach der Meynung dieses pythagoreischen Weisen sind zwey Kräfte, woraus die Bewegung und die Form der Welt entspringt, der Haß und die Liebe. S. Plutarch. de Placitis philosophor. L. I. c. 30. Der zehnte Theil des Wizes, den der grosse Baco von Verulam angewandt, in den Mährchen der alten Griechischen Poeten tiefe physicalische und moralische Geheimnisse zu entdeken, wäre genug, in diesem Lehrsaze des Empedokles die Centralkräfte Sir Jsaac Newtons zu finden.

Der Wahrheit Urbild selbst, wird stets von ihm erblikt,
Und reine Liebe ists, was seine Brust entzükt.
So nähert er sich stets der Geister erstem Quelle,
Und wird im Nähern stets von reinern Stralen helle.
Viel niedrer drängt sich dort auf zweifelhafter Bahn
Ein noch nicht reifer Geist zur Seelenruh hinan.
Was hilft ihm die Vernunft, die ihn beglüken könnte,
Wenn seine Wahl sich nie von ihrem Ausspruch trennte?
Sein Herz verlangt nach Lust; die falsche Phantasie
Verdoppelt ihren Reiz, und raubt zugleich ihm sie.
Sie reizet die Begier, und weiß sie nicht zu stillen,
Und lokt mit eitelm Glanz den oft betrognen Willen.
Indem er hin und her ein Gut sucht, das ihn flieht,
Ruft ihn mit süssem Ton der Wollust Zauberlied.
Im blumenreichen Thal, wo unter Myrthenschatten
Der Venus Dauben sich im stillen Laube gatten,
Wo alles scherzt und liebt, und stets im lauen Wind
Ein unsichtbarer Dunst von süssen Seufzern schwindt,
Dort ligt die Zauberin auf buhlerischen Rosen;
Cytherens kleiner Sohn, nie müd ihr liebzukosen,
Schlingt sich dem Epheu gleich um ihre heisse Brust,
Ihr funkelnd Auge reizt zu untersagter Lust.
Ihr schwarzes Haar, das leicht um ihren Naken schwebet,
Dämpft süssen Balsam aus; den West der sie umwebet,
Schöpft sie voll Lüsternheit und kühlt den matten Gaum;
Der Liebesgötter Schaar verengt um sie den Raum,
Und spielet sorgenlos, doch schwirrt bey ihrem Scherzen
Manch unsichtbarer Pfeil in unverwahrte Herzen;
Der trunkne Bacchus ligt zu ihrem Fuß gestrekt;
Von weicher Flöten Schall zur Ueppigkeit erwekt
Erhebt er sich den Chor der Faunen und Mänaden,
Der in die Schatten floh, zum wilden Tanz zu laden.
Diß ist der Wollust Hof, aus diesem Zaubergrund
Ruft sie dem Wandrer zu; ihr allzusüsser Mund

Bethört sein willig Herz, er küsset sein Verderben,
Und saugt aus ihrem Blik ein angenehmes Sterben.
Doch wenn die Zauberin ihn kurze Zeit berükt,
Raubt ihm ein Augenblik, was ihn vorher entzükt;
Wie ein treuloser Traum, indem er uns vergnüget,
Nur durch ein hold Gespenst des Herzens Sehnsucht trüget,
Und von der Schattenlust kaum einen schwachen Rest,
Des Schattens Schatten, nur zu grösserm Schmerz uns läßt;
Wo lauter Anmuth war, sieht er erstarrte Klippen
Und todten Sand gehäuft; Armidens süsse Lippen,
Ihr Auge reich an Lust ist mit dem leichten Schwarm
Der Liebesgötter weg; er sieht vom dürren Arm
Des Ekels, und der Reu voll Abscheu sich umfangen.
Bald bleicht die kalte Furcht die schnell verblühten Wangen,
Wenn des Gewissens Spruch ihm seine Straffe droht;
Bald streicht die späte Reu ihm ihr verhaßtes Roth
Aufs blasse Angesicht; von der genoßnen Freude
Bleibt nichts als die Begier, und nagt sein Eingeweide.
Doch da er ligt und seufzt, und seine Noth bethränt,
Und ohne Hoffnung sich nach einem Retter sehnt,
Blikst du, o Tugend, ihn, umglänzt von sanftem Lichte,
Voll innerm Mitleid an, mit tröstendem Gesichte.
Die Kraft, die in sein Herz mit deinen Bliken fleußt,
Belebt mit neuem Muth den auferwekten Geist;
Du hebst ihn liebreich auf, und führst an deiner Seiten
Ihn deinen hohen Weg zu bessern Ewigkeiten.

In noch geringerm Grad hüllt dort ein Raupenkleid
Ein schwächer Wesen ein, und reizt oft unsern Neid.
Mit weniger Vernunft mißkennt es unsre Plagen,
Und braucht in steter Lust sein kurzes Maaß von Tagen.
Befreyt vom bleichen Neid, der unsre Ruh verzehrt,
Vom ekeln Unbestand, der unsre Wollust stört,
Schmekt es die iz'ge Lust, und säumt sich nicht im Wählen,
Und kennt die Mittel nicht, sich sinnreich selbst zu quälen.

Der Rose kühle Schooß, der Nelke Purpurgrund,
Reizt es, wie dich, Myrtill, Aminens kleiner Mund;
Sein Leben ist Gefühl, es schwimmt in trunknen Freuden,
Und seine Wonne stört kein vorgesehnes Leiden.
Zwar schließt ein enger Kreis die dunkeln Sinnen ein,
Doch wird sein Geist nicht stets in dieser Kindheit seyn:
Die Zeit, und jener Weg, durch den die Geister steigen,
Wird ihm ein neues Feld einst zum Empfinden zeigen;
Voll Wunders sieht es dann, den Geistern zugesellt,
Sein neues Wesen an, und eine neue Welt.

So ist, was fühlt und denkt, an Graden mancherley;
Doch keines ohne Lust, von Mängeln keines frey.
Der reinste Cherub fühlt den Damm der Endlichkeiten,
Den unsichtbarsten Wurm erwarten beßre Zeiten.
Von Gottes Hand geformt, stellt der Substanzen Schaar
Der ersten Züge Riß von seinem Wesen dar.
Je näher sie sich hin zu ihrem Urbild kehren;
Je herrlicher kan sie sein reiner Glanz verklären.

Sie fühlen alle sich, wenn von der äussern Welt
Ein geistig Bildniß sich vor ihre Augen stellt.
Und dieses Bild erwekt in den gerührten Herzen,
Das eine Lieb' und Lust, ein anders Haß und Schmerzen.
Des Willens Zärtlichkeit kan nie gleichgültig seyn,
Ein Vorwurf flösset stets Haß oder Neigung ein.
So hat der höchste Geist, was ihn vollkommen schmüket,
Mit oft gebrochnem Licht den Wesen eingedrüket.
Vom Quell der Möglichkeit, vom göttlichen Verstand
Ist die Vorstellungskraft mit weiser Kunst entwandt;
Und der Begierden Strom, die stets zum Urbrunn quillen,
Zeigt uns ein Schattenbild vom allerbesten Willen.
Kein Geist verschmäht sein Glük, und liebet was ihn kränkt,
Weil seine Neigung sich von selbst zum Bösen lenkt;
Nein, Wiz und Leidenschaft betrügt die blöden Herzen,
Und lokt mit falschem Reiz zu angenehmen Schmerzen.

Staats-Bibliothek Bamberg

Die Lieb' umfasset nur was sie durch Schönheit rührt,
Was gut und nüzlich scheint, und süsse Lust gebiert;
Sie ist der schönste Stral vom schöpferischen Blike,
Die Wurzel unsrer Lust, der Keim von höherm Glüke.
Zu dem was Gott selbst liebt, zu der Vollkommenheit,
Füllt dieser edle Trieb die Brust mit Zärtlichkeit;
Wo schöne Ordnung reizt durch weisliches Verbinden,
Eröffnet er das Herz, sie lebhaft zu empfinden.
Er treibet den Verstand, und sezt ihm Stacheln an,
Wenn ihn der Schlaf besiegt; der Vorurtheile Wahn,
Der Irrthum flieht vor ihm, er giebt sich nicht zufrieden,
Und hört nicht auf, den Geist durch Flehen zu ermüden,
Bis er zur rechten Spur der holden Weisheit kehrt,
Die mit Zufriedenheit, der Geister Kost, sich nährt.
O Liebe, süsser Zug zu Wesen, die uns gleichen,
Du herrschest unbegrenzt in allen Schöpfungs-Reichen.
Dich fühlt der schwächste Wurm, dich fühlen Seraphim,
Dich fühlt der Schöpfer selbst! Du führest uns zu ihm.
Du bist die Geberin der schönsten besten Freuden,
Und keine andre Lust bezahlt selbst deine Leiden.
O! tönte mein Gesang hoch, wie ein himmlisch Lied,
Nein, wie im Cherubim dein ew'ges Feuer glüht,
So süß wie deine Lust, so stark wie deine Triebe,
Denn wagt' ich kühn dein Lob, denn solltest du, o Liebe,
Des heiligsten Gesangs erhabner Inhalt seyn!
Weg, trunkne Sänger, weg, die ihr von Lieb und Wein,
Dort wo beym Faunen-Tanz die wilde Flöte schallet,
Auf feiler Phrynen Schooß mit starrer Zunge lallet;
Entweyht den Namen nicht, der Engeln heilig ist,
Womit der Himmel selbst den Unerschaffnen grüßt;
Den Namen, dessen Macht die bessern Welten ehren,
Und dessen Wunder uns einst Ewigkeiten lehren.
Die schönsten Bündnisse, die unsre Seele kennt,
Die keusche Flamme, die durch Hymens Fakel brennt,

Der holden Sipschaft Quell, die mächt'gen Sympathien,
Wodurch sich wechselweis verwandte Seelen ziehen;
Du, Freundschaft, süsser Trost des Lebens, das von dir
Erst seinen Reiz empfängt, und Sicherheit und Zier;
Die höh're Liebe selbst, womit wir im Verlangen
Das menschliche Geschlecht und die Natur umfangen,
Sind nur ein Stral von dir, den deines Anhauchs Macht
In unsrer kalten Brust, o Liebe, angefacht.

Geschwisterlich verwandt mit diesem schönen Triebe,
Ist die Begier nach Ruhm, des edeln Lorbers Liebe;
Auch sie ist unserm Geist vom Himmel angestammt.
Sie spornt zur Tugend an. Von ihrer Glut beflammt,
Hat ein Prometheus sich der Sonne zugeschwungen,
Und den verbotnen Stral und seine Straf' errungen.
Sie hat das erste Volk von Eicheln abgewöhnt,
Und seiner Enkel Pracht von einem Wurm entlehnt.
Durch sie erfand ein Theut der Wissenschaften Saamen,
Durch sie blüh'n noch im Tod erblaßter Helden Namen.
Sie legt der Weisen Geist beseelte Flügel an,
Und hebt sie zum Gestirn auf untersagter Bahn.
Sie lehrte, Valla, (*) dich der Schule Hohn zu sprechen,

(*) Laurentius Valla, Canonicus in Lateran, war einer der gelehrtesten und geistreichesten Köpfe Italiens im 16ten Jahrhundert. Er hat sich am meisten durch den Eifer verdient gemacht, womit er die übermüthige Unwissenheit, und die barbarische Schreibart der Scholastiker dem allgemeinen Spott aussezte. Diese erklärten Gegner der gesunden Vernunft stuhnden damals noch in grossem Ansehn. Sie hatten die Philosophie, und hauptsächlich die Theologie, durch eine Sprache, die aus lauter Zauberwörtern zu bestehen scheint, unsicher und unzugangbar gemacht; und es brauchte, sie hinter dieser Verschanzung von Barbarismen und Solöcismen anzugreiffen, zum wenigsten so viel Muth als Rinaldo beym Tasso nöthig hatte, in den bezauberten Wald einzudringen, der von Gespenstern und bösen Geistern besezt war.

Und am Aquin und Duns (†) der Wahrheit Schmach zu rächen.
Durch sie hat Pisa's Stolz (††) der Sterne Zahl vermehrt,
Und dich, Urania, durch Gläser seh'n gelehrt.
Durch sie zwang Gerike, (*) die Luft vor ihm zu fliehen,
Und hieß ein magisch Feur aus kalten Körpern sprühen.
Dem Newton zeigte sie im weissen Sonnenstral
Durch ein dreyekicht Glas der Farben heil'ge Zahl;
Von ihr gelehrt, hieß er in abgemeßnen Kreisen,
Bestralte Welten stets um ihren Brennpunct reisen.
Sie führte, Leibniz, dich auf unbetretner Spur,
Durch manchen Labyrinth ins Innre der Natur;
Dir war der Ruhm bestimmt, den Stoff selbst zu beleben,
Und lauter Harmonie der schönsten Welt zu geben.
Doch eben dieser Trieb, wenn die Vernunft ihn nicht
In strengen Zügeln hält, und seine Hize bricht,
Ist ohne Ruh bemüht, sich und die Welt zu quälen,

(†) Thomas von Aquino, und Johannes Duns, waren die Häupter der zwo vornehmsten Secten der Scholastiker, deren Kriege über das ens nominale und reale den Staat und die Kirche öfters in Verwirrung sezten.

(††) Der berühmte Galilei, dem die Astronomie die wichtigsten Entdekungen zu danken hat. Er war ein grosser Mathematicus, er mahlte sehr schön, er verstand die Music, er verband die Philosophie mit Wiz und Beredsamkeit, er erfand die Thermometer und die Ferngläser, er opferte über seinen unverdrossenen Beobachtungen seine Augen auf; und doch konnten ihn so viele Verdienste kaum vom Scheiterhaufen erretten, den er nach dem Urtheil der Mönche verdiente, weil er durch sein Fernglas am Himmel Dinge gesehen, die weder Aristoteles, noch die heilige Inquisition zu Rom, mit blossen Augen gesehen hatte.

(*) Otto von Gerike ist nicht nur, wie bekannt, der Erfinder der Luftpumpe, die hernach von Sir Robert Boyle und andern verbessert worden; sondern auch der erste, der electrische Beobachtungen angestellt hat.

Und opfert seiner Wuth erschlagner Brüder Seelen.
Er reizt die Herr'n des Nils den Himmel nah zu seh'n,
Und von gebranntem Leim Gebürge zu erhöh'n,
Wo unter theurer Last, mit Menschenblut gefüget,
Ihr moderndes Gebein in öden Winkeln liget.
Er führt' einst Philips Sohn durch manch entvölkert Land,
In blutigem Triumph, bis an den Indus-Strand.
Er feurte Cäsarn an, Roms Freyheit zu zertrümmern,
Und im erbleichten Glanz des Vaterlands zu schimmern.
Er stößt des Lieblings Dolch, der Wohlthat unbewußt,
Die ihn verwegen macht, in seines Fürsten Brust;
Ja, er bewafnet selbst, dir, Herr der Welt, entgegen,
Die Thoren, die Ein Wink zu deinem Fuß kan legen.
So weicht die Ruhmbegier, die uns der Himmel gab,
Sobald ihr Führer fehlt, vom ebnen Gleise ab.
Sie soll den ew'gen Geist von diesem Ball entfernen,
Zu würdigerm Geschik in stralenreichern Sternen;
Allein oft läßt sie sich von falschem Winde bläh'n,
Sie hebt sich, steigt, und wird sich bald im Staube dreh'n:
So stürzt den Phaeton die Wuth der Sonnenpferde,
Die ihren Herrn vermißt, zur mütterlichen Erde.
Doch lehrt der öftre Fall den hintergangnen Geist,
Bis ihm ein sichres Licht die wahre Laufbahn weißt,
Auf dem die Helden sich durch manchen Feind geschlagen,
Und den errungnen Preis den Himmeln zugetragen.
Der Gipfel alles Ruhms, den die Begier erreicht,
Ist eines Engels Glanz, der seinem Schöpfer gleicht.
Je fähiger die Zeit zu diesem Glük sie machet,
Je stärker wird der Brand im Nähern angefachet,
Bis endlich unser Seyn ganz in die Quelle sinkt,
Und unvermischte Lust in vollen Strömen trinkt.
Diß ist der schönste Theil von dem vollkommnen Ganzen;
Das unbegrenzte Reich empfindender Substanzen,
Die eine Leiter hält, an der das Ende fehlt,

Wo vom geringsten Wurm, den kaum ein Trieb beseelt,
Bis zu dem Cherubim, der sich in Gott verliehret,
Geschöpfe ohne Zahl des Schöpfers Bildniß zieret,
In ungleich hellem Glanz; wo jedes Schönheit liebt,
Und sich nach Wonne sehnt, und seine Kräfte übt;
Wo jedes, durch die Zeit mit reinerm Licht geschmüket,
In beßre Zukunft stets mit hellerm Auge bliket.

Die
Natur,
oder
die vollkommenste Welt.

Drittes Buch.

Inhalt
des
Dritten Buchs.

Widerlegung derer, welche die Materie aus Atomen zusammensezen. Die Monaden des Hrn. von Leibniz bestritten. Vortrag einer Hypothese, nach welcher die Materie ihrer Natur nach unendlich theilbar seyn; und jedes einfache Wesen mit einem unsichtbaren, unvergänglichen, und von ihm unzertrennlichen Leibe, verknüpft seyn soll. Widerlegung der drey bekannten Hypothesen, über die Art des Zusammenhangs der Seele mit dem Leibe. Vortrag einer neuen Auflösung dieses Problems, von welcher es einigen Lesern scheinen wird, daß sie ihrem Erfinder nicht viel begreiflicher sey, als ihnen. Dieses Buch endet sich mit Behauptung des Sazes, daß die kleinsten Theilchen, (Saamen, Stamina, Molecules) der Körper, aus den obengedach-

ten unvergänglichen ätherischen Leibern einfacher Substanzen bestehen; und daß nicht mehr Materie sey, als zu dieser Verhüllung der einfachen oder geistigen Wesen nöthig ist; eine Meynung, aus welcher folget, daß der Stoff bis in seine kleinsten Theile organisirt sey.

Die Natur.

Drittes Buch.

Der Weisheit ersten Zeit, dem klugen Griechenland,
War, was vom Stoff sich trennt, ganz fremd und unbekannt.
Kein Anaxagoras, (*) so scharf sein Geist sonst richtet,
Kein Plato, (**) was er auch für Ur-Ideen dichtet,
Schied je den Geist vom Stoff; der ernste Stagyrit,
Und der von Cittium (†) folgt ihm und irret mit.
Und muß nicht ihr Begriff von körperlichen Dingen
Daher mit Dunkelheit und Vorurtheilen ringen?

(*) Ein Philosoph aus der Schule des Thales, dem man zu seiner Zeit den Beynamen Geist, als ein Sobriquet gab; weil er zu grosser Aergerniß der Stuzer und Kleinmeister von Athen, behauptete, daß der Urheber der Welt ein Geist sey.

(**) Es scheint, hier sey dem guten Plato zuviel geschehen. Unser Poet war freylich, als er dieses Gedicht schrieb, der Mann nicht, der einen Plato kennen oder beurtheilen kan; und ich zweifle, ob es zu seiner Entschuldigung genug ist, daß es noch immer Magistros ab alta Platea giebt, welche mit gleicher Unwissenheit, zum wenigsten eben so cavalierisch, von den Alten zu sprechen pflegen.

(†) Zeno, der Vater der Stoiker.

Aus Stäubchen ohne Geist fügt Epicuri Zunft
Die ganze Geisterwelt, und trozet der Vernunft;
Leucipp macht sie gezakt, sie leichter zu verbinden,
Und dem von Agrigent (†) gefällt es, sie zu ründen.
Ein Thales baut die Welt aus saamenvoller Fluth,
Die Wahrheit stimmt ihm bey, und heißt den Grundsaz gut;
Doch auch diß Element theilt er bloß in Atomen,
Und läßt aus ihrem Fluß der Dinge Formen kommen.
Statt auf den ersten Grund der Dinge fortzugeh'n,
Stößt sich der Geist am Kleid, und bleibt bey Farben steh'n.
Auch mich erhizt der Trieb, den jene Dichter fühlten,
Als sie von dir, Natur, auf höhern Sayten spielten.
Die Wahrheit lokt auch mich, (und o! wie ist sie schön!)
In Academus Wald ihr forschend nachzugehn. (*)
Tiefsinnig wird mein Geist sich in ihr Dunkel wagen,
Und bis ins Mark des Stoffs verwegne Blike tragen.
Die erste Eigenschaft die uns der Stoff entdekt,
Und die, in welcher auch sein ganzes Wesen stekt, (**)
Ist die, daß er gedehnt, und solche Theile heget
Die gleiches Wesens sind. Wer diß beyseite leget,
Daß auch das kleinste Stük des Stoffs gedehnt muß seyn,
Gesteht durch seinen Saz die Ungereimtheit ein,
Daß selbst die geist'ge Schaar empfindender Substanzen
Aus dichtem Stoff besteht, als Theile eines Ganzen.
Hier ruft die Muse mich von deinen Pfaden ab,
O Schmuk Germaniens, den ihr der Himmel gab,

(†) Empedocles, von dem oben Meldung geschehen.

(*) Inter sylvas Academi quærere Verum. HORAT.

(**) Dieser dogmatische Ton ist, zumal in einer Materie, wo die Newtonen und Loke verstummen, an einem Knaben von siebenzehn Jahren in der That lächerlich; aber was ist er an Männern von vierzig? Navigent Anticyram!

Der Wahrheit alte Spur in neuem Licht zu zeigen,
Und fremder Völker Stolz (††) beschämt vor ihr zu beugen.
Zwar hat dein heller Geist, von unsrer Nacht befreyt,
Ein ungewohntes Licht in die Natur gestreut;
Doch da dein kluger Fuß der Wahrheit nachgestrichen,
Ist vom verirrten Pfad er seitwärts abgewichen.
Wie rühmlich ist uns hier ein kleiner Irrthum nicht,
Wo selbst des Engels Blik mit Dunkelheiten ficht,
Und nur den höchsten Geist, der in sich alles siehet,
Der Irrthums Möglichkeit und unser Nebel fliehet!
Der Stoff weicht scheu vor dir; die grenzenlosen Weiten
Des leergewordnen Raums füllst du mit Geistigkeiten;
Ausdehnung und Figur machst du bloß zur Idee,
Die Farb und Bildung nimmt, weil ich verworren seh.
Zuviel war diß gewagt! An zweifellosen Gründen
Soll dein Monaden-Heer siegreiche Feinde finden. (*)
Gesezt, der wahre Stoff lößt in des Weisen Geist
In Elemente sich, die kein Begriff zerreißt,
Die völlig einfach sind, und nur durch innre Regung
Vom Unding ferne steh'n: So muß auch die Bewegung,
Der Dinge steter Fluß, in den Monaden seyn;
Aus ihnen quillt sie aus, in sie geußt sie sich ein.

(††) — Cujus prudentia monstrat,
Summos posse viros & magna exempla daturos,
Vervecum in patria, crassoque sub aëre nasci.

Juvenal. X. 48.

(*) Man hat schon in der Vorrede erinnert, daß der Verfasser an diesen und andern Don-Quischotterien seiner ersten Jugend einigen Antheil zu nehmen, schon lange aufgehört hat. Er siehet die Schwäche seiner Gründe und Schlüsse wol ein; aber da er keine wesentliche Veränderungen in diesem Gedicht vornehmen konnte, so mußte auch dieses eben so langweilige als unbesonnene Schattengefecht mit dem Hrn. von Leibniz bleiben.

So giebt dein Lehrbegriff den Geistern Eigenschaften,
Die ihre Art nicht leidt, die nur an Körpern haften.
Sprich, ist dein heller Geist von allen Bildern frey,
Fällt bey der Monas nicht ein sinnlich Bild ihm bey?
Schließt nicht die Phantasie den geistigen Gedanken
Dir, unbegreiflich schnell, in eines Pünctchens Schranken?
Einheiten will man seh'n, ein Stäubchen zeigt sich dir,
Aus beyden bildest du ein neues Wunderthier.
Nie hat der braune Sand, der Zaras Wüsten füllet,
Ob ihn gleich jeden Tag ein neues Wild durchbrüllet,
Solch eine Frucht geheckt; so seltsam füget nicht
Horaz mit einem Fisch ein reizendes Gesicht;
Ja die Monaden selbst, als sie sich voll Verlangen,
Der ernsten Pallas gleich, aus deinem Haupte drangen,
Erstaunten ganz beschämt, sah'n sich verwundrend an,
Da sie in deiner Hand sich so verwandelt sah'n.
Was sich dem Wesen nach vom Körper unterscheidet,
Kennt auch die Würkung nicht, die nur ein Körper leidet;
Was würklich einfach ist, ist schon den Seelen gleich,
Zum Fühlen aufgelegt; ein Glied vom Geisterreich.
Von Gott nur hängt es ab, es schöpfrisch anzuhauchen,
Und wenn wird seine Huld die Allmacht nicht gebrauchen?
Kan, der die Liebe ist, ein fühlbar Wesen seh'n,
Gleich dem entseelten Tod vor seinen Augen steh'n?
O! nein was einfach ist, nimmt Theil an seiner Güte,
Und fühlt in seiner Schooß ein denkendes Gemüthe.
Wie aber? Soll ein Geist zwar Kräfte, die sich flieh'n,
In seinem Wesen sehn, und doppelt sich bemüh'n?
Leidt dieses die Natur entkörperter Substanzen?
Kan Gott in einen Geist ungleiche Kräfte pflanzen?
Komm, ehre die Vernunft; gesteh, von ihr besiegt,
Daß deine Monas sich zum Element nicht schikt,
Viel eher schnizest du vom zähen Feigenbaume
Den göttlichen Mercur, und baust aus leichtem Schaume

Die schöne Cypria, die stolz der Zephir küßt,
Da sie, durch seinen Hauch belebt, die Nymphen grüßt;
Als daß ein Stoff entsteht aus tausend Myriaden,
Von unbeschaulichen geistähnlichen Monaden.

Sprich, der du sie versichst, damit kein Zweifel bleibt,
Wie machts die Monas dir, wenn sie die andre treibt.
Geschieht es durch den Stoß? Wie kan sie sie berühren?
Wie kan sie fremden Druk, unausgedehnet, spüren?
O! flieh zur Schule hin, flieh zur verborgnen Kraft,
Und hilf dir dichterisch durch dunkle Eigenschaft.
Mit gleicher Kunst läßt Bay, den Knoten zu entschlingen,
Den unversehnen Gott aus einer Wolke springen.

Noch eine Eigenschaft, die deine Monas schmükt?
Noch ein Beweis, wie oft der Wiz den Geist berükt!
Das niedrigste Geschlecht der regen Geistigkeiten
Sind die, aus denen sich die Körper ihm bereiten.
In diese leget er ein idealisch Bild,
Des unmeßbaren Alls, in Dunkelheit gehüllt;
Sie fühlen nichts davon; verdammt, stets todt zu währen,
Durchschlafen sie den Lauf der ewigregen Sphären.
So wie Cytherens Bild, und Nebenbuhlerin,
Der Stolz der Gnidier, doch Marmor, ohne Sinn,
Beym liebestrunknen Kuß des Jünglings (*) nichts empfindet,
Der sich verzweiflungsvoll um ihren Busen windet;
Vergebens schließt er sie in glühnden Armen ein,
Die Göttin fühlt es nicht und bleibt ein schöner Stein:
So wenig fühlt in sich die schlafende Monade,
Das Bild der fremden Welt und ihres Wesens Grade;

(*) Lucian erzählt von einem Jüngling zu Gnidos, der für die berühmte marmorne Bildsäule der Venus, welche den Tempel dieser Göttin daselbst allen Reisenden merkwürdig machte, eine eben so heftige Leidenschaft gefasset, als nur immer eine lebende Venus entzünden kan. Die umständliche Erzählung hievon kan in seinen Amoribus nachgelesen werden.

Sie würde für sich selbst nicht minder glüklich seyn,
Schlöß Ariostens Mond, (†) und Platons Staat sie ein.
Wozu dann hilft es ihr das Bild der Welt zu tragen?
„ Sie mehrt die Pracht der Welt „ wie wenig heißt diß sagen?
Wenn ihr und andern nicht ihr Daseyn würklich nüzt,
Was hilft es, daß sie todt bey regen Wesen sizt?
Doch hier läßt man getrost der Phantasie den Zügel,
Sie sind, erzählt man uns, unkörperliche Spiegel,
In welche sich die Welt mit feinen Zügen drükt,
Wohin ein jedes Ding sein geistig Bildniß schikt,
Ob dunkle Nebel gleich es unserm Blik verhüllen?
Wie sinnreich! doch wozu die Welt mit Spiegeln füllen?
Wozu, fragt ihr? Vielleicht giebts in der Geisterwelt
Narcisse, denen auch des Spiegels Lob gefällt;
Zu geistig, wie Narciß, in Quellen sich zu sehen,
Findt man, von sich entzükt, sie vor Monaden stehen.
Wohin sie schauen, stralt ihr werthes Bild zurük;
Ihr Selbst erfüllt die Welt, und sättigt ihren Blik.

O Wahrheit, welche hier dein Liebling selbst verfehlet,
Sey du zur Richterin in diesem Streit erwehlet.
Lehr uns der Körper Grund, und trenn mit weiser Hand
Das Geist'ge und den Stoff, die er zu eng verband.

Das was den todten Stoff vom Geist unendlich trennet,
Ist, daß er keine Zahl in seinen Theilen kennet;

(†) Der Mond ist, nach der Dichtung dieses eben so anmuthigen als abentheurlichen Italiänischen Poeten, der Ort, wohin alle Sachen fliegen, die auf unsrer Erde verlohren werden. Der Ritter Astolfo machte deßwegen auf dem Hippogryphen eine kleine Reise dahin, um den verlornen Verstand seines Freundes Orlando wiederzuholen; den der Anblik der Liebkosungen, die seine geliebte Angelica in einer gewissen Grotte an einen unbärtigen und unritterlichen Nebenbuhler verschwendete, rasend gemacht hatte.

Daß auch sein kleinster Theil, so sehr man ihn zerschneidt,
Doch stets ein Körper bleibt, und stete Theilung leidt;
Dieß giebt ihm Fähigkeit, sich selber zu bewegen, (*)
Und andre Körper auch durch Druk und Stoß zu regen.
Diß scheidet ihn vom Geist, der ohne Dehnung ist,
Unfähig der Figur, worein der Stoff sich schließt,
Und bloß dadurch geschikt, Ideen zu empfinden,
Zu lieben und zu flieh'n, zu trennen, zu verbinden.
Zwar wirft der Gegner uns, die Theilung ohne Ziel
Als widersinnisch vor; doch wagt er nicht zuviel?
Die Meßkunst widerspricht. Theilt nicht gebrochne Zahlen
Bernoullis scharfer Geist zu unzählbaren malen?
Zwar steift man sich getrost auf den bestimmten Grund.
Doch, sprich, wo findst du ihn im uferlosen Schlund
Der steten Ewigkeit? Wirst du sie wol ergründen,
Und zum Unendlichen uns einen Maasstab finden?
Die endliche Figur, wirft man noch ferner ein,
Heißt offenbar den Stoff nicht ewig theilbar seyn.
Welch übereilter Schluß! Weil unvollkommne Classen
Der Geisterwelt, den Stoff in Form und Schranken fassen,
So muß er meßbar seyn — wie? lehret deinen Geist
So manches Beyspiel nicht, das die Natur ihm weißt,
Daß eben das, was wir mit Recht in Grenzen ziehen,
In einem andern Sinn, kan Grenz' und Maaßstab fliehen?

(*) Vieler angewandten Bemühung ungeachtet, habe ich mich nicht erinnern können, was ich im Jener 1751. bey dieser seltsamen Folgerung, und bey diesem ganzen Galimathias über das Wesen der Materie, gedacht haben mag. Alles was ich izo sagen kan, ist, daß ich mich schon oft über die Materialisten unsrer Zeit gewundert habe, welche mit einer so dogmatischen Zuversicht von dem Wesen und den Eigenschaften der Materie sprechen, und nicht begreifen, daß die Körperwelt, mit der unsere Sinnen uns so vertraut zu machen scheinen, gerade das ist, wovon wir am wenigsten verstehen.

Der hellste Seraphim fühlt, daß er endlich ist,
Ob seine Dauer gleich kein Lauf der Sterne mißt.
Die allgemeine Sucht ist, trozig zu verschmähen,
Was unbegreiflich ist! Was ists, das wir verstehen?
Ist nicht das ganze All von dunkeln Wundern voll,
Die man empfinden nur, und nicht begreiffen soll?
Wer mißt die Ewigkeit? Kan d'Alembert bestimmen,
Wie viele Welten dort im tieffen Aether schwimmen?
Sprich, was ist Zeit und Raum? Wo ist der Born des Lichts?
Welch eine Marche trennt die Schöpfung und das Nichts?
O du, der nichts begreift, und alles will erklären,
Wenn wird die Weisheit dich sokratisch zweifeln lehren?

Der Körper würkt und leidt, sein Stoff bleibt stets gedehnt,
So sehr ihn Halley theilt, und wird nie ganz zertrennt,
So wie der Geist sich nie in einen Körper wandelt,
Die Denkungskraft verliehrt, und gleich Maschinen handelt.
Der Geist, der denken zwar, nicht sich bewegen kan,
Nimmt andrer Eindruk auch unmittelbar nicht an;
Hingegen kan der Stoff aus innerem Vermögen,
Das ihm der Schöpfer gab, sich selbst und andre regen.
Doch ist sein Wesen gleich von aller Einheit frey,
So zeigt doch die Natur, daß sie nicht fähig sey,
Auch seinen kleinsten Theil unendlich fortzutheilen,
Und Sonnenstäubchen stets in kleinere zu feilen.
Nein! endlich bleibet sie bey solchen Splittern steh'n,
Die vor dem Diamant an fester Härte geh'n.
Schon Mosch hat, wie man sagt, die Tyrer sie gelehret,
Der Beyfall nährte sie, bis sie Leucipp entehret;
Der sie mit Epicur dem Zufall dienen macht,
Von dessen Joch sie erst Gassendi frey gemacht.

Wie dort ein irrend Schiff die schwarze See durchpflüget,
Auf deren breiter Brust ein Heer von Wolken lieget,
Der brausende Aeol bläht falsche Segel auf,
Kein leitendes Gestirn bestimmt den blinden Lauf;

Bestürzt sieht Palinur nach den gestirnten Höhen,
Und wünscht den hellen Bär, das treue Licht zu sehen,
Bis endlich lang genug durch Sturm und Nacht geschrekt,
Sein unverwandter Blik den fernen Stral entdekt,
Er blizt die Wolken durch, die sich gemach erhellen,
Und weiset ihm den Weg durch zweifelhafte Wellen:
So sucht der Weise auch der Wahrheit dunkle Spur,
Und irret, führerlos, auf unbekannter Flur;
Wie froh, wenn durch die Nacht von wolkichten Begriffen,
Ein treuer Stral ihn lehrt dem Hafen zuzuschiffen!
O! Weisheit, schimmre du durch unsre Dunkelheit,
Und zeige wie man hier die falschen Pfade meidt.
Welch eine Menge hat des rechten Wegs verfehlet,
Die Occams (*) finstre Schaar zu Führern sich erwählet?
Vergessend, daß ein Geist vom Stoff nicht leiden kan,
Nimmt man vom Stagyrit mißkennte Säze an;
Läßt sich den Nervensaft bis in die Seel ergiessen,
Und umgekehrt die Seel in ihren Körper fliessen.
Die Bilder drüken sich in unsre Sinnen ein,
Hier formt ein flüchtig Naß der Dinge Wiederschein,
Der unbegreiflich schnell in unsre Seele stralet,
Und ein empfindbar Bild ins Ungedehnte mahlet.
So hat der Stagyrit, der Schule Gott, gedacht;
Doch, hat er nicht den Geist aus zartem Stoff gemacht?
Sein fünftes Element, woraus er Seelen bauet,
Ist ein astralisch Licht, das zwar kein Auge schauet;
Da er hingegen das nur Stoff und Körper heißt,
Was durch die Sinne sich der innern Seele weits.
Der aber, der den Geist vom Stoffe weiß zu trennen,

(*) Die Scholastici sind hier gemeynt, unter denen Wilhelm Occam, ein englischer Minorit im 14ten Jahrhundert, einen grossen Mann vorstellte, und den Titel des unüberwindlichen Doctors erhielt.

Wie wird er ungestraft dem Griechen folgen können?
Sag an, der du dem Leib die Seele mischen willt,
Wie drüket sich in sie ein körperliches Bild?
Wie kan was Theile hat, das Ungedehnte rühren?
Wie kan der Nervensaft sein Wesen selbst verliehren?
Entkörpert sich des Hirns äther'sche Fluth vielleicht,
Und wird schnell zur Idee, wenn sie die Seel erreicht?
Und wenn der Nervensaft auch durch geheime Gänge,
Die kein Verstand entdekt, bis in die Seele dränge;
Wie kan sein Eindruk doch so oft verändert seyn,
Als Bilder andrer Art sich in die Sinne streu'n?
Dich trägt ein hoher Wald von Jovial'schen Eichen,
Mit luft'gem Laub umkränzt und duftenden Gesträuchen,
Der Sonne wallend Gold wirft dort ein zitternd Licht,
Auf grüne Wipfel hin, und blendet dein Gesicht;
Ein perlenfarber Bach durchmurmelt hier die Auen,
Erfreut, die junge Zucht der Flora zu bethauen;
Der Rosen holdes Roth', zwar reizend, doch so schön
Als Chloens Lippen nicht, wenn Zephyrs sie umweh'n,
Lacht deine Augen an, und hauchet süsse Düfte,
Den feinsten Nerven zu, durch die erwärmte Lüfte:
Diß siehst, diß fühlest du, der ganze Hayn regt sich,
Und jedes Blatt wird Ton, und singet froh um dich;
Sprich, wie fällt dieses Bild, das du im Augenblike
Von allen Sinnen nimmst, in deinen Geist zurüke,
Der gänzlich einfach ist? Muß nicht zu gleicher Zeit,
(Gesezt, dein Saz sey wahr, den die Vernunft verbeut,)
Ein ungezähltes Heer von körperlichen Bildern
Durch tausendfachen Druk des Safts in ihm sich schildern?
Wer diß mit der Natur der Seele reimen kan,
Der mahlt mit gleichem Wiz den Wellen Eber an,
Läßt Hirsche sich mit Luft in dünnen Wolken weiden,
Und heißt den trunknen Fisch das Wasser ewig meiden.
Jedoch, was halten uns erträumte Lehren auf?

Dich, Leibniz, hat zuerst ein adlerschneller Lauf,
Zur neidischen Natur in ihren Siz getragen,
Die Deke war umsonst, die sie um sich geschlagen,
Du zogst die Deke weg, und hast sie selbst geseh'n.
Erröthend, so entkleidt vor deinem Blik zu steh'n,
Versuchte sie es zwar, mit zauberischen Künsten,
(Beynahe glükt' es ihr) dein Auge zu umdünsten.
Doch bleibt die Harmonie die du ihr abgeseh'n,
Von ihren Fleken frey, soll sie mein Lied erhöh'n.

Die Seele fühlt durch sich, ihr Wesen ist im Denken,
Ihr Körper kan kein Bild einfliessend in sie senken.
In jedem Geiste liegt ein idealisch Bild
Von allem, was das Reich der Würklichkeiten füllt;
So gar die niedrige stets schlummernde Monade
Trägt dieses Bild in sich, in ihrem eignen Grade;
Mit Wolken zwar bedekt, und angebohrner Nacht;
Bis ihre Kraft sich stärkt und zum Gefühl erwacht:
Indeß den Cherubim, so herrlich als er glänzet,
Nach Ewigkeiten selbst noch Dunkelheit umgränzet.

Am äussersten Gestad der weiten Geisterwelt,
Wird der Monaden Schaar von Leibniz hingestellt.
Auch sie erfüllt ein Riß der Sammlung aller Wesen!
Wozu? Für sie umsonst, sie können ihn nicht lesen.
Kein Stral erleuchtet sie, und mischt den Schatten Licht,
Selbst kein behender Bliz, der aus den Wolken bricht;
Von fremder Hülf' entblößt, zu schwach sich zu erheben,
Verschlummern sie wie todt ihr ungefühltes Leben.

Die andre Claß' empfindt; zwar ists bey ihr noch Nacht,
Doch leuchtet ihr ein Mond, der Seele schlaffe Macht
Dehnt schon sich jugendlich, erweitert ihre Schranken,
Ob sie gleich, ungeschikt zu geistigern Gedanken,
Nur durch die Sinne sich mit schlechtem Stoffe speißt.

Die dritte kennt den Tag, dem sie entgegen reist,
Doch in verschiednem Grad. Uns an den äussern Grenzen,

Scheint nur ein dämmernd Licht von Ferne anzuglänzen.
Wir hoffen erst den Tag, der höhern Wesen strahlt,
Und ihren Weltbegriff mit vollem Glanze mahlt.
So wird in jedem Geist, vermengt mit Licht und Schatten,
Die sich verschiedenlich in tausend Arten gatten,
Diß Ganze nachgeahmt. Stets fährt ein neuer Glanz
Die Nebel durch, und mehrt die Kräfte der Substanz.
Was je die Seele fühlt, liegt schon in ihr verstecket,
Und wird nur durch die Zeit entwikelt und erwecket.
Der Leib in seiner Art ist wie der Geist gebildt,
Weil was er thut und leidt, aus seinem Wesen quillt,
Und mit der Seele stimmt. Von seiner Fibern Regung,
Von innrer Räder Lauf, erhält er die Bewegung.
Der Geist befiehlt ihm nicht, doch hat die weise Hand
Der schöpferischen Macht durch ein harmonisch Band
Den Leib mit seinem Geist so schön gewußt zu gleichen,
Daß ihre Würkungen nie von einander weichen.
Wie wenn im dunkeln Busch an Frühlings-Abenden
Die Sängerin des Hayns des treuen Buhlers Fleh'n
Erhört, sie jeden Ton, den er voll Wollust singet,
Verliebt mit gleichem Schall den Lüften wiederbringet,
Die Nymphen hören zu, um ihre Symphonie
Verläßt Aurora selbst ihr Rosenbett zu früh;
Und wie in waldichten und hoch umwölkten Klippen,
Des Jägers frühes Lied mit unsichtbaren Lippen
Die Nymphe wiedergiebt, wie jenes schallt, so ruft
Der Wiederschall, und schlägt mit gleichem Ton die Luft:
So steht die Aenderung des Leibs mit der Empfindung,
Stets in harmonischer geselliger Verbindung;
Wie diese will und fühlt, so würkt der Leib und leidt,
Ein jedes thut sein Amt, ob keines gleich gebeut.
Sobald nur Brutus Geist den Augenblik beschlossen,
Den patriot'schen Dolch in Cäsars Brust zu stossen,
Sobald strekt sich die Hand, vom Geiste nicht regiert,

Durch innerlichen Trieb, und zükt den Dolch und führt
Den mörderischen Stoß, den Cäsars Seele fühlet;
Ob der geweyhte Stahl gleich nur den Leib durchwühlet.

Diß ist ein schwacher Riß von jenem Wunderwerk
Der spielenden Vernunft, dem ernsten Augenmerk
Der Grübler seiner Zeit — O Geist von seltnen Gaben,
Werth einer bessern Zeit, dein Licht gegönnt zu haben.
O du, in welchem sich uns Platons Geist verjüngt,
Der Zeiten werth, die uns kein Wunsch zurüke bringt;
Da einen Aristid die edle Armuth ehrte,
Den Hof ein Dion floh und Platons Hof vermehrte,
Da Tugend Uebung war, und der ein Weiser hieß,
Der, wie man leben soll in seinem Leben wies;
Dort, Leibniz, hätte sich für deiner Tugend Kräfte,
Ein Schauplaz aufgethan, voll würdiger Geschäfte;
Dort hätte dieser Geist, der izt, vom Joch gedrükt,
Mit Syllogismen spielt, ein freyes Volk beglükt;
Und statt zum Haupte sich von Secten zu erheben,
Wie Phocion gewußt Plutarchen Stoff zu geben. (*)
Der Sextus unsrer Zeit, der in so mancher Schlacht,
Die Schaar, die alles weiß, bestürzt zur Flucht gebracht;
Vor dem der trozige Dogmatiker erzittert,
Hat, stolz auf seinen Wiz, Leibnizens Bau erschüttert,
Und unter manchem Pfeil der stumpf zu Boden fällt,
Auch manchen abgedrukt, der seinen Zwek erhält.
O! Clio, sage mir, wo ist er durchgebrochen;
Und wo hat ihm den Sieg die Wahrheit abgesprochen?

Zuerst bestürmt sein Wiz des Körpers Wunder-Uhr;

(*) Ich empfinde ganz wol, daß diese kleine Ejaculation hier nicht am rechten Ort ist; ich wußte mich aber für die lange Weile, die mir die Durchsicht dieser schaalen metaphysischen Tändeleyen machte, nicht anders schandlos zu halten, als durch diese Reime, die mir der Unmuth eingab; und welche, so schlecht sie sind, doch etwas vernünftigers sagen, als dieses ganze Buch.

Doch Felsen fällt er an, mit Halmen ficht er nur.
Seht seinen Einwurf an, wen täuscht sein blödes Schimmern?
Wie sollt es möglich seyn, fragt er, ein Schiff zu zimmern,
Das, ohne Steuermann, der seinen Lauf bestimmt,
Aus innerm Trieb, den Weg zum fernen Hafen nimmt;
Es weichet Klippen aus, die es nicht vorgesehen,
Nimmt frisches Wasser ein, und folgt der Winde Wehen,
Es wittert unbelehrt der Stürme fernes Dräu'n,
Wirft izt den Anker aus, zieht izt die Segel ein;
Von keinem Geist regiert, von keines Menschen Händen,
Weiß es sich von sich selbst zu richten und zu wenden:
Wer zweifelt, das diß Schiff ein Werk der Phantasey,
Ein unreif Hirngespenst und Feen-Märchen sey?
Doch was ist dieses Schiff, mit Cäsars Leib gemessen?
Hier quält sich Baylens Wiz den Einwurf zu vergrössen,
Den ihm Beredsamkeit und Lust zum Zweifeln reicht;
Doch würklich sagt er nichts, das nur der Wahrheit gleicht.
Sein Pfeil, so scharf er ihn, geübt im Streiten, drehet,
Wird doch vom schwächsten Hauch zur Erde hingewehet;
Wie Priams lezter Speer kaum beym gesuchten Ziel,
Vor dir, Neoptolem, mit Zischen niederfiel.
Er zeigt nicht daß ein Leib, bewegt von innern Rädern,
Ein künstliches Geweb harmonisch-reger Federn,
Das mit der Seele stets in seiner Wirkung stimmt,
Ein Unding sey, das sich den Glauben selbst benimmt.
Im schweiffenden Gepräng von blendenden Gedanken,
Entdekt er weiter nichts als seines Geistes Schranken.
Kein Mensch, spricht er, begreifts: Wer sagt denn dieses nicht?
Doch gilt sogleich der Schluß: Drum ist es ein Gedicht?
Zudem, so zeigt ja schon der Künstler Unternehmen,
Wie leicht der Kunst es sey, den Zweifler zu beschämen.

Archytens (*) Daube selbst, und Alberts redend Bild, (†)
Wer weiß nicht, daß man sie für Zauberwerke hielt?
Und kan es unserm Wiz, so schwach er ist, gelingen,
Den Grenzen seiner Kraft sich manchmal zu entschwingen;
Wie thöricht zwingest du den unumschränkten Geist,
In Schranken, denen sich ein Vaucanson entreißt!
O lern von einem Gott mit größrer Ehrfurcht denken,
Der mit gewalt'gem Arm die Himmel weiß zu lenken!
Mit größerm Glük hat Bayl den schwächsten Ort bemerkt,
Und da mit neuem Muth des Angriffs Macht verstärkt.
Ist nicht der schwächste Theil der göttlichen Erfindung,
Des Platons unsrer Zeit, die Quelle der Empfindung,
Die Seele, die er selbst ein geistig Uhrwerk heißt,
Und was in ihr geschieht, aus ihrer Form erweißt?
Sie läßt, wie er uns lehrt, die sinnlichen Ideen,
Durchs ewige Gesez der Ordnung bloß entstehen;
Ein jeder Zustand sieht im vor'gen seinen Grund,
Und macht vom folgenden uns die Bewandtniß kund.
Die schönste Harmonie muß stets die Bilder knüpfen,
Der Geist wie die Natur, kan nicht gesezlos hüpfen.
Wie aber, widerspricht ihm die Erfahrung nicht?
Wie oft vertauschen wir schnell mit der Nacht das Licht?
Wie oft entsteht ein Stand, und heißt den vor'gen schwinden,

(*) Dieser Archytas war ein berühmter Pythagoräer von Tarent, und einer von Platons Lehrern. Unter andern mechanischen Kunstwerken, soll er eine hölzerne Daube, die eine Zeit lang habe stiegen können, verfertigt haben. A. Gellius Noct. Attic. X. c. 12.

(†) Von diesem wunderbaren Bilde, welches Albertus M. soll verfertigt haben; und wie es von dem heil. Thomas von Aquino zerbrochen worden, und von andern kurzweiligen Wundergeschichten, s. Gabriel Naudé Apologie des grands Hommes, accusés de Magie. chap. 18.

Worinn's unmöglich ist, des Folgers Grund zu finden?
Berauscht von Lieb' und Wein, an seiner Phyllis Brust,
Vertauscht Anacreon schnell mit dem Tod die Lust;
Kaum labt den alten Gaum der Nectarsaft der Trauben,
So muß ein Kern die Lust ihm mit dem Leben rauben.
Wie schikt sich schneller Tod zu Cyperns süssem Wein,
Und Phyllis süsserm Kuß? Wer sieht das Band hier ein?
Umkränzt sizt Cäsar dort im Rath bezwungner Väter,
Der unterdrükte Staat begrüßt ihn seinen Retter,
Doch kaum empfindt er sich den Herrn vom Vaterland,
So fühlt er schon den Tod, und seiner Mörder Hand.
Sprich, du, der Cäsars Geist läßt als Maschine handeln,
Wie kan ein Bild so schnell ins Gegentheil sich wandeln?
Wie gründt sich das Gefühl des Dolchs, der ihn entseelt,
In dem, daß zum Monarch die Cron' ihm kaum gefehlt?
Kaum sieht er sich umarmt von seinem Brutus küssen,
So sieht er schon sein Blut durch seinen Brutus fliessen.
Wie gründt sich dieses doch in Cäsars Geist allein?
Wie fällt er doch so schnell auf Bilder, die sich scheu'n?
Wie wikelt Leibniz sich, fragt ihr, aus diesen Schlingen.
Er thuts, es glüket ihm selbst Baylen zu verdringen.
Doch weicht die Wahrheit nicht. Er dichtet, daß ein Bild
Des ganzen Welt-Alls sich in jedem Geist enthüllt;
Und daß zu jeder Zeit, was wir in uns empfinden,
Sich nicht nur in uns selbst, auch in der Welt muß gründen.
O, spricht er, drängest du bis in der Geister Schooß,
Und schautest ihre Form vom äussern Kleide bloß,
Gewiß, dann würde dich die schönste Ordnung rühren,
Wo deine Augen izt in Nebel sich verliehren.
Wie ein harmonisch Band den Geist dem Leib vertraut,
So ist ein jeder Geist dem Ganzen nachgebaut,
Und läßt die ganze Welt in Reihen von Ideen,
Die mit dem Urbild stets zusammenstimmen, sehen.
Nie war ein Hirngespenst scharfsinniger als diß;

Mußt es so reizend seyn, warum ists nicht gewiß?
Allein der Wahrheit Spruch vernichtet es mit Gründen,
Aus denen sich kein Wiz, kein Leibniz selbst kan winden.
Er pflanzt ein Bild der Welt in jede Geistigkeit,
Und läßt den grösten Theil mit Schatten überstreut,
Ja die Monaden hält ein ew'ger Schlaf umgeben.
Das schönste Bild der Welt, was nüzt es ohne Leben?
Wo bleibet hier die Spur vom göttlichen Verstand,
Der alles was er schuf an eine Absicht band?
Der den verschmähten Sand, der dort am Ufer lieget,
Den grösten Sternen gleich, nach weisen Zweken wieget?
Noch mehr das Bild der Welt, das die Substanzen ziert,
Nennt er Idee, ob's gleich nie ganz empfunden wird.
Wie? welch ein Widerspruch? Hymettus bunte Höhen
Stellt meine Seele vor, nur kan ich sie nicht sehen?
Entfernter Welten Schaar, die neue Himmel dreh'n,
Planeten schön'rer Art, wo sanftre Weste weh'n,
Diß alles trägt mein Geist, und läßt es mich nicht wissen,
Wie? nennt man das Idee, wovon wir nichts geniessen?
Das ungefühlt in uns entstehet und verschwindt,
Wobey man, ob es da, ob nicht, gleich viel empfindt?
So schwärmet in der Glut, die sein Geblüte kochet,
Ein Kranker, dem der Puls von heissem Gifte pochet.
Doch wenn du völlig dir die Zweifel nehmen willt,
So sieh den Unterschied vom ideal'schen Bild,
Und dem, das ein Bernin in todten Marmor hauet,
Und Titian's Genie der Leinwand anvertrauet.
Die Venus, die sein Fleiß durch Farben fast belebt,
Und die, die seinem Geist, beym Mahlen, vorgeschwebt,
Die beyde Bilder sind, und einen Vorwurf zeigen;
Was unterscheidet sie, und was ist jedem eigen?
Das eine wirft die Kunst auf flache Leinwand hin,
Es ist ein Körper selbst, und wirkt auf unsern Sinn:
Das andre hängt im Geist, den Theil und Dehnung fliehet,

Und wo kein äussrer Sinn es ohne Zeichen siehet.
Das eine ist von dem, der es entwirft, getrennt,
Und wird auch ausser ihm, und ohne ihn erkennt;
Das andre läßt sich nicht von seinem Meister scheiden,
Es lebt in ihm und schwindt, sobald es ihn soll meiden;
So wie dein Ebenbild, das dich, Narciß', entzündt,
Sobald du dich entfernst, in stiller Fluth zerrinnt.
Und was das gröste ist, das eine hat kein Leben,
Und weiß von seinem Seyn gar keine Frucht zu heben;
Dort würd' es ungefühlt im Bildersaale steh'n,
Säh' es ein Kenner nicht, und nennt' entzükt es schön:
Das andre fühlt sich selbst, bedarf nicht fremder Augen,
Und kan aus sich allein schon sein Vergnügen saugen.
Ein inneres Gefühl von Schmerzen oder Lust,
Begleitet die Idee, und macht sie uns bewußt.
Nimm die Empfindung weg, was bleibet den Ideen?
Was einer Mahlerey, wovon wir nichts mehr sehen?
Was man nicht in sich fühlt, das schwebt zur selben Zeit
Der Seele gar nicht vor, nur bloß die Möglichkeit
Bleibt uns davon zurük, es selbst hat sich verloren,
Und wird, wenn es erscheint, mit Fühlbarkeit gebohren.
Doch noch ein stärkrer Grund: Ist nicht die ganze Welt
Ein uferloses Meer, dem Ziel und Grenze fehlt?
Nie fieng sie an, sie wird die Ewigkeit durchdauren,
Ihr Raum läuft ewig fort, ihn schliessen keine Mauren;
Der Geister rege Kraft umkerkert keine Zeit;
Mit offnen Armen steht dort die Vollkommenheit,
Und lokt sie liebreich an, und läßt auf ihren Schwingen,
Sie ins Unendliche durch stetes Steigen bringen.
So ist das grosse All, die unmeßbare Welt,
Die nur dem, der sie schuf, sich ganz vor Augen stellt:
Kein endlicher Verstand umfaßt sie in Gedanken,
Der gröste Cherub fühlt hier seines Wesens Schranken,
So wenig Grönlands Fisch den Ocean verschlingt,

Ob er der See gleich dräut, und ganze Flüsse trinkt;
Die Ströme die er izt aus seiner Nase dränget,
Sind gegen sie ein Tropf, der noch am Eimer hänget.
So wenig faßt ein Geist, so viel, so hell er denkt,
Das Meer des ew'gen Alls, das kein Gestad umschränkt.
Gott zählt die Summ' allein der ewigen Ideen,
Und ihm nur kömmt es zu, sein Werk zu übersehen!

So fällt die Antwort hin, die Baylens Zunge band,
Und allzufrüh den Sieg ihm aus den Händen wand.
Es wankt die Harmonie, und ihre Pfeiler beben;
O Muse, hilf du nun sie wieder zu erheben.

Deß Schöpfers weise Hand hat jede Geistigkeit,
In einen Leib gehüllt. Ein unsichtbares Kleid,
Von feinem Stoff gewebt, der bloß dazu erlesen,
Umhüllt unabgelegt die ideal'schen Wesen.
Der äussern Körper Druk, der unsre Sinne rührt,
Wird unbegreiflich schnell in diesen Leib geführt.
Hier bildet sich alsdann der Vorwurf der Ideen,
Und läßt dem innern Geist die Gegenstände sehen,
Die seinen Leib gerührt. Der Geist ist ohne Licht,
In steter Nacht, wenn ihm des Leibes Hülf gebricht;
Und doch flößt nicht der Leib die Bilder in die Seele,
Den Vorwurf zeigt er nur, und bringet die Befehle,
Die sie ihm giebt, zu stand. Sobald der Gegenstand
In diesem Leib sich mahlt, den Gott dem Geist verband,
Sobald empfindt der Geist, und hätte nicht empfunden,
Hätt' er in seinem Leib den Abdruk nicht gefunden.
Du sprichst, wer faßt denn diß? O Freund, besinne dich,
Verstehe mich zuerst, und dann so richte mich!
Mein Saz erklärt zwar nicht die Zeugung der Ideen,
Und wie sie aus dem Schooß der Geistigkeiten gehen;
Allein er meidet doch die Fehler, welche man
Mit Recht am Stagyrit und Leibniz tadeln kan.

Wem ist doch unbewußt, was längst die Weisen lehren,

Daß ausser unsrer Welt, in andern Himmels-Sphären,
Zehntausend Arten noch von Sinnen möglich sind,
Durch deren Mittel man vielleicht daselbst empfindt?
Wer faßt, wie es geschieht? Wer kan mit unsern Bildern,
Die Art der Möglichkeit von fremden Sinnen schildern?
Kein Widerspruch gebeut, daß es unmöglich sey,
Daß Seelen, obgleich ganz vom Druk des Leibes frey,
Doch ohne ihren Leib nicht denken, nicht empfinden;
Weiß gleich die Phantasie das Wie? nicht zu ergründen.
So stehet dann der Saz, der unsern Lehrbau trägt,
Zu welchem Leibniz selbst den ersten Grund gelegt.
Doch wie ist dieser Leib, der jede Seele kleidet,
Und den der Moder scheut, vom Schöpfer zubereitet?
Er ist das gröste Werk der Weisheit und der Macht,
Die mit vereinter Hand die Welt hervorgebracht;
Kein Werk erhöht sie mehr, auch selbst nicht jene Sonnen,
Die aus dem ersten Licht zur Festigkeit geronnen,
Als diese Wunder-Uhr, die durch sich selber schlägt,
Und nach des Geistes Stand harmonisch sich bewegt.
Sie stellt die Bilder dar, die sie von aussen rühren,
Und weiß sogleich den Schluß des Geistes auszuführen.
Myrtill liebt Sylvien; sie kommt, er sieht sie geh'n,
Er will ihr nach, sogleich muß auch der Leib sich dreh'n;
Er thuts aus innerm Trieb, der Geist kan nicht befehlen,
Der Federn Wunderbau lehrt ihn der Seele Wählen,
Und lehrt ihn es vollzieh'n. Die Schöne und Myrtill
Empfinden beyd' in sich das reizende Gefühl
Der Liebe, die sie ruft; der Leib nährt ihre Regung,
Und folgt dem Grundgesez harmonischer Bewegung;
Es naht sich Mund zu Mund, da sich die Seelen nah'n,
Und facht die holde Glut durch tausend Küsse an,
Die, wie ätherisch Oel, die zarten Flammen mehren,
Bis man, berauscht, vergißt im Küssen aufzuhören.
So stimmt der feine Leib mit der Empfindung ein,

Die seine Seele rührt; muß, was sie hasset, scheu'n,
Und suchen, was sie liebt, und wird in ew'gen Tagen
(So ist des Schöpfers Schluß!) nach gleichen Regeln
schlagen.
Denn Gott, vor dem entdekt die dunkle Zukunft liegt,
Hat für die Ewigkeit dem Geist ihn zugefügt.
Nie nüzt das Werk sich ab, nie stokt der Trieb der Federn,
Nie fehlt die Richtigkeit den stets gewälzten Rädern.
Der Stoff, aus welchem sie der Schöpfer werden hieß,
Ist in den Theilen gleich, und leidet keinen Riß.
Woher entsteht der Tod, als wenn sich Theile scheiden,
Die die Natur nicht mehr kan bey einander leiden?
Doch hier ist alles gleich, und unzerstörbar fest;
Kein Fels, so sehr er auch den Steinmez schwizen läßt,
Kein ew'ger Diamant, den Indostan uns schiket,
Kein Schild, den Peru sendt, wird weniger zerstüket.
Schon Platon und Plotin gab längst vor unsrer Zeit,
Dem Geist aus dem Gehirn ein unsichtbares Kleid,
Das immer, wo er ist, ätherisch um ihn fliesset,
Und das er nie, beym Tod des gröbern Körpers, misset.
Nun zeigt sich der Gebrauch des Stoffs, der selbst nicht denkt,
Und doch Gefühl und Lust den geist'gen Wesen schenkt.
So kan der helle Brunn, in dessen glatten Gründen,
Sich Phyllis oft beschaut, zwar selber nicht empfinden;
(Sonst, Phyllis, liebt' er dich) und doch säh' ohne ihn,
Den schmeichlerischen Brunn, sich keine Schäferin.
Der Stoff dient bloß dem Geist, er bildet den Ideen
Den ersten Abriß vor, und läßt die Seele sehen,
Was ausser ihr geschieht; er leiht ihr seine Kraft,
Und bringt bewegend sie in andre Nachbarschaft.
Er weiß Ideen selbst, und körperlosen Dingen,
Wie Titian, Figur und Farben beyzubringen.
Durch ihn entdekt sich oft der Seelen Heimlichkeit.
Selindens spröde Furcht, die sich der Würkung freut,

Färbt er Auroren gleich, und mahlt sie auf die Wangen;
O Schäfer, wie wirst du der Schönen Gunst erlangen,
So lang du schüchtern schweigst, und siehst sie schmachtend an,
Lokt dich ihr Auge nicht, das sie kaum zwingen kan?
Und kan sie es, so zeigt ein zitternd Roth dein Glüke,
Und lokt und widerspricht dem strenggezwungnen Blike.

Doch, da nicht um sein selbst der Stoff die Welt vermehrt,
Da er nur würklich ist, weil ihn kein Geist entbehrt,
So muß die Weißheit nur so viel aus ihm bereiten,
Als unentbehrlich ist, die stillen Geistigkeiten
In Würksamkeit zu seh'n. Was dieses All umfängt,
Ist bloß die ew'ge Schaar, die sich empfindt und denkt,
Von der sich jedes Glied in einem Leibe zeiget,
Durch den es nach und nach auf höh're Grade steiget.
Die Sonnen, die sich dort in leichten Wirbeln dreh'n,
Planeten, Luft und Meer, und alles, was wir seh'n,
Ist nicht ein blosser Stoff, der unbeseelt veraltet;
Beseelte Wesen sinds, die uns ihr Leib gestaltet.
Gott, der, was er erschuf, in weise Ordnung zwang,
Vertheilt der Wesen Heer in tausendfachen Rang,
In Classen ohne Zahl, die sich zusammendrängen,
Und den gemeinen Raum zu gleicher Zeit verengen.
So wird die Form der Welt, die sich in jedem Geist,
In jeglichem Geschlecht, in anderm Lichte weißt,
Und, wie die Geisterwelt sich immer höher schwinget,
Zugleich verschönert wird, und ewig sich verjünget.

Die

Natur,

oder

die vollkommenste Welt.

Viertes Buch.

Inhalt
des
Vierten Buchs.

Die Form des Weltsystems. Claßification der empfindenden Substanzen, aus denen die Welt zusammengesezt ist, und welche nach der Hypothese, welche der Poet im vorigen Buche zum Grunde gelegt hat, alle mit einem unzerstörbaren subtilen Leibe angethan sind. Die unterste Classe besteht aus denenjenigen, bey denen die Empfindung am schwächsten ist; aus ihnen sind die Körper des Mineral-Reiches zusammengesezt. Die zweyte Classe sind die Seelen der Pflanzen. Analogie der Pflanzen mit den Thieren. Das Thierreich in seinen verschiedenen Classen. Widerlegung derjenigen, welche die Thiere für blosse Maschinen halten. Von der Vernunft der Thiere. Bestrafung des Plinius, welcher behauptet, daß die Natur sich gegen die

Thiere gütiger bewiesen, als gegen die Menschen. Allgemeine Beschreibung der Erde, — der Zonen — ihrer Einflüsse auf Menschen und Thiere, — der Himmel. Die Bewohner andrer Welten. Die Gestirne, nach der Meynung der Alten, beseelt. Dieses Buch endet sich mit der Hypothese, daß der Unterscheid der Geschlechter auch bey den Seelen und Geistern statt habe, und auf eine innerliche Verschiedenheit der Natur sich gründe.

Die Natur.

Viertes Buch.

Ich sang, wie Gottes Huld sich unzählbare Wesen,
In Reihen ohne Maaß, zum Gegenstand erlesen;
Und wie die Weisheit sie in einen Leib gehüllt,
Nach dessen Vorwurf sich die Kraft zu denken bildt.
Die ganze Welt ist bloß ein All von Geistigkeiten,
In die vom Quell des Seyns sich stete Ströme leiten;
Der formenreiche Stoff, unfähig zum Gefühl,
Hat ihren Dienst allein zu seines Daseyns Ziel;
Wie trügt uns nicht der Schluß, dem Weise kaum entgehen:
Weil wir von dem, was ist, nur bloß die Leiber sehen,
So ist die Körperwelt nur eine todte Last,
In Schranken mancher Art, willkührlich eingefaßt?
Nein! was der Sinn uns zeigt, was in die Augen wallet,
Was das Gefühl erregt, was in die Ohren schallet,
Sind Bildungen des Stoffs, der Geister in sich schließt,
Und von dem Kern nur bloß die äussre Hülse ist.
Nun führe, Göttin, mich durch aller Wesen Reihen,
Von denen, die das Licht, voll innrer Schwäche, scheuen,

Bis zu dem reinsten Geist, der in dem Licht-Meer lebt,
Das unermeßlich weit der Gottheit Thron umschwebt;
Und zeige, wie der Raum, der alle Classen füget,
Die Form, die Schönheit schafft, die unsre Sinnen trüget.
Der ganze Kreis, der sich, voll von äther'scher Fluth,
Um unsre Sonne dreht, (die in dem Brennpunct ruht,
Und ihr heilsames Licht zu sechszehn Erden sendet,
Die ein geheimer Zug in eignen Bahnen wendet;)
Scheint vom Unendlichen der schlechtste Theil zu seyn,
Und schließt die niedrigsten der Geistigkeiten ein.
Hier ist der dunkle Ball, an dem die Menschen hängen,
Und um ein schimmernd Nichts, das keinem bleibt, sich drängen.
Nimmt in der Welten Zahl er gleich den untern Plaz,
So ist sein Kreis doch voll von unerkanntem Schaz.
Er soll zu höherm Glük die Seele vorbereiten,
Drum ward er ausgeschmükt mit so viel Trefflichkeiten,
Die, ist ihr Reiz gleich groß, doch die Gewohnheit bald
Mit ekler Galle färbt. Der kurze Aufenthalt
(Kaum einer Herberg gleich) auf der zu kleinen Erden,
Soll uns durch sie versüßt, nicht paradiesisch werden;
Die Wollust, die uns hier ein irrdisch Gut gewährt,
Soll nur ein Vorschmak seyn, der die Begierden mehrt,
Mit angefachtem Fleiß nach jenem wahren Leben,
Aus dieser Dämmerung, erwachend, hinzustreben.
Doch, thränenwerthes Volk, dein Endzwek und dein Stand,
Und deine Hoffnung selbst, die sind dir unbekannt!
Vergessend, welch ein Glük die Arme nach dir streket,
Hängst du dich an ein Gut, das dir nur Durst erweket.
Zwar du gewahrst es selbst, mit unvergnügtem Sinn
Verläßst du es, und fliegst zu tausend andern hin,
Die dein nie satter Geist bald wird zu flüchtig finden,
Die ewige Begier vom Wünschen los zu winden.
Ein schönes Hinderniß reizt dich betrüglich an,
Vor Lust vergissest du dein Ziel, und deine Bahn.

So riefen dem Ulyß (*) die lokenden Syrenen,
Vom zauberischen Strand mit tödtlich-süssen Tönen;
So nahm das kleine Heer, das diesen noch entgieng,
Der süsse Lotus ein, der Aug' und Zunge fieng;
Das rauhe Ithaka ward izt mit Lust vergessen,
Jedoch der Held zieht fort, und läßt sie Lotus essen.
O Mensch! wenn lernst du einst, wozu du ewig bist,
Und daß dein Herz zu groß für diesen Erdball ist.
Benachbart mit dem Nichts, füllt dort ein traurig Heer
Den unbestralten Raum. Von innerm Lichte leer,
Empfindt es kaum sich selbst; den Schlaf, der es bestriket,
Stört kaum ein schwaches Bild, das in den Leib sich drüket.
Auch sie bedekt ein Kleid, von dichtem Stoff gewebt,
Durch den der Gegenstand vor ihrem Sinne schwebt;
Doch weil kein grössers Haus ihn mit der Welt verbindet,
Was Wunder, daß er kaum sein dunkles Seyn empfindet?
Er fühlt zwar, doch nur schwach; auch scheinet seine Brust
Zum Schmerze noch zu träg, und noch nicht reif zur Lust;
Zenonisch bleibt er stets im Gleichgewichte liegen,
Von bittrer Unlust frey, unfähig zum Vergnügen.
Aus diesen Wesen sind die Körper aufgehäuft,
Die man sonst insgemein im Minern-Reich begreift.
Du, Leeuwenhök, zeigst uns mit scharf-bewehrten Augen,
Was Menschenblike sonst nicht zu bestralen taugen;
Zeigst dem erstaunten Blik den ganzen Stoff belebt,
Und wie das Sandkorn selbst von regen Thierchen webt;
Vor deines Scharfsinns Stral ist unsre Nacht verschwunden,
Der Erde kleinsten Punct hast du bewohnt gefunden.
So gründet unsern Saz, den die Vernunft gebeut,

(*) Weil Homer jedem Leser, entweder aus dem Original, oder den Uebersezungen der Frau Dacier oder Pope's bekannt seyn soll, so sind Anmerkungen bey dieser und andern Anspielungen auf homerische Dichtungen, überflüßig.

Auch der Erfahrung Spruch, und hilft der Sinnlichkeit;
Doch kein vergrösserend Glas führt die geschärften Blike
Aufs unterste Geschlecht der Creatur zurüke;
Denn diese kleidt ein Leib vom feinsten Stoff erbaut,
Den selbst kein Leeuwenhök, kein Needham nicht beschaut;
Er läßt sich nicht aufs neu in kleinre Wesen schneiden,
Die sich in andern Stoff, nach gleicher Regel, kleiden.
Hingegen das Gewürm, wovon im Tropfen Naß
Ein Hook, ein Swammerdam, viel Millionen maß,
Läßt ein sichtbarer Leib in schärfre Augen dringen,
Ein Leib, der fähig ist, sich zeugend zu verjüngen;
Diß zeigt, daß unter ihm noch tiefre Classen geh'n.
Doch endlich bleibt der Geist bey einer Gattung steh'n,
Die allen andern weicht; ob ihr der Trost gleich bleibet,
Daß einst die späte Zeit sie wekt und höher treibet.

Ein jedes Glied der Zahl, der unmeßbaren Zahl,
Vom niedrigsten Geschlecht, trägt ein natürlich Maal,
Das von den andern es im Wesen unterscheidet:
Die Kraft, die es bewegt, der Leib, der es bekleidet,
Hat was ihm eigen ist: Im Keim der Trefflichkeit,
Die durch die Zeit einst sproßt, ligt schon die Ungleichheit,
Die es von andern trennt; Auch was es izt empfindt,
Ob seine Bilder gleich entfärbt und einsam sind,
Ist nicht vollkommen gleich, mit dem was die beweget,
Die sonst die Aehnlichkeit am nächsten zu ihm leget.
O Mannichfaltigkeit, die hier mein Auge füllt!
O Weisheit, Geist der Welt, wie groß wird mir dein Bild?
Der Seraph steht erstaunt, und wünscht dich zu ermessen,
Doch er ermißt dich nicht, häuft er gleich Größ' auf Grössen.
Noch mehr, ein ewig Band hält jede Geistigkeit
Des niedrigsten Geschlechts ans Ganze angereiht;
Weil alle Wesen sich zu gleichen Zweken schwingen,
Und zu des Ganzen Zier verschiednen Beytrag bringen.

Der Schöpfer, (ehret ihn, so oft sein Nam erschallt,

Ihr Sonnen, lichter Staub, der seinen Fuß umwallt!)
Hat durch der Liebe Zug den innern Streit geschlichtet,
Und das Mann'chfältige harmonisch eingerichtet.
Auch da, wo unser Sinn nur blasse Gleichheit sieht,
Stralt Ordnung, Schönheit, Lust, in ein verklärt Gemüth.
Kein finstres Chaos mischt die kämpfenden Substanzen,
Hier herrscht der Weisheit Arm, und schaffet Ruh im Ganzen.
Um einen Grad erhöht, beseelt das Pflanzenreich,
Ein besseres Geschlecht, doch Thieren noch nicht gleich.
Auch dir, du holde Zucht der immer fruchtbarn Floren,
Wird in dem schönen Leib ein Wesen angebohren,
Das sich und ihn genießt. Kein Gras, kein unwerth Kraut,
Wird aus Aurorens Brust erquikend angethaut,
Das nicht im weisen Bau von wolgefügten Röhren,
Dem gleichgestimmten Geist Empfindung kan gewähren.
Du lachst, bestäubtes Heer megarischer Eukliden, (*)
Daß wir den Pflanzen selbst Empfindlichkeit beschieden;
Die Muse thut es nicht; der Weisheit kluger Hauch
Hat sie schon längst beseelt, und die Erfahrung auch.
Zeigt ihrer Glieder Bau, (ein Werk, das selbst die Weisen
Zu schwach es durchzuseh'n, nur voll Erstaunen preisen,)
In seinem Wesen selbst, in Bildung und Gestalt,
Nicht eine Aehnlichkeit, die in die Augen stralt,
Mit andrer Thiere Leib? Ein wundersam Gespinste
Von Nerven, nimmt die Fluth der eingesognen Dünste,
Und kocht das süsse Blut, das von der Sonn erhizt
Sich durch der Adern Höl' in alle Glieder sprizt;
Die eingeschöpfte Luft durweht in tausend Röhren
Den angefachten Leib, und hilft das Leben nähren.

(*) Euklides von Megara, war ein alter Griechischer Pedant, der hier im Namen aller seiner Mitbrüder erscheint. Er muß nicht mit dem grossen Geometer gleiches Namens verwechselt werden.

Ist nicht der Thiere Leib mit gleicher Kunst gewebt?
Der Saame selbst, durch den sich jedes überlebt,
Nimmt eigne Glieder ein, die im Geschlecht sich trennen,
Und ohne Liebe nicht sich selbst erneuern können.
Durch dich, o Paphia, durch dich lebt die Natur;
Auch Blumen fühlen dich, dein Trieb gebiehrt sie nur.
Sobald dein warmer Hauch, den uns, auf lauen Schwingen,
Des Frühlings Erstlinge, die muntern Weste bringen,
Den rauhen Nord verjagt, und Schnee und Wolken flieh'n,
Dringt aus der Erde Schooß ein jugendliches Grün.
Die Saamen dehnen sich, und fühlen deine Triebe,
Die ganze Erde haucht die eingeflößte Liebe.
Die Bäume schmükt ihr Kleid, der Vögel lüftges Heer
Ruft dir frolokend zu; dir heitert sich das Meer;
Es glänzt, ich weiß nicht was, im Auge junger Schönen,
Und ihren Busen schwellt ein unbekanntes Sehnen.
Diß, Liebe, wirkest du, und so erhält durch dich,
Und deinen süssen Zwang, der ganze Erdkreis sich.

Wenn mit Linneus nun in Florens buntem Kinde
Ich so viel Aehnlichkeit mit andern Thieren finde,
Und ihr belebter Leib, durchaus organisiert,
Ein aromatisch Blut durch tausend Adern führt,
Was hindert uns, es auch gleich Thieren, zu beseelen?
Kan wol dem Geisterreich ein möglich Wesen fehlen?
Sprich nicht, wir sehen nicht, daß sie ein Gliedmaß ziert,
Das zum Empfinden taugt, und fremden Eindruk spürt.
Seit wann hat die Natur uns ihre Schooß entdeket?
Bleibt uns der gröste Theil der Zweke nicht versteket?
Auch die Veränderung im eingenomnen Plaz,
Die den Gewächsen fehlt, bekämpft nicht meinen Saz.
Der Austern träges Volk, das an den Felsen klebet,
Vertauscht nur durch Gewalt den Ort, an dem es lebet.
Und ändert gleich das Kraut die erste Stelle nie,
Ists doch nicht regunglos; es öffnet selber früh

Den halbgeschloßnen Kelch den angenahten Stralen,
Und schließt bey ihrer Flucht die sternengleichen Schalen,
Es wendt sein blühend Haupt verliebt der Sonne zu,
Grüßt sie, da sie erwacht, und sucht mit ihr die Ruh. (*)
Die Seelen, welche wir den Pflanzen zugegeben,
Naht schon ihr innrer Stand dem animal'schen Leben;
Wirksamer als die Art, die unter ihnen schläft,
Kennt ihre Kraft schon mehr das geistige Geschäft.
Sie fühlen, weil ihr Leib die Bilder vor sie stellet;
Doch ist ihr Bild der Welt schon dämmernd aufgehellet,
So fühlen sie doch schwach und ohne Deutlichkeit,
Und was? Vielleicht daß sie der Weste Kuß erfreut;
Vielleicht empfinden sie den Balsam ihrer Düfte,
Und athmen voller Lust die süssen Frühlings-Lüfte;
Der Sonne wärmend Licht, des Ethers reiner Fluß,
Wer zweifelt, daß er sie nicht viel vergnügen muß?
Auch wird der Thau, womit sie laue Nächte tränken,
Nicht ohne Wollust sich in ihre Adern senken.
Hier ist ein weites Feld den Dichtern aufgethan,
Wo sich ihr muntrer Wiz erfindend üben kan;
Doch krönt nur ein Vielleicht, was sie begeistert singen,
Und Klio schweigt voll Ernst von zweifelhaften Dingen.
Doch welche Zahl umschränkt den weiten Zwischenraum,
Unendlich abgetheilt, vom lüft'gen Cedernbaum
Bis zu den Thieren auf, die sich vernünftig nennen,
Und oft, vom Stolz berauscht, ihr alt Geschlecht mißkennen.
Der Muscheln stachlicht Heer naht sich noch sehr dem Kraut;
Ihr kaum belebtes Fleisch schließt eine rauhe Haut,
Bewundernswerth gedreht, meßkünstlerisch gekerbet,
Und mit verborgner Hand, zur Scham der Kunst, gefärbet,

(*) Es ist bekannt, daß der Ritter Linneus diese Eigenschaften, welche die Alten nur an wenigen Pflanzen bemerkt, an den meisten beobachtet hat.

In deren Labyrinth, vom Titan undurchscheint,
Manch weich=beschaltes Ey zur Perle sich versteint.
Der Fische stummes Volk, die Nachbarn der Najaden,
Trägt ihr beschwingter Leib in ungegründten Pfaden,
Den regen Thieren gleich; doch kehrt ihr stumpfer Sinn
Sie mehr zu Florens Reich, als zu den Thieren hin.
Der Raum vom Schuppenvolk zu den vollkommnern Thieren,
Die auf dem troknen Land in Wäldern sich verlieren,
Erfüllet das Gewürm, das Erd' und Luft erfüllt,
An harten Rinden nagt, und selbst im Marmor wühlt.
Der Wälder schwarzen Forst durchbrüllen wilde Rachen,
Die im bewehrten Leib sich schwächern furchtbar machen.
Doch hat die Weisheit sie in unwirthbaren Sand,
Wo Glut und Dürre tobt, von uns hinweg gebannt.
Uns nützet bloß ihr Tod, von andern auch das Leben,
Die ohne Zwang uns Milch und warme Wolle geben:
Da andre, deren Fleisch uns die Natur heißt scheu'n,
Zu Last und Arbeit stark, uns ihren Rüken leih'n.
Ja selbst das wilde Vieh, (was wird ein Mensch nicht wagen?)
Zwang die Gewalt der List nicht gern das Joch zu tragen.
Die jovial'sche Luft belebt der Vögel Schaar,
Und bringt ihr frühes Lied der nähern Sonne dar.
Das reine Element, worinn sie muthig schweben,
Scheint über niedres Vieh des Adlers Reich zu heben.
Der Schwalbe kluger Fleiß, der ihre Wohnung fügt,
Der Nachtigall Gesang, der Bäume selbst vergnügt,
Die süsse Vielfachheit, die ihre Stimme drehet,
Izt gurgelt, izt vertieft, izt wunderschnell erhöhet,
Naht sie der Menschlichkeit. Wie singt von ihrer Lust
Die liederreiche Luft, wenn in der kleinen Brust
Sich Venus mächtig dehnt, sobald der West uns grüsset,
Und alles, was empfindt, in neuer Brunst zerfliesset?
Doch welche weise Kunst, die sich in der Structur

Der schönsten Leiber weist, worein sie die Natur,
Nach jedes Art, gehüllt! Wie zeigt nur eine Müke,
Ein ungeachtet Thier, im schönsten Meisterstüke
Des gliedervollen Leibs, daß sie ein Gott gebaut?
O hättest du, Lucrez, mit Bonnet's Blik geschaut,
Du hättest dich bemüht, mit deinen süssen Weisen
Ein deiner würdig Ziel, den Schöpfer selbst, zu preisen.

Doch wie? da solch ein Leib dem Vieh Gefühl verspricht,
Genießt ihn nicht ein Geist? Diß glaubt Descartes (*) nicht,
Und liebt, den alten Wahn Pereirens zu erneuern.
Denn lange vor ihm hat die Lust zu Abentheuern
Den Spanier gereizt, daß er mit kühner Hand,
Und allgemeinem Haß, den Sinn dem Vieh entwandt.
Er macht sie, ohne Kunst, zu wirksamen Maschinen,
Die doch sich selber nichts, den Menschen wenig dienen.
Sein neblichter Begriff schließt seines Schöpfers Macht
In enge Grenzen ein, die er selbst ausgedacht.
O Thor! kan eine Welt ein möglich Wesen missen,
In welcher uferlos unzählche Arten fliessen?
Die Weisheit, leidet sie, daß einem Punct der Welt
Ein möglicher Gebrauch, ein Zug der Schönheit, fehlt?
Was für ein Meer von Lust verflösse ungeschmeket?
Wie viele Anmuth blieb unbrauchbar und versteket?
Wo nur der träge Mensch, von schlecht'rer Lust entzündt,
Sie zwar empfinden kan, und sie doch nicht empfindt.
Viel weniger entfernt Rorar sich von der Wahrheit.
Ja, ja, gesteh' es nur, du Geist voll hoher Klarheit,
Du Herr der ganzen Welt, den keine Fliege ehrt,
Der Sonn und Himmel mißt, und Sterne laufen lehrt,
Und kennt nur nicht den Weg, sein irrdisch Glük zu bauen,

(*) Descartes hielt, wie Pereira, ein gelehrter Spanier, vor ihm schon gethan, die Thiere für blosse Maschinen ohne Seele. S. Dictionaire de Bayle T. III. Article Pereira.

Gesteh', erhabner Mensch, zum mindsten im Vertrauen,
Du bist von gleichem Stamm mit dem verworfnen Vieh,
Ja oft nimmts dir den Preis, und du bedenkst es nie.
Sey nicht so kühn, o Mensch, auf eingebildte Rechte,
Du bist nur eine Art von einerley Geschlechte.
Wie viel ist, das dir fehlt, und eine Raupe hat?
Zwar ein geringer Raum scheidt dich um einen Grad
Von niedern Thieren ab; dich bläht dein tiefers Wissen,
Du kanst die eitle Kunst, zu zweifeln und zu schliessen;
In einer weitern Sphär verbreitet sich dein Sinn,
Und deine Neugier fliegt zu fernen Welten hin.
Ihr fühlet zärtlicher, und seyd mit weichern Herzen,
Geöffneter der Lust, empfindlicher zu Schmerzen.
Doch, o, die kleine Zahl, die dieser Vorzug schmükt,
Die höhern Wesen gleicht, und in die Zukunft blikt!
Ihr andern, seyd ihr's gleich, die sich am meisten blähen,
Vergeblich strebet ihr nach untersagten Höhen,
Im Staub, den Würmern nah'! Was euern Hochmuth nährt,
Ein Schatten der Vernunst, ist keines Neides werth.
Mehr Mittel, die Begier erhizt nicht satt zu machen,
Der Thränen bittrer Trost, das Recht um nichts zu lachen,
Mehr Kenntniß falscher Lust, mehr Stoff zum Ueberdruß,
Gönnt dir ein Vogel gern. Er theilet den Genuß
Fast jeder Lust mit dir, und läßt dir nur die Plagen;
Die Sorgen, die in dir der Freuden Knospe nagen,
Den unruhvollen Blik in das, was künftig ist,
Den Vorzug läßt er dir: Du wünschest, er geniest.
O höre auf dich noch mit deiner Schmach zu brüsten!
Dein Vorzug schändet dich! Sey klug zu neuen Lüsten,
Sey ein Caligula, welch Vieh beneidet dich?
Betrinke dich in Blut, umkränzter Wüterich,
Zertritt den freyen Staat, und kauf um Millionen
Von Seelen deiner Art, in Blut gegründte Thronen;
Doch sieh von deiner Höh' einst jenen Würmern zu;

Wie eifrig baut ihr Fleiß an der gemeinen Ruh!
Kein Stolz theilt ihre Müh, ihr Ruhm ist, andern nüzen;
Der Gipfel der Begier, vor Mangel sich zu schüzen;
Kein innerlicher Streit schwächt die gemeine Kraft;
Der ehrt sich, der dem Staat den grösten Nuzen schafft.
So folgt ein schlechter Wurm den angenehmen Trieben
Der lokenden Natur, und freut sich sie zu üben;
Und du, dem die Vernunft der Tugend Reiz erhöht,
Bist trozig, daß dein Herz der Menschheit Ruf verschmäht.
Doch, ists vielleicht die Kunst, die über's Vieh dich hebet?
Der Kreis der Wissenschaft, die dein Verstand erstrebet?
Die Weisheit, welche dir in vollem Licht sich weist? ‥
O still! der Dinge Kern enthüllt kein ird'scher Geist.
Nur wenige von euch, verschwistert mit den Engeln,
Befreyt ihr günstig Glük von den gemeinen Mängeln,
Und heitert ihren Blik von euern Nebeln auf;
Der andern Füsse trägt ein zweifelhafter Lauf
Der fernen Wahrheit zu, und oft seh'n sie im Dunkeln,
Ein fabelhaft Gespenst an ihrer Stelle funkeln.
Und wie? Verdient die Kunst, die euern Stolz beschönt,
Die allzuschwache Kunst, daß ihr die Thiere höhnt?
Ihr stüzt den Himmel zwar mit marmornen Colossen,
Und häuft Gebirge auf, die durch die Wolken stossen;
Doch, nimmt euch nicht ein Wurm, der mit geerbtem Fleiß
Aus sich sein Wohnhaus spinnt, den schlecht verdienten Preis?
Das weisse Paros muß den rohen Stoff euch geben,
Die Spinne kan ihr Zelt aus ihrem Leibe weben;
Sie führt es in die Luft, vom Sturme nicht erschrekt,
Der Memphis Säulen selbst mit Schutt und Sand bedekt.
Die Bienen, welche dort, wo Hyblens Thäler blühen,
Der Erd' Ambrosia aus jungen Blumen ziehen,
Was gleichet ihrer Kunst? — Erschöpft ein Reaumür,
Sie nur zu kennen stolz, nicht Jahre über ihr?
Ein Werk, das Archimed nicht klüger zirkeln könnte,

Vollführt sie ungelehrt und sonder Instrumente;
Sprich nicht, ein blinder Trieb, ein willenloser Zwang
Bestimmt der Bienen Fleiß, der Nachtigall Gesang,
Des Seidenwurms Gespinnst; diß heißt in leeren Tönen
Die Wahrheit, die dich rührt, mit deinem Stolz versöhnen.
Wo ist ein denkend Thier von Schluß und Willkühr frey?
Auch Thieren wohnt ein Grad von unserm Vorzug bey;
Das Gute rührt auch sie, und reizet ihren Willen,
Des Herzens Forderung durch den Genuß zu stillen;
Sie hassen, wie der Mensch, was ihre Wollust stört,
Und streben allem zu, was ihre Sehnsucht nährt.
Auch in des Löwen Brust schlägt was von jenen Trieben
Der Großmuth und des Zugs, den, der uns nüzt, zu lieben,
Cytherens süsse Brunst, die mit den Herzen spielt,
Wird von den Thieren auch, oft menschlicher, gefühlt;
Man lehrt uns ein Insect im Fleiß zum Muster nehmen;
Und sollte manchen nicht Ulyssens Hund beschämen?
Doch nicht zu weit mein Sinn! Ein unverliehrbar Recht
Erhöhet über sie das menschliche Geschlecht.
Izt sind sie nicht was wir, und wird nach fernen Tagen
Sie einst ihr künftig Glük auf unsre Staffel tragen;
So wird ein gleicher Weg, den alle Geister geh'n,
In beß're Nachbarschaft uns über sie erhöh'n.
Uns würdigt die Natur mit mütterlichen Händen,
Was sie vortreflichs hat, verschwendrisch zuzuwenden;
Uns kleidt ein schön'rer Leib, und was die Erde trägt,
Wird willig von ihr selbst zu unserm Fuß gelegt.
Uns zollt der Berge Schacht; in tiefen Meeresschlünden,
Muß sich zu unserm Schmuk die weiche Perle ründen;
Und vom versengten Sud bis zum beeisten Pol,
Ist Luft und Land und Meer von unserm Reichthum voll.
Und was vermag die Kunst? Sie schaft dem öden Sande
Des Frühlings Anmuth an, und läßt im troknen Lande
Beschäumte Schiffe geh'n, mit Korn und Frucht beschwert,

Die man, Troz der Natur, im Meere blüh'n gelehrt.
Klag nicht, o Plinius, (*) der Menschen Mutter an,
Daß sie uns nicht, wie Vieh, mit Fellen angethan,
Nicht wie den Fisch beschuppt, mit Federn nicht beschenket,
Noch, stummen Austern gleich, in Schalen eingesenket.
Uns, rufst du rednerisch, uns wirft sie nakend aus;
Das Vieh bewehrte sie; die Muscheln dekt ihr Haus;
Den Vogel weicher Pflaum; wer muß sich nicht beklagen;
Ists billig, für das Vieh mehr Sorg und Huld zu tragen?
Wie blendet dich dein Wiz! Für ein geringes Glük
Gäb'st du die Schönheit ihr und tausend Lust zurük.
Von unsern Schönen wirst du wenig Dank erlangen.
Sie tauschten schwerlich gern die Rosen ihrer Wangen
Um warmen Schwanenpflaum, und eine Lilienbrust
So schön beschuppt du willst, erwekte wenig Lust.
Und warum willt du uns denn unsern Schmuk entziehen?
Wie klein ist der Verlust von dem, was dein Bemühen
Undankbarn geben will? Die heisse Zärtlichkeit,
Die in der Mutter Brust für ihre Kinder schreyt,
Ersezt durch Müh und Kunst, was aus bedachten Gründen
Uns die Natur versagt. Wofür sind weiche Binden?
Wofür trägt dort ein Baum ein sanftes Pflaumenhaar?
Bringt nicht Natur und Kunst uns ihre Hülfe dar?
Wie wenig Billigkeit stüzt deine Dichterklagen?
Wie gut war's nicht, uns das, was du begehrst, versagen?
Der Mensch bleibt wie zuvor der Liebling der Natur,
Ihm schenkt sie ihren Schaz, ihm ziert sie Wald und Flur.

(*) Hominis caussa cuncta alia genuisse videtur Natura, magnâ & sævâ mercede contra tanta sua munera: ut non sit satis æstimari, parens melior homini an tristior Noverca fuerit. Ante omnia unum animantium cunctorum alienis velat opibus, ceteris varie tegumenta tribuit, testas, cortices, coria, spinas, villos, setas, pilos, plumam, pennas, squamam, vellera. PLINIUS Hist. Natur. L. VII. in proœm.

Die andern Thiere sieht, in unzählbaren Classen,
Er, unter sich gereiht, ein kleinres Glük umfassen.
Diß ist der Arten Zahl, aus der der Ball besteht,
Der langsam sich verzehrt, indem er uns erhöht.
Ihn heißt ein innrer Zwang in schnekengleichen Kreisen,
Um Titans feur'gen Siz, mit gleichem Wälzen, reisen.
Durch sein bestimmtes Dreh'n wird uns der Tag geschenkt,
Wenn er der Sonn' uns zeigt; die Nacht, wenn er sich schwänkt.
Denn blizt Aurorens Aug, da unser Strich erbleichet,
Die Gegenfüßler an, und ihre Nacht entweichet.
Der Unterschied des Stands, der uns zur Sonne hält,
Die Arten, wie ihr Stral auf unsre Fläche fällt,
Verändern ganz und gar die Form der äussern Erden,
Und lassen dreymal sie sich selber ungleich werden.
Dort am erfrornen Nord, wo sich sein ewig Eis
Nach seinem Sterne sehnt, von andrer Glut nicht heiß,
Herrscht Frost und öder Tod mit allgemeinem Grauen,
In stiller Dämmerung, durch die unwirthbar'n Auen.
Hier lacht der Frühling nie, kein blühend Kraut lokt hier
Den frischen Zephyr an und ein verirrend Thier.
Der Liebe süsser Brand, den jeder Welttheil fühlet,
Erstirbt hier um den Pol, und wird in Eis gekühlet.
Kaum, daß ein Zembla noch ein seltner Schein erhellt,
Und hier und da den Fels ein weisser Fuchs durchbellt;
Froh, wenn er unterm Schnee ein faulend Moos erbliket.
Das menschengleiche Volk, das dieser Himmel drüket,
Fühlt auch des Erdstrichs Neid, der seinen Körper krümmt,
Und selbst dem matten Geist sein dumpficht Feuer nimmt.
Dort, wo, der Sonne nah, die Mittagsgegend raucht,
Und der beglänzte Sand nur Glut und Flammen haucht,
Verzehrt der stete Stral das siedende Geblüte,
Und wie die Ader kocht, so brauset das Gemüthe.
Die Liebe wird hier Wuth, die Rachsucht zügelfrey,
Der Wiz geblähter Schwulst, die Andacht Schwärmerey.

Den aufgebirgten Sand, den nie ein Grün beschattet,
Durchzischt ein Schlangenheer, das sich mit Hydren gattet.
Der Löwen dürrer Schlund ächzt hier nach heissem Blut,
Und aus des Tygers Blik blizt seines Himmels Glut:
Der Mensch gleicht seinem Vieh; die sanfte Menschenliebe
Rührt kraftlos seine Brust; nur blutbegier'ge Triebe,
Nur zügellose Brunst und wilde Eifersucht
Verzehren sein Gehirn, und sind der Gegend Frucht.
Die ihr der Länder Recht in heil'ge Tafeln äzet, (*)
Und was die Pflicht gebeut, was sie versaget, sezet;
Lykurge jedes Volks, zwingt nicht nach einer Schnur,
Nach einerley Gesez, die streitende Natur.
Vergebt dem Himmel was, und mildert euer Fodern!
Die Glut erstirbt nie ganz, in der die Adern lodern!
Hemmt weislich ihre Wuth, und zeigt die Mittel an,
Wie man der Triebe Brand am klügsten kühlen kan;
Erlaubt dem Norden nicht, was ihr dem Sud geschenket,
Und wisset, daß das Recht oft nach der Luft sich lenket.
Ein selig Mittel schränkt die andern Zonen ein;
Die Billigkeit der Luft, der Sonne warmer Schein,
Besaamt das lokre Land, gemahlt mit tausend Farben,
An Bacchus Gaben reich, und gelb von schwangern Garben
Zwar ändert die Natur, in vorgeschriebner Zeit,
Die liebliche Gestalt, und wechselt stets ihr Kleid.
Im Sommer giebt sie uns der Mohren Glut zu fühlen,
Und bald läßt sie den Nord aus starren Wolken spielen.
Doch jede Jahrszeit ist zu unsrer Freude reich;

(*) Der Verfasser kannte, als er dieses schrieb, weder den Esprit des Loix des Hrn. von Montesquieu, noch irgend einen andern von den Philosophen, welche dem Clima einen Einfluß in die sittliche Beschaffenheit der Menschen zuschreiben. In wie ferne dieses mit Grunde geschehe, ist eines von den vielen moralischen Problemen, die bisher noch von niemand hinlänglich erörtert, und also noch vielweniger aufgelöset worden.

Wir würden bald zu satt, wär' unsre Lust stets gleich.
Allein des Winters Frost, der uns in warmen Zimmern
Den Herbst geniessen läßt, und hüllt der Wiesen Schimmern
In ein ermunternd Weiß, schärft die verwöhnte Brust,
Und spornet die Begier nach der entfernten Lust.
Wie froh grüßt man aufs neu die jungen Frühlingswinde;
Wie lieblich rauscht für uns, durch die halbnakte Gründe,
Der aufgelöste Schnee? Wie froh schlägt unser Ohr
Der Klang der heitern Luft, der Lerchen frühes Chor?
Denn färbt die Erde sich, denn kömmt sein Haar dem Baum,
Der Flüsse schnellen Strom trübt noch ein grauer Schaum,
Der bald dem Silber weicht, das, mit Smaragd umsteket,
Durch frische Thäler rollt, und nahe Blumen leket.
Der trokne Sommer folgt, und Ceres kömmt mit ihm.
Der Lämmer froh Geblök mischt sich der Zweige Stimm;
Entzükt hört dort der Hirt, an den beblümten Bächen,
Der Abendwinde Schaar, sanft lispelnd, sich besprechen.
Ein lang gewünschtes Gold, Aurorens Fingern gleich,
Blizt aus der Zweige Laub, und wird vom Titan weich.
Bis der entlaubte Herbst, (gleich fast verblühten Schönen,
Um die ein kindisch Heer von anmuthsvollen Söhnen,
Der eignen Jugend Bild, mit süssem Spiel sich drängt;)
Der müden Hoffnung Frucht von Feld und Baum uns schenkt;
Pomona sammelt izt die Frucht von ihrem Warten,
Ein neuer Frühling färbt den blättervollen Garten;
Der Weingott taumelt nach; und trieft von schwarzem Wein,
Sein trunknes Evoe durchhallt den kahlen Hayn.
Ein flokichtes Gewölk starrt in den schweren Lüften;
Das Vieh scheidt mit Verdruß von den bereiften Triften;
Die Flüsse stehen still, ein farbenloses Weiß
Hüllt die entschlafne Welt in Schnee und schlummernd Eis.
So ruht nach der Geburt, wo ihre Kräfte rannen,
Ein anmuthsvolles Weib, gebleicht, auf sanften Schwanen.
O selig! welchen hier sein Schiksal leben heißt,

Wo eine beß're Luft, gemildert, ihn umfleußt.
Des Himmels Mäßigkeit verschönert auch die Geister;
Es herrschet die Vernunft und ist der Triebe Meister,
Das Herz fühlt zärtlicher, der Wiz ist schön und rein,
Geordnet der Verstand, und die Empfindung fein.
Dort wo aus heitrer Luft entwölkte Sonnen scheinen,
Herrscht Wiz und Dichtungskraft in lorbeerreichen Haynen.
Durchs ganze Thierreich fließt die Kraft vom nähern Stral,
Die Blumen glänzen mehr, nie weicht der West dem Thal;
Die Wälder duften dort von ewig=grünem Laube,
Und Daphnens Haar wird nie dem rauhen Nord zum Raube;
Sidon'scher Aepfel Gold stralt ungepflanzt im Wald,
Der stets vom Wettgesang der Nachtigallen schallt;
Der Hügel breite Schooß grünnt von Falerner=Reben,
Die ganze Gegend wallt von innerlichem Leben.
Dort aber wo das Land zum weissen Pol sich senkt,
Spürt Mensch und Vieh und Baum, daß ihn der Himel kränkt.
Zu Phlegma wird der Wiz, die Leidenschaft wird träge,
Das Blut schleicht matt dahin durch die gewohnten Wege,
Den Forst schrekt rauhes Wild; und, leer an edlerm Erzt,
Wird nur von Stahl und Bley der Berge Schacht geschwärzt.
Diß ist der Ordnung Frucht; in allen ihren Reichen,
Muß innre Harmonie das Maunichfache gleichen.
Verlaß, o Muse, nun den niedern Gegenstand,
Und suche deinem Blik, ein neu, ein himmlisch Land.
Schwing dich mit flücht'gem Fuß und unverwandten Augen
Den bessern Welten zu, die rein're Stralen saugen;
Wo Geister höh'rer Art, aus unsrer Nacht gereißt,
Ein himmlisch Element, mit lautrer Wonne speißt.
Was für ein Weltenheer, das unter mir sich drehet?
Was für ein Tempel, der sich über mir erhöhet?
Welch eine Harmonie bezaubert Ohr und Blik?
Die ihr hier ewig wohnt, wie reizt mich euer Glük!
O! daß mich Erd und Zeit von eurer Lust entfernen!

Dort wo ein weisses Licht, gemischt aus tausend Sternen,
Sich um den Himmel krümmt, wo nie der Tag erbleicht,
Dort wohnt die frohe Schaar, die unsrer Erd' entweicht.
O dreymal Selige! die ihr hieher entronnen,
Euch nährt der Engel Kost, euch glänzen hell're Sonnen,
Die Nebel flieh'n dahin; verklärt von reinem Licht,
Seht ihr, mit welcher Nacht der Tag der Menschen ficht.
Doch, eure Seligkeit läßt selbst sich noch vermehren.
Weit über euerm Haupt, schöpft, in den höchsten Sphären,
Der Seraph Götterlust, aus dem vollkommnen Quell,
Und wird, der Welt zu hoch, nur von der Gottheit hell.
Wie staunst du, schwacher Geist? Von himmlischen Gedanken
Aufwallend, haßt dein Herz die ihm zu engen Schranken.
Vergiß dein Vaterland, blik nach der Sterne Bahn,
Sieh' jener Welten Glanz, sieh' ihre Bürger an.
O Mannichfaltigkeit! o Schönheit! o Entzüken!
Welch ein Zusammenfluß von weisen Meisterstüken!
Wie stimmt mit ihrem Leib, wie stimmt mit ihrer Brust,
Die schöne Wohnung ein? Wie vielfach ist die Lust,
Die in den zärtlichen und wohlgebildten Seelen
Die Tugend süsser macht, und billiget ihr Wählen?
Ein allgemeiner Trieb, ein unauflöslich Band,
Verknüpft die Seelen hier; kein Unterschied im Stand
Stört die gemeine Lust, ein Herz, ein Zug im Willen
Eilt in der Tugend sich, in gleichem Maaß, zu stillen.
Bricht schon aus manchem Geist des Wesens Trefflichkeit
Mit höherm Schimmer aus; ihn trübt kein bleicher Neid.
Er fühlt den Vorzug kaum; bemüht, ihn nicht zu wissen,
Läßt er ihn, unbemerkt, auf seine Freunde fliessen,
Und jeder ist sein Freund. Er ist, der Gottheit gleich,
(Wie glänzend ist diß Lob!) nur für die andern reich.
Das Band, wodurch schon hier auf dieser düstern Erden,
Ein tugendhaftes Paar kan paradiesisch werden,
Die Liebe, o wie schön wird sie nicht hier gefühlt!

Hier ist sie keine Brunst, die im Genuß sich kühlt,
Des Geistes Kräfte schwächt, die Tugend unterdrüket,
Das Herz mit Wuth durchstürmt, und die Vernunft erstiket.
O nein! voll Zärtlichkeit, bindt sie ein gleiches Paar
Fest an die Tugend an; was jedem eigen war,
Ist izt des andern Gut, eins wird aus zweyen Herzen,
Von gleichen Trieben reg, verschlossen allen Schmerzen.
Mich rührt kein andrer Wunsch, als dich beglükt zu seh'n,
Du schmekest keine Lust, als durch mein Wohlergeh'n.
Beglükte! die ihr seyd, die Gottheit liebt euch beyde,
Und ruft euch unzertrennt zu gleichgefühlter Freude.
Doch was verspricht vom Geist ein solches Herz uns nicht?
Die Wahrheit liegt vor ihm in ihrem eignen Licht,
Er wiegt der Wesen Kraft, er faßt den Stoff in Zahlen,
Dringt in der Dinge Mark, und klebet nicht an Schalen.
Nie hemmt des Körpers Last des Geistes freyen Lauf;
Von neuen Sinnen faßt er neue Bilder auf;
Manch fühlend Gliedmaß zeigt ihm neue Eigenschaften,
Die, unsichtbar für uns, an andern Körpern haften.
Vielleicht, daß manche nur ein Sinn der Welt verbindt,
Und der nur durch's Gesicht, der nur durch's Ohr empfindt.
Wo tausend Düfte sich ambrosialisch mengen,
Und die gewölbte Brust mit sanftem Zufluß drängen,
Und wo der ganze Leib in Balsammeeren wallt,
Wer mißt wol Ohr und Aug in diesem Aufenthalt?
Dort aber, wo die Luft von holden Tönen zittert,
Und das gebrochne Thal stets mit Musik erschüttert,
Wo tausend Kehlen stets zum Wirbeln offen sind,
Wo Wald und Fels und Fluth der Töne Kraft empfindt,
Der Bach harmonisch rauscht, die Luft harmonisch wallet,
Und wenn der Nymphe Lied in Felsen widerhallet,
Der Hayn melodisch rauscht, wer hielt' es wohl für Pein
In einer solchen Welt sonst nichts als Ohr zu seyn?
Wie schwindelt meinem Geist, wie hört er auf zu denken,

Wenn seine Blike sich in jene Tiefen senken,
Die kein Geschöpf ermißt, wo in gewohnten Höh'n
Sich Sterne ohne Zahl mit ihren Bürgern dreh'n.
O wie vergißt er sich bey ihrer Arten Menge,
Und unterliegt der Zahl, und wird sich selbst zu enge!
Noch mehr! die Sterne selbst sind Thiere, sind beseelt.
Damit in keinem Reich ein Thier zum Bürger fehlt,
Rauscht die astral'sche Luft von den belebten Ballen,
Die, andrer Thiere voll, ihr Element durchwallen.
Du, dem die Kunst vom Stern nur wenig Stralen zeigt,
Wie? merkest du denn nicht, daß dich dein Schluß betreugt?
Du sieh'st ihn, fern von dir, den tiefen Raum durchstralen,
Die Grösse seines Leibs erschöpfet deine Zahlen;
Er geht, schnell wie das Licht, in angebohrner Lust,
Wohin sein innrer Stand und seine Absicht ruft.
Ist dieses, was wir seh'n, genug, dem was wir sagen,
Und was die Ordnung heischt, den Beyfall abzuschlagen?
Den Käfer, der im Thal durch Blumen sumsend kriecht,
Ihn blendet auch vielleicht ihr sternenähnlichs Licht;
Er denkt dabey was wir, wenn wir, in jenen Auen,
Den blendendhellen Glanz der Himmelsblumen schauen.
Der aber, der im Blut beseelter Thiere schwimmt,
Und kaum den zehnten Theil vom kleinsten Stäubchen nimmt;
Vermuthet er die Welt, die er als Herr durchstreichet,
Sey auch ein Thier, das ihm an jedem Vorzug gleichet?
Ein Kepler und Caßin merkt aus der Sterne Bahn,
Das regelmäßigste von ihrem Umlauf an;
Unzähl'che Aendrungen sind ihm vielleicht verstekket,
Die aus der Nachbarschaft ein hellers Aug entdeket.
Sie wachsen wie ein Thier, die Erde lehrt uns diß,
Das Alter zehrt sie aus, auch ist ihr Tod gewiß;
Durch ihn wird ihre Seel auf neuen Grad erhoben.
So, Schöpfer, können dich die Morgensterne loben!
Und nun, nachdem du mir die Arten vorgezählt,

Die, zum Gefühl der Lust, Gott ungleich hat beseelt,
Entdeke, Klio, mir, was für Verschiedenheit,
Die Geister jeder Art in zwey Geschlechter scheidt.
Vom Menschen bis zum Kraut durch ungezählte Classen,
Heißt Venus jedes Thier ein ähnliches umfassen,
Das gleicher Gattung ist, und auch ihm gleich empfindt,
Und doch in Seel und Leib sich sehr verschieden findt.
Nicht nur der Zwek allein, der, ihre Art zu mehren,
Sie liebend paart, und heißt den zeugen, die gebähren,
Macht diesen Unterschied; nein, tief in ihrem Geist
Liegt die Verschiedenheit, die sich im Leibe weist:
Vielleicht daß jede Art der Wesen, die sich denken,
Daß selbst die Geister sich in zwey Geschlechter schränken;
Ist die Natur nicht sich im Unterschied selbst gleich,
Und im manchfaltigsten an Harmonien reich.
Verliert der Zeugungszwek sich gleich in manchen Erden,
(Und kan wol dieses selbst schlechthin bekräftigt werden?)
So bleibt doch in dem Geist ein innrer Unterschied,
Den man den schönern Leib auch anders bilden sieht.
　Wir, die der Leib verführt uns selber zu mißkennen,
Wir, die den Geist, uns selbst, als fremde von uns trennen
Sind von zwo Kräften reg, die so geartet sind,
Daß die da völlig blüht, wo jener Pracht verschwindt.
Die eine fühlt den Leib, und was durch alle Sinnen
In ihrem innern Siz für Bilder denkbar rinnen;
Mit unsichtbarer Kunst stellt sie, nach manchem Jahr,
Ein einst geseh'nes Bild mit frischen Zügen dar;
Ein unerschöpfter Schaz von geist'gen Schildereyen,
Die ihr Natur und Kunst aus tausend Quellen leihen,
Liegt schimmernd vor ihr da, und sie zertrennt und bindt,
Vermischt und ändert sie, wie sie es gut befindt.
Sie nimmt den Eindruk an, der ihre Sinne reget,
Sie liebt, sie hofft, und wird dem Leibe gleich beweget,
Doch nach der Geister Art. Der Zug, der unsre Brust

Zu holden Schönen dringt, und die Begier zu Lust
Entsteht aus ihrer Schooß; sie ist, die sich vergnüget,
Wenn das gesehnte Glük in unsern Armen lieget.
Viel anders wirkt in uns der forschende Verstand,
Mit dialect'scher Kunst löst er der Dinge Band:
Er nimmt den Bildern ab, was sie den Sinnen kleidet,
Und sieht voll Tiefsinn nicht, was jedes unterscheidet.
Er streut in den Begriff ein sich verbreitend Licht,
Und kein umlarvter Wahn trügt straflos sein Gesicht.
Er lenkt des Willens trieb von unstandhaften Gütern;
Und läßt, für ihn umsonst, ein irdisch Blendwerk flittern.
Zwar schlingt ein ewig Band die beyden Kräfte um,
Steht jene, gleich sind auch der andern Räder stumm;
Ein glänzender Verstand wird scharf und wizig denken,
Und nie ein schöner Geist sich bloß auf Blendwerk schränken.
Doch eine herrschet stets, und schränkt die andern ein;
Wie in entwölkter Nacht bey Lunens Silberschein
Der andern Sterne Schaar in blassem Lichte funkelt
Und wie Dianens Glanz der Nymphen Reiz verdunkelt.
Wer hört dein Heldenlied, unsterblicher Virgill
Hört deiner Dido Schmerz, und schmilzt nicht in Gefühl?
Die Seelen stehen dir zu jedem Eindruk offen,
Bereit, wie du befiehlst, zu fürchten und zu hoffen;
Wenn Nisus, halbentseelt, durch seinen Kuß die Flucht
Der Seele seines Freunds noch aufzuhalten sucht,
Den lezten Hauch empfängt aus dem geliebten Munde
Dann, hingestrekt auf ihn, aus hundertfacher Wunde
Sein eignes Leben strömt, wer wünscht, indem er weint
Nicht, selbst um diesen Preiß, sich einen solchen Freund?
So hauchet durch die Kunst, die Zauberkunst der Musen,
Der fühlende Poet in seiner Hörer Busen.
Welch eine Seel'! er will — indeß ein Archimed
Mit faltenvoller Stirn in seinen Cirkeln steht,
Und ungerührt von dem, was weiche Seelen reget,

Den Lauf der Sphären mißt, der Körper Kräfte wäget.
So macht dort zarter Sinn, hier herrschender Verstand
Die zwey Geschlechter uns im Geisterreich bekannt.
Das Anmuthsvolle Volk, gemacht uns zu beglüken,
Empfieng ein fühlend Herz, gleich fähig zu entzüken,
Und selbst entzükt zu seyn — des Mädchens junge Brust
Fühlt ungelehrt den Reiz der zugedachten Lust.
Sie fühlen zärtlicher, weil alle ihre Sinnen,
Empfindlicher gebaut, von feinern Geistern rinnen.
Die muntre Phantasie nimmt, weichem Wachse gleich,
Die Bilder lebhaft an; ihr holdes Herz ist reich
An sanftern Wallungen, und frey von den Gewittern,
Von Wuth und altem Zorn, die unsre Brust erschüttern:
So wie bey heitrer Luft sich die zufriedne See
Vom stillen Zephyr bläht, es wallt die blaue Höh'
In immergleichem Trieb, und loket die Najaden
Um Amphitriten sich, mit stillem Spiel, zu baden.
Des Geistes Zärtlichkeit, gebildt, uns zu erfreu'n,
Drükt auch dem schönen Leib sein holdes Wesen ein.
Wie reizend ist er nicht? Wen muß er nicht entzüken?
Wie ladt der Mund zum Kuß? Wie stralt aus ihren Bliken
Die sanfte Liebe aus? und legt uns Ketten an,
Die ohne Schande selbst der Weise tragen kan.
O Thoren! die ihr uns die Liebe fliehen lehret,
Wißt, daß ihr der Natur, nicht ohne Strafe wehret;
Sie schaft die Lieb' in uns, sie läßt die Schönen blüh'n,
Und rächt den frechen Stolz, an allen, die sie flieh'n.
Doch nicht nur Paphia gesellt sich unsern Schönen,
Der lorbeerreiche Pind schallt selbst von ihren Tönen:
Hier irrt noch Sapphos Lied, so süß stimmt nicht der Schwan
An Strymons grünem Rand sein frohes Sterblied an;
Sie sieht Germanien und unsrer Zeit zu Ehren,
Geistreiche Karschin, dich, der Musen Zahl vermehren;
Durch eine Schöne füllt Colombo's Ruhm der Welt

Und Rowens englisch Lied ertönt im Sternenfeld.

Ihr Schönen, ehrt den Werth, den die Natur euch schenkte,
Erkennt den Reiz, den sie in eure Seelen senkte!
Zürnt, daß des Vorurtheils und der Gewohnheit Macht,
Euch um den schönsten Theil von euerm Schmuk gebracht?
Im zarten Keim erstikt, noch eh sie aufgegangen,
Der Seele Fruchtbarkeit — die Sorge für die Wangen
Verdrängt den edlern Wunsch auch sittlich schön zu seyn,
Und ach! so flösset ihr nichts als Begierden ein!
Ein Toutou, ein Amant, ein Stuzerchen, zum scherzen
Kaum gut genug —— wie klein denkt ihr von euern Herzen
Wenn solch ein Tand sie füllt! Der bleibe stets entehrt,
Der euch, ihr Schönen, einst des Fächers Kunst gelehrt;
Der euch dem jungen Herrn, der, ohne Seele, lachet,
Dem stolzen Federnhut und Westen hold gemachet,
Der einem schönen Kopf, voll Puder, leer an Geist,
Mit Bliken voll gefühl die Augen folgen heißt,
Worinn der Himmel uns sich scheinet aufzuklären,
Wenn sie Zayrens Kampf mit edeln Thränen ehren.
Wie sehr bedauren wir Lucindens schönen Mund,
Durch den sie Suada schien, eh er uns selbst gestund,
Wie sehr wir uns geirrt; der sie Cytheren gleichte,
Biß er, sobald er sprach, die Gratien verscheuchte;
Den Mund, der, wenn ihn Geist und feiner Scherz bewegt,
Entzükte Weisen selbst zu euern Füssen legt.

Dies ist der Unterscheid, nach welchem jede Classen
Der Wesen sich in zwey Geschlechter theilen lassen.
Das, wo die ob're Kraft die Seelen stärker macht,
Das keine Arbeit scheut, und der Gefahren lacht,
Mit Schmerz und Blut und Tod ein tönend Nichts erringet,
Mit tieferm Sinne denkt, und in die Wahrheit dringet;
Diß hat Deukalion, wenn nicht die Sage trügt,
Mit schöpferischem Wurf aus hartem Stein gefügt;

Die andre hat ihr Glük aus weicherm Ton gebauet,
Und dem anmuth'gern Leib ein zärter Herz vertrauet;
Sie lieben das Gefühl, und ihre weiche Brust
Ist auch empfindlicher, zu falsch= und wahrer Lust.
Zwar nahet die Natur oft Geist und Leib der Schönen
Der Männer rauhern Art, und Mavors wilden Söhnen;
So wie ein Lydier oft sein Geschlechte schmäht,
Und im schwazhaften Chor die Spindel weibisch dreht.
Wie streut Camilla dort, wohin ihr Muth sich dränget,
Furcht, Schreken, Flucht und Tod? Ein schwerer Köcher hänget
Den braunen Schultern an, ihr gelbes Haar fliegt wild,
Und die versengte Brust beschüzt ein güldner Schild.
Sie folgt Dianen nach, von Liebe unbesieget;
Allein von Wald und Jagd und wilden Streit vergnüget.
Und doch verläßt sie nicht die angebohrne Art;
Die, die ihr Heldenherz vor Amors Wacht verwahrt,
Entgeht nicht der Begier, (ihr Tod muß sie bezahlen)
Der weibischen Begier in Chloreus Raub zu stralen,
Sein Köcher lokt sie an, sein tyrisches Gewand,
Und der beschuppte Leib reizt Aug und Wunsch und Hand;
Und mitten in dem Sieg, den ihre Waffen geben,
Kürzt sie, und als ein Weib, ihr heldengleiches Leben.

Die
Natur,
oder
die vollkommenste Welt.

Fünftes Buch.

Inhalt
des
Fünften Buchs.

Erklärung der hauptsächlichsten Erscheinungen der Körperwelt. Die Form der Dinge ist so mannichfaltig, als die Gesichtspuncte, woraus sie gesehen werden. Die Grösse, der Raum, die Zeit, die Qualitäten der Körper u. s. w. sind bloß relative Dinge. In wie ferne die Sinnen uns hintergehen. Widerlegung der Sceptiker. Die Welt ändert immerfort ihre Gestalt; das Künftige liegt in dem Gegenwärtigen eingehüllt; alle Veränderungen sind nichts anders als Entwiklungen, wovon der Grund in der stuffenweisen Veränderung und Verwandlung liegt, welche mit den Elementen vorgehet. Die geistigen Wesen erheben sich aus einer Gattung in die andre. Erklärung des Ursprungs der vegetablen und animalischen Körper, mittelst

dieser Hypothese. Die Geister und Naturæ plasticæ, welche von einigen zu Bildung der Körper gebraucht worden, werden dieses Amtes entsezt. Es ist kein Tod in der Natur; der Tod ist die Geburt eines neuen Zustandes. Die grossen Weltkörper sind eben so wie die kleinern diesem Tode unterworfen. Gemählde eines Cometen, der als ein brennender Planet betrachtet wird, — eine durch ihn verursachte Sündflut. Der Ursprung unsers Erdbodens nach Whistons Hypothese.

Die

Natur.

Fünftes Buch.

Wie Phidias den Stein, der Paros Spizen weißt,
Den ungeformten Stein, zur Venus werden heißt,
Der Stoff liegt vor ihm da, und wartet auf das Leben,
Das, mit dädal'scher Hand, der Künstler ihm wird geben;
Er aber baut aus ihm das schönste Meisterstük,
Die ganze Göttin stralt aus ihres Bildes Blik:
So gab der höchste Geist, der Schöpfer aller Welten,
Dem All die beste Form; es floh' vor seinem Schelten
Das Chaos schüchtern hin, er streute seinen Schein,
Und Ordnung und Verstand dem Stoff der Dinge ein.
Welch eine Schönheit glänzt in allen seinen Reichen?
Wie weislich weißt er sie zu einem Zwek zu gleichen?
Wie findt ein tiefer Blik selbst in der Dämmerung,
Die unsre Augen schwärzt, Stoff zur Bewunderung,
Wie stralt die Creatur vom mitgetheilten Lichte?
Wie schmükt der Schatten sie vom göttlichen Gesichte?
Wie mahlt, was, ohne ihn, dem Nichts sein Hoffen gab,
So prächtig einen Gott in hellen Spiegeln ab?
Du, die du selber mich dem Pindus zugeführet,
Wo des Ascräers Lied den heil'gen Hayn noch rühret,

O Muse, zeige mir die Form der ew'gen Welt,
Und was für ein Gesez sie stets darinn erhält.
Was zwingt die Körper stets in fliessende Gestalten,
Die wandelnd, wie die Zeit, nie ihren Ort behalten?
Was düngt die Erde stets mit ihrer Kinder Staub.
Wodurch wird unser Leib verhaßter Würmer Raub?
Ja welch ein Wunder heißt selbst irdische Planeten,
Auf unbekannter Bahn, in dunkler Glut erröthen?
Dies, Göttin, lehre mich, und leite meinen Sinn,
Der deinem Antrieb folgt, zum Quell der Wahrheit hin.
Diß grenzenlose All von Welten und von Zeiten,
Der volle Inbegriff beleibter Geistigkeiten,
Mahlt sich in jeder Art, im ideal'schen Reich
Mit andern Farben ab, ist nie sich selber gleich.
So viele Wesen sich mit andern Sinnen schmüken,
Und Leiber andrer Art die volle Erde drüken;
So viele Grade sich, in ungemeßner Bahn,
Von tausend Himmeln voll, der Gottheit ewig nah'n:
So vielfach ist die Art, wie, bloß uns zu vergnügen,
Und mit beglüktem Wahn, die Sinnen uns betrügen;
So vielfach ist in uns die ideal'sche Welt,
Die, wie er sie erblikt, der Sinn für wirklich hält;
Da doch weit unter ihm, und über seinem Haupte,
Der das als Welt umschifft, was er ein Sandkorn glaubte,
Und diesen rothen Ball, den jener Erde nennt,
Im himmlischen Gefild' für eine Blum' erkennt.
Zwar liegt auch ausser uns, und in den Gegenständen,
Die ihren Ausfluß uns durch offne Sinnen senden,
Ein Theil des Grunds davon; doch die Beschaffenheit
Des Leibes, welcher uns der Dinge Bilder leiht,
Verändert ihren Druk; so wie vom lichten Wagen,
Den durch die hohe Luft äther'sche Pferde tragen,
Die Sonne gleiches Licht durch ihren Himmel sprüht,
Und was ihr gleich sich naht, in gleichem Feuer glüht;

(Nimmt ihre Kraft gleich ab, wenn sie sich muß verbreiten,
So wirket sie doch gleich aus allen ihren Seiten;)
Allein der Gegenstand, nicht gleich geschikt zum Schein,
Saugt den geschenkten Glanz auf tausend Weisen ein,
Und läßt den harten Stral izt blau izt gülden funkeln,
Izt, ganz verschlukt, den Stoff entfärben und verdunkeln.
Dort flattert niedrer Staub um deinen Tritt im Geh'n,
Nein! Welten sind's, die sich zu deinen Füssen dreh'n;
Der Cherub denkt wie du, wenn von Gott-nahen Himmeln,
Er die Gestirne sieht im tieffen Aether wimmeln.
Der Wurm, den in der Fluth ein Needham spielen sieht,
Der, zwar unendlich klein, doch Ströme von sich sprüht,
Ist in dem Tropfen Naß, der ihm ein Weltmeer dünket,
Was uns ein Wallfisch ist, der ganze Seen trinket.
Selbst in der Glieder Bau zeigt sich die Aehnlichkeit,
Die Einfalt der Natur, der gleiche Unterscheid;
Das klein're Seegeschöpf, unsichtbare Tritonen,
Und alle schrekt sein Grimm, die sein Gebiet bewohnen,
Und so, wie Needhams Blik, durch zauberisches Glas,
Ein solch kaum sichtbar Meer mit einem Sandkorn maß:
So hält ein Dämon, der durch Zwischenwelten steiget,
Wenn er sein leuchtend Haupt zu seinen Füssen neiget,
Und ihn ein ähnlich Glük die Erde finden läßt,
Der Menschen Sammelplaz für ein Ameisennest.
Und du, zu dessen Lust oft ganze Länder weinen,
Wie groß, (erröthe nur!) wirst du ihm wol erscheinen?
So ist das Kleine nur nach seinem Maaßstab klein,
Und Titan selbst wird dir was seine Stäubchen seyn,
Wenn du sein weites Reich mit höhern Kreisen missest,
In deren Tiefen du ihn, Erd, und dich vergissest.
Und wie der Raum, so ist der Folgen Maaß, die Zeit,
Stets theilbar, und für uns, bis zur Unendlichkeit.
Vergleiche deine Daur mit der Gestirne Leben,
Bestimmt, die Himmelsluft Aeonen durchzuschweben;

Sie scheint ein Augenblik, der, ungebraucht, verschwindt.
Doch wenn Orion selbst sein wartend Grab einst findt,
Wird, gegen jene Sphär, die, Gott! dich in sich siehet,
Er eine Rose seyn, die im Mittag verblühet.
Das Eulchen, das, voll Lust, in der erwärmten Luft,
Satt vor geliebtem Licht, dem süssen Tode ruft,
Sieht seinen Gott, die Sonn, nur einmal sich entfärben,
Und freut sich mit dem Tag, den es verehrt, zu sterben;
Ein Augenblik, der uns, von Wollust leer, entweicht,
Ist ihm zur Lust ein Tag; sein kurzes Seyn verstreicht
In steter Wirksamkeit, und die verlängt Secunden,
Und giebt der Jahre Werth den wolgebrauchten Stunden.
Auf gleiche Weise ist der Schule Qualität
Nicht was, das ausser uns, in gleicher Form besteht.
Was diesen bitter dünkt, wird andern lieblich schmeken,
Und den belustigt was, womit man den kan schreken.
Vielleicht daß einen Wurm, der in der Rose kriecht,
Ihr Glanz nicht roth bestralt; wie viel entdekt er nicht,
Was wir verworren seh'n? Wie wird ihr süsses Rauchen
Ihn viel empfindlicher, als unsern Sinn, umhauchen?
Das Feur, das uns zerstört, wird, gleich dem lauen West,
Der Sonne Bürgern weh'n, und Körpern von Asbest;
Wie der, den Grönland schikt aus den polar'schen Gründen,
Die holde Sonne haßt, und lechzt bey Abendwinden.
So wandelt unser Leib, das Werkzeug zum Gefühl,
Des Gegenstands Gestalt, und trügt uns, wie er will.
Doch da die Sinnen uns mit tausend Bildern trügen,
Die nur in uns, und nicht im Gegenstande, liegen,
Ist nicht die Wissenschaft, die man auf sie gegründt,
Ein leeres Hirngespinst, das vor der Wahrheit schwindt?
Der uns so oft getäuscht, verdient wol kein Vertrauen;
Vielleicht, daß alles, was wir hören, fühlen, schauen,
Ein Traum, ein Selbstbetrug, ein Spiel der Seele ist. —
Hört! wie ein Sextus sich im Zweifeln gar vergißt:

Welch ungeschikter Schluß? weil, wenn wir dunkel sehen,
Uns, ihrem Wesen nach, die Sinnen hintergehen,
So ist der Vorwurf nicht, der uns durch sie sich stellt?
Wenn du, eh noch der Tag die Felder aufgehellt,
Wenn nur ein falbes Licht entfernte Berge mahlet,
Und zitternd um das Haupt umwölkter Wipfel stralet,
Den Baum, der sich von fern mit hundert Armen zeigt,
Für den Briareus hältst, der aus den Wolken steigt,
Wirst du so thöricht seyn, und nichts zu seh'n vermeynen,
Weil dir die Dinge nicht, so wie sie sind, erscheinen?
Weil ein geekter Thurm dir rund von ferne scheint,
Wird denn darum mit Recht sein Daseyn gar verneint?
Der Sinn muß trüg'risch seyn, der Stoff muß uns verführen,
So lange wir in uns der Schöpfung Schranken spüren;
Und diß wird ewig seyn. Nie wird die Nacht vergeh'n,
Die unsern Mittag trübt; so deutlich wir auch seh'n,
Bleibt doch die Dämmerung, die einen Theil umfliesset,
Indem der andre Theil des Lichtes Gunst geniesset.
Und eben dieser Grad, der uns in Classen scheidt,
Weil den mehr Klarheit füllt, der mehr Verfinstrung leidt,
Wo jede Art die Welt mit andern Augen fasset,
Und der oft liebt und sucht, was jener schmäht und hasset,
Ists, was den Trug des Stoffs und unsrer Sinne mehrt.
Doch, ist uns nicht ein Geist, der uns die Wahrheit lehrt,
(Und der, dem izo noch sein Licht nicht aufgegangen,
Wird, wenn die Zeit ihm lacht, in gleichem Schimmer prangen)
Ein Geist, der Stoff und Bild von seinem Kleid entblößt,
Und was zufällig ist, vom Wesentlichen löst;
Dem kömmt der Ausspruch zu, der soll den Willen lenken,
Und oft, durch seine Macht, verblendte Triebe kränken.

Indeß, weil doch der Sinn in ungetreuem Licht
Die Welt uns zeigt, und oft der Wahrheit Stralen bricht,
So komm, und öffne uns, so weit dein Arm kan dringen,

Umleuchtete Vernunft, das Herz von allen Dingen.
Zeig uns die wahre Form der geistervollen Welt,
Und führ den sichern Blik auf ein entwölktes Feld;
Laß ihm den innern Grund von den Gestalten sehen,
Womit uns, nur zum Theil, die Sinne hintergehen.
Die Welt fließt ohne End in neue Formen ein;
Kein Zeitpunct sieht sie gleich. Selbst Sonnen, deren Schein
Uns izt den Tag gewährt, und die die Nacht durchglänzen,
Fand eine ältre Zeit noch nicht in diesen Grenzen.
Ein alter Himmel wich, da noch umwölkt und schwach,
Ihr kaum gebohrnes Licht aus seiner Rinde brach:
Und, o wie lang währt's wol, daß sie noch stralend blühen,
So werden sie, erblaßt, vor neuen Himmeln fliehen!
Die Erde, die uns zeugt, und nicht behalten wird,
Hat kaum sechstausend Jahr der Sonne Reich geziert;
Vielleicht, daß sie vorher ein andrer Wirbel kannte,
Wo sie in eignem Licht für andre Erden brannte:
Izt aber nährt sie uns, und giebt uns unser Kleid,
Das sie bald wieder nimmt und für die Würmer streut.
Die Blumen, denen sie doch kaum ihr schönes Leben,
Aus Zephyrs fruchtbar'm Mund, zu unsrer Lust gegeben,
Frißt sie bald wieder auf, und wird von Kindern satt,
Die sie dem Frühling kaum vom Thau gebohren hat.
Das Wasser, welches kaum durch den beblümten Rasen
Sich wand, dämpft in die Luft und wird zu leichten Blasen,
Beweget durch den West, schwebt der verdünnte Duft,
Wie seidenes Gespinnst, in der gewölbten Luft;
Bald aber fängt Aeol von Süden an zu stürmen,
Man sieht sich in der Luft gespannte Wogen thürmen,
Ein schweres Grau scheint uns den Himmel selbst zu nah'n,
Der endlich gar zerfließt, und gießt die Erde an;
Ein himmlischer Firniß umfließt die frohen Matten,
Die Pflanzen säugt der Thau, den sie geschwizet hatten,
Und bald wird dicht und fest, was vor leicht-theilbar floß.

Aus faulen Thieren wächßt in Rheens fetter Schooß,
Die Kost der Lebenden, und wenn auch die verderben,
So nährt die Folgezeit sich bloß von ihrem Sterben.
Wo ist die Ursach doch, von diesem Unbestand,
Dem schönen Unbestand, der ewig das Gewand
Der Körperwelt verkehrt; der, wo kaum Meere flossen,
Ein rauchendes Gebirg läßt aus den Wellen stossen,
Und für Bewohner schmükt; giebt Flüssen neuen Lauf,
Häuft in gesunkner Flut beschäumte Fluthen auf,
Und lässet aus dem Rest von halbverbrannten Erden,
Die lang die Welt geschrekt, verschönte Monde werden:
Wie Phönix aus dem Brand, der noch von Myrrhen fließt,
Mit neuen Schwingen steigt, und seine Gottheit grüßt.
Ja ja, im Mark des Stoffs kan man die Ursach lesen.
Ist nicht die ganze Welt, ein All von geist'gen Wesen,
Die uns ihr Leib verhüllt, und die ihr innrer Stand
In tausend Formen schränkt, weil sie der Ordnung Hand
An ähnliche gereiht? Ist in äther'schen Reichen
Ein Stern nicht selbst ein Thier, das einst der Tod wird bleichen?
Hier liegt der stille Grund, den, ganz im Stoff verstekt,
Der forschende Verstand, durch manchen Schluß entdekt,
Die geist'gen Wesen sinds, die ewig sich erhöhen,
Sie sind's, aus deren Lauf die Aendrungen entstehen,
Wovon die Rede ist; ihr Leib, der Seele Kleid, (*)
Entwikelt, wandelt sich, wie sie, von Zeit zu Zeit;
Die Liebe, die uns schuf, in deren Schooß wir leben,
Gab jedem Geist die Kraft sich steigend zu erheben.
Nicht jedem gönnt sein Glük der Engel Trefflichkeit;
Wo, was nur möglich ist, die Wirklichkeit erfreut,
Wird auch kein Wurm vermißt. Doch aus geringerm Leben
In einen höhern Stand sich stuffenweis zu heben,

(*) vid. Hierocles in Commentar. ad aurea Carmina, pag. 214 seqq.

Hiezu fühlt jeder Geist die Kraft in seiner Schooß,
Und stets ist die Begier für seinen Stand zu groß.
Es zeigt die Energie der Triebe, die ihn regen,
Daß Ewigkeiten sie zu stillen nur vermögen.
Doch wie entschwinget sich der Seelen reger Fleiß,
Dem für ihr sehnend Herz noch zu umschränkten Kreis?
In allen Wesen, die ihr eignes Seyn empfinden,
Sind von zweyfacher Kraft die Würkungen zu finden.
Die eine nimmt vom Leib fühlbare Bilder an,
Und stellt sie so sich vor, wie sie den Sinnen nah'n;
Die andre fühlt dabey, sie liebt, was sie vergnüget,
Und hasset die Idee, die ihren Wunsch betrüget.
So schwach ist nie ein Geist, daß er nicht Bilder hegt,
Und beym Empfinden sich nach ihrem Druk bewegt.
Von Lieb' und Abscheu liegt die Spur in allen Herzen,
Sie öffnen sich der Lust, und zürnen über Schmerzen.
Mit dieser Kraft sieht sich, was geistig ist, geschmükt,
Der Unterschied wird bloß in ihrer Form erblikt.
Wer mehr Ideen faßt, wer deutlicher empfindet,
Die Theile besser scheidt, sein Wissen tiefer gründet,
Wer schöner denkt und fühlt, von edlern Trieben glüht,
Und mit erhiztem Flug aus seinen Schranken flieht;
Der überstralt das Heer der trägeren Substanzen,
So wie der Iris Pracht den Pöbel falber Pflanzen.
Auch liegt in jedem Geist, die ungleich starke Macht,
Ein sich verdunkelnd Bild, das wir einmal gedacht,
Wenn uns ein ähnlichs rührt, aufs neue zu geniessen;
Diß dient des Geistes Bahn erweiternd aufzuschliessen.
Und wenn sich nach und nach der Bilder Menge mehrt,
Wird auch die Haupt-Idee lebhafter aufgeklärt.
Die wachsende Begier beflügelt izt die Kräfte,
Und macht sie wirksamer zum geistigen Geschäfte;
Die Seele dehnt sich aus, sie blühet auf, und weicht
Zu einer höhern Art, die ihr an Schönheit gleicht.

So wie ein Rosenknopf, vom Morgenroth bethaut,
Den süssen Nectar trinkt, der, durch die äussre Haut,
Sich rollend drängt; der Knopf fängt an sich sanft zu dehnen,
Der Sonnen Wärme schwellt die safterfüllten Sehnen;
Seht, wie ein junges Gold aus wallendem Rubin
Auroren=ähnlich bricht, und lokt vom fernen Grün
Den buhlerischen West; enthüllt blüht unsre Augen
Die volle Rose an, und Mund und Nase saugen
Den angenehmen Schwall, der nun aus ihrer Brust
Sich strömend drängt, und füllt den Luftkreis ganz mit Lust.
So wirket die Natur geschaffner Geistigkeiten;
Die Uebung stärket sie, die Frucht gebrauchter Zeiten,
Durch sie wächßt unsre Kraft zu höhern Graden an,
Und dringt zu ihrem Ziel, und eilt stets mehr im Nah'n.
Der vor auf leichtem Rohr der stillen Arethusen
Nur Hirtenlieder sang, fühlt izt die höhern Musen,
Und singt Aeneens Sieg. Ein Wurm, der Erde gleich,
Wählt sich, von ihr beschwingt, ein neu, ein schöner Reich;
Durch sie wird einst mein Mund, entwöhnt so schwach zu singen,
Dir, Herr, ein würdig Lied, gesellt zu Engeln, bringen.
So wachet allgemach und nach der Ordnung Lauf
Das unterste Geschlecht vom alten Schlummer auf,
Und mehrt der Pflanzen Schaar; bewegt von Frühlingswinden
Beleben sie das Thal, und blühen in den Gründen.
Der Floren düftig Volk hebt sich durch gleiches Recht,
Wenn es verblühend stirbt, zum thierischen Geschlecht.
Dann rauscht die laue Luft von flatterhaften Flügeln,
Die alte Liebe treibt sie den gewohnten Hügeln
Und jungen Blumen zu, wo sie einst selbst geblüht.
So sinkt, im Steigen selbst, das irdische Gemüth
Zu seinem niedern Stamm, wie umgetriebne Erden,
Im Flug, von eigner Last zurük gedränget werden.
Wer zählt die Stuffen ab, durch die ein Geist muß geh'n,
Bis wir in gleichem Leib, ihn uns verbrüdert seh'n?

Denn uns ersezt der Tod, was wir durch ihn verlieren,
Aus Classen niedrer Art und anverwandten Thieren.
O Menschen! zörnet nicht, daß ihr von Thieren stammt.
Ihr seyd durch gleiche Huld; in euch und ihnen flammt
Ein Trieb zur Ewigkeit; was hilfts euch grösser machen,
Als ihr euch wirklich zeigt? Ihr reizt uns nur zum Lachen.
Wie groß ist denn von euch zum Vieh der Zwischenstand?
Wie sehr beweißt ihr stets, daß ihr ihm anverwandt?
Ist euer ganzer Werth nicht oft was sie euch lehnen?
Wie groß ist wol der Sprung von Grönlands dummen
Söhnen,
Zu dem erstarrten Bär, der ein verfaultes Kraut
Aus Schneegebirgen krazt; wenn der, in jenes Haut,
Nur darum glaubt zu seyn, um die genähten Nachen
Mit saur errungnem Thran und Fischbein schwer zu machen.
Der rohe Hottentot, der wilde Cannibal,
Wie nah' sind sie dem Vieh? Ist nicht bey uns die Zahl
Der Arten fast so groß, als bey geringern Thieren?
Wie viele sind nicht, die selbst die Gestalt verlieren,
Und zeigen Geist und Leib verwandten Thieren gleich?
Gestehts, ihr Menschen, nur, die Demuth ehret euch;
Wie wenige von euch, gefaßt in enge Zahlen,
Im Arm der Weisheit, schon den Engeln ähnlich stralen:
So steigen noch viel mehr zu dem Geschlecht herab,
Das ihnen und euch selbst, einst euern Ursprung gab.
Mit welchem Schein raubt ihr unzähl'chen Geistigkeiten
Das gleichgegründte Recht zur Hoffnung beßrer Zeiten?
Wo ist der Widerspruch, wo die Unmöglichkeit,
Die Willen und Verstand beseeltem Vieh verbeut?
Das schon so klar empfindt, schon Theile übersiehet,
Der Phantasie befiehlt, und dunkle Schlüsse ziehet;
Das schon die Knospen zeigt, die einst in voller Pracht
Ein spätres Alter findt und fühlet schon die Macht
Der herrschenden Natur, und folget den Gesezen,

Die, was die Welt bewohnt, sich scheuet zu verlezen.
Die Liebe, die der Welt ein ewig Leben gab,
Nimmt sie, sonst ohne Maaß, nur bey den Thieren ab?
Wird sie, ja kan sie wol, was sie einst schuf zum Leben,
Geschikt den Tod zu flieh'n, dem Unding übergeben?
Die Hoffnung später Frucht soll schon im Keim vergeh'n?
Der Trieb zur Ewigkeit soll ungesättigt fleh'n?
Verehrer seiner Huld, der Geister künft'ge Brüder,
Heischt Ewigkeit und Lust vom öden Tode wieder?
O Thor! so fesselst du der Gottheit Zärtlichkeit,
Und hebst die Ordnung auf, die der Natur gebeut?
O du, in deren Brand selbst beßre Welten glühen,
Durch die, was lebt, sich zeugt, durch die die Auen blühen,
O Venus! lehre mich, wie ein erwachsend Thier
Aus seinem Saamen steigt, und kleidet sich von dir?
Die nasse Fluth, die Luft und die äther'sche Wellen
Sind aller Saamen voll, und unsers Ursprungs Quellen.
Hier flattern, wie ihr Stand und die Natur sie treibt,
Die Geistigkeiten um, die nur der Stoff beleibt,
Der nie von ihnen weicht; die niedrigsten Substanzen,
Zu Florens Zucht bestimmt, die Seelen todter Pflanzen,
Die izt das Thierreich nimmt, und vom erblaßten Vieh
Steh'n hier erwartend da; die Ordnung stellet sie.
Die Blumen, welche izt in lauen Thälern blühen,
Die fangen an der Luft die Saamen zu entziehen,
Die ihnen ähnlich sind, (denn sie, die Aehnlichkeit,
Fügt alles, und verbannt den Zufall und den Streit;)
So häuft der Saame sich, den lauter Wesen dehnen,
Die sich, halbschlummernd noch, nach neuen Leibern sehnen;
Und wenn ein sanfter Wind, der unsichtbar beschwingt
Von Westen her sich wälzt, ihn in die Werkstatt bringt,
Wo für den neuen Geist ein Wohnhaus fertig lieget,
Wird er, o Cypria, von dir ihm zugefüget.
Denn in der Mutter Schooß ists, wo der Leib sich baut,

Gleichstimmig jenem Geist, der sich ihm anvertraut,
Bis seines Glükes Ruf, der Tod ihn wird entwenden.
Ihn bildet die Natur mit unsichtbaren Händen
Aus Wesen niedrer Art im mütterlichen Ey,
Und legt ihm dann den Geist aus fremden Saamen bey.
So wird des Zephyrs Zucht, das Volk der bunten Floren,
Und so wird jedes Thier, und selbst der Mensch gebohren.
O Weisheit, welche hier sich schöpferisch bemüht,
Wo niemand ihren Arm in stiller Arbeit sieht!
Daß von dem Seelenheer, das alle Saamen füllet,
Gerad die tauglichste in ihre Mutter quillet,
Und jenen Leib bezieht, der mit ihr stimmen wird,
Daß aller Zufall weicht, daß keine sich verirrt;
Diß alles wirkest du, und würdest du ermatten,
So fiel die schönste Welt ins Chaos trüber Schatten.
Unachtsam spüren wir die Folgen deiner Kraft,
Die, Menschen ungeseh'n, am Heil der Wesen schaft.

Allein, wie wirket sie? Ein Heer plotinscher Weisen
Ruft gar die Engel ab von überird'schen Kreisen;
Ihm wirkt dort, unbemerkt, in himmlischem Gewand,
Des Sylphen weise Kunst. Sieh', die äther'sche Hand
Aus ungebildtem Staub gestirnte Blumen drehen;
Sieh', wie die Röhren sich von neuen Säften blähen;
Wie künstlich baut er nicht die reizendste Gestalt,
Und giebt ihr was vom Licht, das farbicht um ihn stralt;
Er mischet Himmelsthau in die belebten Säfte,
Und weh't in ihre Schooß ambrosial'sche Kräfte
Mit Zephyr=Lippen ein. Wie säuselt das Gefild
Von ihrer Flügel Schwung! Ein andrer sizt und bildt
Den thier'schen Saamen aus; mit schöpfrischem Gefieder
Gießt er Gestalt und Reiz auf halbgeformte Glieder.

So zieht die Phantasie den schlummernden Verstand
Aus aller Schwierigkeit, und löst das Gord'sche Band
Mit Alexanders Kunst. Laß himmlische Dämonen,

Sich würdiger bemüht, in ihren Sphären wohnen,
Die Erde sieht sie nicht: So wenig Islands Strauch
Von güldnen Aepfeln stralt, und streut arab'schen Hauch;
So wenig Philomel aus den bekannten Büschen
Nach Lybien verirrt, wo Drachen feurig zischen.
Noch wiziger irrt Grew, (*) der, mit platon'scher Hand,
Durch Wesen neuer Art der Möglichkeiten Land
Vermehrt. Im Zwischenraum von Stoff und Geistigkeiten,
Gab ihnen Gott die Macht die Saamen zu bereiten;
Sie fühlen nichts von sich, und wirken, ohne Geist,
Die Schönheit, die uns izt aus tausend Quellen fleußt.
Zwar klaget Baylens Wiz die schöpfrischen Naturen
Nicht ohne Unrecht an, und findet Stratons Spuren
In einem Lehrgebäu, das ohne Gott nicht steht,
Und, ungereimt an sich, doch seine Macht erhöht.
Doch, ists erlaubt in Gott die Kräfte los zu binden,
Und auf der Weisheit Schmach der Allmacht Ruhm zu gründen?
Wozu dient ohne Noth ein unempfindlich Heer,
Entbehrlich in der Welt, an eignen Zweken leer?
Und wird die Weisheit wol verschwendrisch Mittel häuffen,
Wenn sie mit Sparsamkeit kan gleichen Zwek ergreiffen?
Der Geister innre Form und ihres Leibes Bau,
Des wesentlichen Leibs, der ewig und genau
Mit seiner Seele stimmt, und sich ihr gleich beweget,
Lößt uns den Knoten auf, den Cudworth schlecht zerleget. (†)

(*) Nehemias Grew, ein gelehrter Engländer des vorigen Jahrhunderts, hat seine Meynung von gewissen Naturis plasticis, welche weder Geist noch Materie seyn, sondern nur die leztern zu beleben und zu bilden geschaffen seyn sollen, in dem zweyten Buche seiner Cosmologia sacra, oder Discourse of the Universe, weitläufig vorgetragen.

(†) S. desselben Dissert. de Natura Genitrice in System. intellectuali Universi, nach Moßheims Uebersezung pag. 148. seqq.

Hierdurch wird von sich selbst jedwede Geistigkeit
Dem innern Stand gemäß, an ähnliche gereiht:
Der Leib, der sie umfaßt, ist so von Gott gebildt,
Daß er den ganzen Zwek von seinem Seyn erfüllt,
Und, nach dem eignen Geist, und nach der Welt gerichtet,
Den zuerkannten Theil zur Zier des Alls entrichtet.

So, Brüder, werden wir, und nach gemeßnen Jahren,
Läßt uns des Todes Gunst ein höher Glük erfahren;
Ihr, die die Tugend liebt, legt eure Schalen ab,
Der Engel nicht mehr werth, nehm sie ein finstres Grab!
Dort wo ein Meer von Lust, das Geister nur befeuchtet,
Euch fließt, und lautres Licht euch sanft entgegen leuchtet,
Erwartet euch ein Leib, der eurer Grösse werth,
Den Geist mit seiner Kost, mit reiner Wahrheit, nährt.
Denn öffnet die Natur sich gern den schärfern Bliken,
Und zeigt euch Bau und Fug von ihren Meisterstüken.
O Tod! du süsser Tod! dich scheuet nur ein Thor!
Du hebest das Geschöpf zu seinem Ziel empor;
Du trägst der Gottheit uns und unserm Glük entgegen,
Wie froh will ich mich einst in deine Arme legen?

Den Raum von uns zu Gott, den ew'gen Zwischenraum,
Füllt ein unendlich Heer und füllet ihn doch kaum.
Sie steigen frölich auf, die glänzenden Dämonen
In Reihen ohne Zahl zu den entfernten Thronen,
Wo sich des Seraphs Herz zu seinem Ursprung gießt,
Und, ewig nah' und fern, ihm immer näher fließt.
Im nähern wächßt die Kraft und eilt in höh're Sphären;
Doch wird die Endlichkeit uns stets den Gipfel wehren.

Und dieses ist der Grund, der die Gestalt der Welt,
Seit ew'ger Zeiten Lauf, verschönert dargestellt;
Wenn sich der Geister Schaar aus ihren Schranken hebet,
So läßt sie auch den Ort, wo sie vorher geschwebet.
So mischt, was Marmor war, sich mit der luft'gen Flut,
Sinkt thauend in ein Kraut, und mehrt der Thiere Blut,

Bis sich sein innres Licht aus seinen Wolken dränget,
Und selbst zur Seele wird, und einen Leib empfänget,
Der größre Bilder faßt. Und dieses ist der Fluß,
Auf dem, was lebt und fühlt, zum Ziele schiffen muß.
Und eben dieß Gesez, wornach sich Thiere mehren,
Der Tod, der alles wendt, und bauet im Zerstören,
Dieß ewige Gesez, der Wesen steter Lauf,
Lößt die Verwirrung uns von grössern Scenen auf.
Dem rauchenden Planet, verlöschenden Titanen,
Muß, wie dem Thier, der Tod den Weg zum Steigen bahnen.
Schau dort, wie jener Stern erstaunten Welten dräut
Und seine blut'ge Glut ins Ungemeßne streut?
Wie unbegreiflich schnell durchfährt er jene Höhen?
So schnell fliegt kein Gedank, ist gleich der Erde Drehen
Träg gegen seinen Lauf; wie rauscht, wohin er schießt,
Die heisse Himmelsluft, die sprudelnd um ihn fließt,
Sieh' ihn der Sonn izt nah'n, er braußt in rothe Fluthen
Titan'scher Flammen auf, wogegen Aetnens Gluthen
Kühl wie der Westwind sind: Izt flieht er voller Grimm
Ins Ungemeßne hin, Verwüstung droht aus ihm.
Ihm folgt kein Engelblik, in unbestimmbarn Kreisen
Blizt er die Schöpfung durch, und zeichnet seine Reisen
Mit Rauch und Brand und schrekt die Himmel die ihn seh'n.
Izt naht er jenem Ball; schau ihn sich wälzend dreh'n,
Wie ein zu schwacher Kahn, vom Strudel fortgezogen,
Sich wälzt und weicht der Macht der unaufhaltbarn Wogen.
Er dampft von neuer Gluth, aufwallend sprizt die See
Siedheisse Wellen aus in die gestirnte Höh';
Der Ball springt krachend auf, und fällt, durchfeurt, in Stüken.
O banges Trauerspiel den nachbarlichen Bliken!
Dort sinkt sein blasser Schweif, ein ausgespanntes Meer,
Das halbe Wirbel füllt, von Glut und Dünsten schwer,
Auf eine Erde hin, zerborstne Wolken fallen
Aus der zu leichten Luft mit Bliz und holem Knallen.

So schwamm einst unser Ball in allgemeiner Fluth,
Die Erde floß, das Meer verdrang der Ufer Schutt,
Der Marmor selbst ward weich, und strömte von den Höhen,
Und donnernd wälzten sich die aufgebirgten Seen.
Sieh' dort ein zärtlich Paar sich noch zulezt umarmen,
Die Liebe weint um sie, die Fluth kennt kein Erbarmen,
Und reißt sie, halb entseelt, in wilden Strudeln fort,
Und trennt sie noch im Tod. Ein Jüngling fliehet dort
Aetherschen Felsen zu, gewöhnlichen Gewittern
Zu hoch, vom Zugang frey, und hofft mit bangem Zittern
Von offnen Klippen Schuz; doch hier ist alles Meer.
O Anblik der entseelt! Doch stürzt ein wüthend Heer
Von Löwen, fortgewälzt, auf halb erstarrte Schönen,
Und mischt dem göldnen Haar die zotticht-wilde Mähnen.
Wie wimmert menschlichs Ach! mit thierischem Geschrey
Erschreklich untermischt, und ruft dem Tod herbey!
O sieh' die Mutter dort die zarte Brust zerfleischen,
Und sterbend von der Fluth den zarten Säugling heischen,
Den ihr der Strom entriß, da er, ganz unbewußt
Der drohenden Gefahr, die mütterliche Brust
Mit weichem Arm umschlang; sie sah' mit süssem Fühlen
Die Hoffnung später Lust an ihrem Busen spielen,
Und kostete das Glük, das sie sich einst versprach,
Mit froher Ungeduld zum Voraus. Aber ach!
Da sie so zärtlich denkt, und sich vergißt im Küssen,
Stürzt über sie die Fluth, das Kind wird fortgerissen,
Und speyt mit Fluth und Milch sein blutig Leben aus;
Sie reißt, vom Schmerz entseelt, mit tödtlichem Gebraus
Ein gleicher Strom dahin, die angenehmen Lippen
Erblassen, und gespießt stirbt sie an schrofen Klippen.
So vieles Elend wirkt ein sterbender Planet,
Der, ob er uns gleich irrt, doch nach Gesezen geht,
Die ihm sein Schöpfer gab; und Welten dort zertrümmert,
Da eine andre hier, durch ihn verschonert, schimmert,

Wenn er, zur Furcht zu klein, magnetisch an sie fährt,
Und ein erfrornes Theil zur neuen Sonne kehrt. (*)
Denn rauscht der alte Nord, gleich Cythereens Westen,
Ohnmächtig, mit Verdruß, in neu bekleidten Aesten,
Des neuen Himmels Gunst erweicht den starren Grund,
Das Eis wird plözlich grün, und faule Wiesen bunt.

Dieß Schiksal gab dem Stern, der unsre Schalen erbet,
Die Schönheit, welche schon verblühend sich entfärbet;
Vielleicht daß er vorher in einem andern Land
Des Unermeßlichen, Aeonen durchgebrannt.
Sein Ende naht zulezt, er weicht aus seinen Gleisen,
Und schweifet manches Jahr in regellosen Kreisen,
Bis der getrennte Geist zu andern Himmeln fährt.
Der ungeheure Leib, vom grausen Tod zerstört,
Zerspringt und streut ein Meer von Asch und schwarzen Flammen
Den nahen Wirbeln ein, und fällt durchglüht zusammen.
Doch da die reine Fluth, die die Gestirne weidt,
Sich nicht mit Erde schlämmt, und keine Mischung leidt,
So häufen sich, im Fall, zerberstende Atlanten
Zum neuen Erdkreis auf; die Felsen, die kaum rannten,
Wie fliessend Wachs, gesteh'n; der wüthende Vulkan
Macht, ringsweis umgebirgt, sich eine neue Bahn,
Und blizet hier und da durch die zersprengten Klüfte,
Mit eisernem Gebrüll in die gewohnte Lüfte,
Und schrekt den trüben Stoff, der schütternd sich vermengt,
Und bald sich nach und nach in neue Formen schränkt.
Das Gleiche sammelt sich; das Band von allen Dingen,
Die weise Aehnlichkeit, läßt sie nicht länger ringen.
Zum Schooß des Klumpens sinkt die gröbste Masse hin,
Unbildsam, lichtlos, träg, des Todes Reich; um ihn
Braußt wildes Feuer auf; auf ewigen Altären

(*) S. des Hrn. von Maupertuis Brief über die Cometen.

Brennt hier der Vesta Feur, und gießt durch tausend Röhren,
Der weiten Oberwelt belebte Wärme ein.
Die Erde raucht von Dampf, verschloßne Grüfte streu'n
Erhizte Nebel aus, die wolkicht aufwärts wallen,
Und, untermischt mit Bliz, in hohen Lüften knallen.
Der eingedämmte Dampf strömt, in der Erde Schooß
Gehäuft, in Seeen aus, und reißt sich von ihr los.
Indem nun die Natur den furchtbarn Streit zu schlichten,
Und den belebten Stoff, umbildend, einzurichten,
Arbeitet, zieht sie uns in diesen Kreis hinein.
Wo Titans quellend Meer ein unbegrenzter Schein
Aether'scher Luft umgiebt, die jene Erden drehet,
Zu denen er sein Licht mit Lust und Leben wehet.
Hier reißt der Strom uns fort; doch drang der Stralen Macht
Den Dunstkreis noch nicht durch, und die Chaot'sche Nacht;
Bis nach und nach erweicht, vor der zu starken Sonnen,
Die Nebel, Strömen gleich, von Wolkenbergen ronnen;
So stürzt der wilde Nil von luft'gen Felsen ab.
Sie nahm das tiefste Thal versammelnd in sein Grab;
Die Berge fiengen an, sich aus der Fluth zu heben,
Geläutert fließt die Luft; die Erde fühlt ihr Leben,
Und troknet bildsam auf, der grimme Nord vertauscht
Sein Reich für Zemblens Eis; der neue Frühling rauscht
Auf sanften Flügeln her; besaamte Wolken thauen
Ein perlend fruchtbar Naß auf die durchweichten Auen.
Ein einsam funkelnd Grün, gelokt vom Sonnenschein,
Durchbricht das schwarze Land, und ladt die Weste ein;
Die, da sie sich verliebt mit Morgenwolken küssen,
Ein zahllos Blumenheer auf frohe Fluren giessen.
Nach manchem Jahre geht ein neuentstandnes Thier
Aus niedrern Classen aus, lebhafter an Begier
Und reifer zum Genuß, und sieht sich bald von gleichen,
Und schönern noch umringt. In allen ihren Reichen,
In Vestens dunkler Schooß, in Luft und Ocean,

Wächßt langsam die Natur zur fernen Blüthe an,
Und schmükt sich durch die Zeit in ihren Geistigkeiten.
Die Menschheit krönt ihr Werk; obgleich die güldnen Zeiten,
Die noch Saturn beherrscht, sie kaum vom Vieh getrennt,
So führet die Natur stets ein vollkommnes End
Aus schwachem Anfang aus; so sproßt aus kleinen Zweigen
Die Ceder, königlich die Wolken durchzusteigen.
Doch währt der Blüthe Zeit, so lang gehofft, nicht lang,
Schon naht die Erde sich zu ihrem Untergang;
Wie, die des Gärtners Fleiß fast dreyßig Jahr bemühet,
Die stolze Aloe, kaum dreyßig Tage blühet;
So folgt ein welker Tod der kurzen Jugend nach;
Und die aus ihrem Schutt vor sechszig Altern brach,
Wird bald, zum Tode reif, dasselbe Mittel tödten,
Das sie so schön geformt aus flammenden Cometen.
Der beste Theil von ihr floh' schon den Himmeln zu,
Wo Wahrheit, lautre Lust und tiefe Seelenruh
Aetherisch auf sie strömt; dem Rest, den trägern Seelen,
Wird Gott zu ihrem Glük sich neue Wege wählen.

[illegible]
Und [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Und [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die
Natur,
oder
die vollkommenste Welt.

Sechstes Buch.

Inhalt
des
Sechsten Buchs.

Alle empfindende Wesen sind zur Glükseligkeit bestimmt. Gott allein ist die Quelle der Glükseligkeit. Das Anschauen Gottes. Die Geschöpfe die dazu noch unfähig sind, werden stuffenweise dazu vorbereitet. Alles Schöne und Gute, ist als etwas Göttliches unsrer Neigung werth. Anrede an die Menschen, die durch Irrthum und Leidenschaft betrogen werden. Gemählde der dreyen Haupt-Leidenschaften; wobey im Gegensaz gezeigt wird, daß die Tugend allein erfülle, was die Leidenschaften betrüglicher Weise versprechen. Das Laster störet die Ordnung und das allgemeine Wohl, ohne denjenigen glüklich zu machen, der es ausübet. Die Tugend allein verbindet unser Privat-Glük mit dem allgemeinen. Ursprung des sittlichen Uebels.

Die daraus entstehenden Zweifel werden durch die bekannte Hypothese des Origenes aufgelößt, welche, ungeachtet sie von der Kirche verworffen worden, in einer poetischen Cosmologie, wo das ganze System bloß als eine wahrscheinliche Dichtung anzusehen ist, gar wol geduldet werden kan.

Die Natur.

Sechstes Buch.

O Muse, die durch mich Gott und die Welt besang,
Hoch überm niedern Schwarm, der an des Berges Hang,
Wo sich der Lorberhayn in tiefe Heken endet,
Die musical'sche Lust mit rauhen Halmen schändet:
Misch deine Symphonie in meine Sayten ein,
Und laß des Liedes Schluß des Vorwurfs würdig seyn.
Diß All ist Gottes Werk, ein Schauplaz solcher Wesen,
Die seine Güte sich zum Gegenstand erlesen.
Diß ist der hohe Zwek, nach welchem alles strebt;
Was fühlen kan, fühlt Gott, sich selbst, die Welt, und lebt
Die Ewigkeiten durch, auf gipfellosen Leitern,
Sein immer steigend Glük, gottnahend, zu erweitern.
Du HERR! dir selbst stets gleich, du blikst uns segnend an,
Da wir, wie Ströme, dir aus unsern Ufern nah'n.
Mit göttlich süsser Lust siehst du bey deinen Kindern,
Die dir verhaßte Pein, der Wesen Schuld, sich mindern.
Du, weise Liebe, führst, mit nie ermüdter Hand,
Dein niedriges Geschöpf, das noch ein irdisch Land

Fern unter dir umfaßt, gebrechliche Naturen,
Auf tausend Wegen ein, zu ihres Glükes Spuren.
O lehre mich den Pfad, durch den, von dir gelenkt,
Dein Volk zur Wonne eilt, die deinen Liebling tränkt.
Gott ist der Quell der Lust. Denn aus Vollkommenheiten
Strömt alle Wollust aus in alle Geistigkeiten,
Und beyder Quell ist Gott. Des Seraphs zarte Brust
Schöpft ganz allein aus ihm die ungemeine Lust,
Nach der, was sonst vergnügt, von fern' nachahmend, zielet.
Ein Augenblik, den er in Gottes Anschau'n fühlet,
Ist süsser als die Lust, so himmlisch sie auch ist,
Die in zwey zärtlichen vereinten Herzen fließt,
Wenn sie, getreu umarmt, nach viel genoßnen Jahren,
Ein sanfter Tod, zugleich, zu höherm Glük läßt fahren.
Er sieht der Wahrheit Licht in ihrem ersten Quell
Entzükend schön und rein und unbewölkbar hell;
Da jene Ströme, die zu niedrern Welten fliessen,
Ihr Glanz je mehr verläßt, je weiter sie sich giessen.
Sein hohes Herze wallt in unstörbarer Ruh
Anbetend, sehnsuchtsvoll, dem nahen Schöpfer zu:
Wie ein äther'scher Strom in schimmernden Gestaden
Sanft wellend fließt, bewohnt von himmlischen Najaden,
Der Engel Freundinnen. Wie schwimmt sein froher Blik,
In hoher edler Lust bey seiner Brüder Glük?
Diß ist die höchste Lust, die Gottes Schaun gewähret,
Geringrer Freude Ziel, die unsern Durst vermehret,
Und nie ersättiget. Denn nur ein kleines Heer
Gottgleicher Cherubim, lebt in der ersten Sphär
Mit Gott, und fühlte nie die Schranken die uns zwingen.
Die andre, welche noch mit Macht und Schwäche ringen,
Sind noch nicht reif zum Glük, das jenen Helden lacht,
Die ihre Herrlichkeit zu Gottes Freunden macht.
Zwar ist ihr Ew'ger Trieb nach unvermischter Wonne
Der Hoffnung sichres Pfand, daß, wenn noch manche Sonne

Wird abgelaufen seyn, sie einst die Folgezeit,
Entführt der niedern Welt, mit Engelspeise weidt.
Doch izt erträgt ihr Aug noch nicht das hohe Glänzen
Des göttlichen Gesichts; bezirkt von engen Grenzen,
Labt sie ein irdisch Gut, und täuscht mit eitlem Schein
Die flüchtige Begier, und läßt sich bald bereu'n.
Doch soll es unser Herz zu grössern Seligkeiten,
Auf die kein Ekel folgt, nachahmend vorbereiten.
Drum mischte Gott der Lust, die aus der Körperwelt
Uns zuströmt, etwas ein, das aus ihm selber quellt,
Verschlämmt mit trübrer Fluth. Was unsern Sinn vergnüget,
Scheinbare Trefflichkeit, die uns nicht lang betrüget.
Noch mehr, ein wirklich Gut, das unser Herz erfüllt,
Ist dem Ursprünglichen von fern' nur nachgebildt.
Sein reinster Nektar ists, der unsre Lust versüsset;
Was von Vollkommenheit hier unser Herz geniesset,
Was uns mit Anmuth reizt, und schöne Symmetrie
In weisen Zügen zeigt; der Töne Harmonie,
Der Körper Form und Zwek: so sehr uns diß entzüket,
Ist es vom Urbild doch nur dunkel abgedrüket.
Hier ists, wo alle Zier, wo alle Trefflichkeit
In ew'ger Blüthe strahlt, und keine Schranken leidt;
Kein Fleken trübt sein Licht, obgleich die reinsten Sphären
Sich noch mit Dunkelheit und mattem Glanz entehren;
Und jener Dämon selbst, das Wunder seiner Welt,
So sehr er sich entwölkt, sich niemals ganz erhellt.

Kurzsichtiges Geschlecht, das unbesorgt vergißt,
Was dir für Hoffnung keimt, wozu du ewig bist.
Häng' nicht ein Herz, gemacht den Engeln gleich, zu fühlen
An Blasen ohne Daur, womit nur Kinder spielen.
Sprich du, der Wollust Sclav, im buhlerischen Arm
Der schnöden Ueppigkeit, von wilden Trieben warm,
Von halbgefühlter Lust, und mehr von Sehnsucht, trunken;
Und du, der, mit Silen, in Weinlaub hingesunken!

Sprecht, was ist eure Lust? Wie lang vergnüget sie?
Lohnt ihr Genuß euch auch die dran verschwendte Müh?
Vergilt sie den Verdruß, den Ekel und die Schmerzen,
Die, angenehm verlarvt, um eure Scheitel scherzen?
Fühlt ihr bey eurer Lust, die Ruhe, die den Geist
Sanft, wie ein Zephyr, rührt, und vor Begier verschleußt?
Hebt euer Herz sich auf zum Urquell eurer Freuden,
Voll Hoffnung, sich in ihm vollkommner einst zu weiden?
O nein! so fühlt ihr nicht, von toller Brunst durchglüht
Vergeßt ihr, daß ein Geist zu höh'rer Lust euch zieht.
Verachtenswerthe Lust! die mir den Vorzug neidet,
Der mich den Engeln gleicht, und von dem Viehe scheidet.
Weg, heuchlerischer Schmerz! der sich in Lust verstellt,
Und wenn er uns getäuscht, so schmekt man ihn vergällt.
Beweinenswürdige, die eitler Schaum erfüllet,
Da uns aus lauterm Strom die ächte Wollust quillet.
Dem Freund der Tugend nur strömt mit der Seelenruh
Durch sinnlichen Canal ein irrdisch Glüke zu.
Ihm pranget die Natur mit tausend Lustbarkeiten,
Ihm lächelt Luft und Flur, ihm schmüken sich die Zeiten
Des wandelbaren Jahrs, ihm düftet dort im Thal
Manch schönes Frühlingskind, ihm singt die Nachtigal,
Und Doris reiner Kuß, unfühlbar thier'schen Seelen,
Weiß seinem ernsten Glük auch Anmuth zu vermählen.
Die Tugend ists allein, die uns den ächten Werth
Der Güter dieser Zeit, und sie geniessen lehrt.
Die Lust, die sie für uns aus ird'schen Gütern ziehet,
Stärkt unsre Sehnsucht nur, die nach der Zukunft siehet.
Sie labt nur unsern Geist, wenn er, von Muth belebt,
Mit angespannter Macht der Wahrheit nachgestrebt,
Und ihm, bey strenger Müh, die matten Kräfte weichen:
So wie ein hauchend Oel, das von arab'schen Sträuchen
Balsamisch abgeträuft, den schwachen Pilgrim stärkt,
Der bald am kürzern Weg sein heilsam Wirken merkt.

Und du noch grösser Thor, vom Ehrgeiz umgetrieben!
O schmeichle dir nur nicht ein besser Gut zu lieben,
Als jener Knecht der Lust. Du sieh'st ihn hönend an,
Mich, pralst du, reizt allein die dornenvolle Bahn,
Nur Helden unversagt; die Macht der schönsten Blike
Prallt kraftlos von mir ab; das feindlichste Geschike,
Des Unglüks härtster Schlag und Arbeit, Schmerz und Tod
Sind mir, was dem die Lust. Wo Mavors donnernd droht,
Lacht mein gestählter Muth, und stirbt mit Lust im Streiten,
Wenn ganze Schaaren nur von Seelen ihn begleiten:
Ein Opfer, das mich noch im Todesschweiß erfrischt,
Wenn feindlichs Blut, um mich, aus tausend Wunden zischt?
Gepriesen seyst du Held, und wird's dein Erbe zahlen,
So soll in Bavens Lied dein blut'ger Name stralen.
Empfindunglos zur Lust, die zärt're Herzen reizt,
Hast du nach theurem Nichts und unserm Blut gegeizt.
Verächtlichs Lob für dich, (Socraten mag es gleissen!)
Wie Gott, nur wol zu thun, der Menschen Freund zu heissen!
Wenn dort um Philaret ein Heer von Wünschen fliegt,
Die manch erkenntlich Herz für ihn zum Himmel schikt,
Wenn Witwen für ihn fleh'n, und Waysen für ihn girren;
Um dich soll rühmlicher ein Schwarm von Seufzern irren,
Der Mutter Jammerton, die Todesangst der Braut,
Die den Geliebten sich im Blute wälzen schaut,
Der Kinder Angstgeschrey, schallt lieblicher für Helden!
Und warum fließt dein Blut? Soll einst ein Dichter melden,
Die Welt und dein Geschlecht, dir kaum zum tödten werth,
Hab' jenen Tag verflucht, der sie mit dir entehrt?
Auch uns spornt edler Muth, ein Trieb nach hohen Ehren,
Des Geistes Trefflichkeit durch Tugend zu verklären.
Wir ringen, ohne Blut, den edeln Lorbeern nach,
Die einst ein Antonin im Schooß der Weisheit brach.
Uns ist Socrat ein Held! Der Brüder Heil zu mehren,
Erwirbt uns grössern Ruhm, als dir, es zu zerstören.

(Wiel. Poet. Schr. I. Th.) N

Die Weisheit glänzt um uns, und breitet unsern Preis
In ferne Welten aus, wo man von dir nichts weiß.
Und soll uns ja der Tod den Ruhm der Helden geben,
So ströme unser Blut für unsrer Brüder Leben!
Ach! Ist es nicht genug, daß Stolz und schnöde Lust
Uns selbst und andre quält, und schändet unsre Brust;
Kan nicht der Höllen Brut, zu unwerth ew'ger Seelen,
Der Geiz, der Laster Quell, zu unsrer Ruhe, fehlen?
Verächtlicher! der dort aus holen Augen schielt,
Und im verfluchten Gold, dem Blut der Armen, wühlt!
So giebst du Seelenruh und Tugend und Vergnügen,
Um Klumpen, die verbannt in schwarzem Eisen liegen!
Sprich, Star, wem sammelst du? Vielleicht der Ewigkeit,
Vielleicht ein dauernd Gut, das noch im Tod erfreut,
Das mit dir übergeht, wenn du dieß Haus wirst sehen
Sich, fern von deinem Blik, zu deinen Füssen drehen?
Vielleicht ein heilsam Gut, wovon die Welt genießt,
Das auf dein Vaterland zum Dienst der Tugend fließt,
Wovon du Arme nährst, und im verlaßnen Waysen
Einst einen Bürger zieh'st, den späte Söhne preisen.
O nein! so ungeschikt brauchst du den Reichthum nicht!
Es sey, daß dem Philet erseufztes Brod gebricht,
Es sey, daß dort im Staub ein dürftig Kind verschmachtet;
Du hast den schwachen Trieb schon längst voll Muth verachtet,
Der uns zu Brüdern neigt, die, uns an Rechten gleich,
Ihr härtres Glük verläßt; du bist nicht andern reich.
Was? den errungnen Schaz, den Preis von so viel Schwüren,
Sollt du zu Fremder Brauch aus seinem Kerker führen?
Nein! ungenüzt schließ ihn, verwachter Kasten, ein!
Ein wenig klüg'rer Sohn mag ihn dereinst zerstreu'n!
Betrogner! wüßtest du, wie reich die Tugend machet,
Wie wenig hättest du um flüchtig Gold gewachet,
Das dich einst lassen wird, und das nur der besizt,
Der es der Menschheit schenkt, durch den es andern nüzt?

Die Tugend nur macht reich, sie folget uns in Welten,
Wo Ahnen Ruhm und Gold kaum bunte Schaalen gelten.
Sie darf des Reichthums nicht, die ganze Welt ist ihr,
Der silbergleiche Bach, der Auen gůldne Zier;
Und der, durch dessen Fleiß das Wol der Welt sich mehret,
Darbt nie verdientes Brod, das ihn den Menschen nåhret.
Wie thöricht ist es nicht, die ihr ein trůgend Gut
Fůr wahre Lust erstrebt, ja oft fůr fremdes Blut!
Wie thöricht ist es nicht, nach eitlen Schatten irren,
Und das vollkommne Gut, das Urbild, gern verlieren!
Doch nein! ihr thuts nicht gern! das unerfahrne Herz
Folgt, wie sein Trieb es fůhrt, und eilt zu sůssem Schmerz:
Wie ein gelokter Fisch die Speise nur erbliket,
Und mitten im Genuß sich unbesorgt verstriket.
Ihr kennt kein wahres Gut, euch scheint kein treues Licht,
Und der zu kurze Blik mißt noch die Ferne nicht.
Voll feuriger Begier nach zugedachten Freuden,
Betrůgt euch nur die Wahl, und lohnet euch mit Leiden.
So schloß Ixion dort, berauscht vom Götterwein,
Statt Juno, ein Gespenst in brůnst'ge Arme ein.
Die Gottheit klaget euch, und schikt, euch zu beglůken,
Die Tugend zu euch ab. Sie kömmt; mit holden Bliken
Lokt sie euch freundlich an. Licht und Ambrosia
Geh'n wallend von ihr aus. So blůht nicht Paphia;
So reizend wissen nicht die sanften Charitinnen,
Bezaubernd=låchelnd, sich die Herzen zu gewinnen;
In ihrem schönen Aug ist Reiz mit Ernst vermåhlt,
Und ein erhabner Geist, der, was sie thut, beseelt.
O rufet euern Blik von Gůtern, die euch schånden,
Und eilet, euer Herz zur Ruh und ihr zu wenden.
Ihr folgt Zufriedenheit, ein unversiegter Fluß
Von Freuden rauscht um sie, und unter ihrem Fuß;
Auch dann, wenn sie euch wird durch Dorn und Heke fůhren,
Wird Dorn und Heke sich in Blumen bald verlieren.

O! glaubt, ein Augenblik im zärtlichen Gefühl
Der Menschenlieb gelebt, ein Punct, in dem sich still,
In einsamem Gebet, das Herz zur Gottheit hebet,
Und fern dem Wesen nah't, durch das die Schöpfung lebet,
Ein himmlischer Gedank', der, wie dein englisch Lied,
O Klopstok, unsern Geist der feuchten Erd' entzieht,
Gewährt ein ächters Glük als ganze Ewigkeiten
Von allen Freuden voll, die nicht zum Himmel leiten.

O Tugend! Himmelskind, warum bist du so schön,
Und bleibest doch bey uns so vielen ungeseh'n,
Den meisten ungefühlt! Man wählt, von dir entwöhnet,
Ein Gut, das allen Werth von unserm Wahn entlehnet.
Der Menschen gröster Theil weiß nicht einmal von dir,
Und tröstet ohne Ruh die fordernde Begier,
Mit Gold und schlechter Lust, und gleicht unreifen Thieren,
Unfähig Blik und Herz dem Staube zu entführen.
Und ach! daß dieser Weg, der uns ins Elend stürzt,
Auch unsrer Brüder Glük und Ruh und Hoffnung kürzt?
Ein Wütrich kan den Tod und die gewissen Strafen,
Sich selber ja durch nichts als unsre Qual verschaffen?
Ein jammerwürdig Heer von Seelen, das, mit Blut
Vermenget, mit ihm fleußt, klagt izt durch seine Wuth.
Wo läßt sich jene Brunst, die vieh'sche Menschen fühlen,
Als im zu schwachen Arm besiegter Unschuld kühlen?

O Herr! der Wesen Gott! der du die Liebe bist,
Wie, daß, was du beseelst, zum Elend wirklich ist?
Und ein verirrt Geschlecht, bloß weil Vernunft ihm fehlet,
Sich selbst zum Henker wird, und andre mit sich quälet?
Ist deiner Creatur die Frage kein Vergeh'n,
Wie, Liebe, kanst du uns, gequält und elend sehn?
Doch still! halt inn mein Geist mit den betrognen Klagen,
Laß einen Manes sie, laß einen Bayl sie sagen.
Der schände seinen Wiz, wenn er im Labyrinth
Tiefsinn'ger Schlüsse irr, den Ausgang nimmer findt.

Was forderst du von Gott? Noch mehr Vollkommenheiten,
Sprichst du, mehr Einsicht macht' ein Ende unserm Leiden,
Wir sollten Engel seyn? O Thor! dich trift dein Hohn,
Von diesen glänzen ja unzählche Welten schon.
Doch warum schuf er uns? Viel besser ists zu sterben,
Als ein verhaßtes Seyn durch stete Qual erwerben;
Unwürdiger Gedank', in Geistern zu entsteh'n,
Die einst die Ewigkeit der Gottheit gleich wird seh'n!
Vergleich die kurze Pein, die izt die Menschheit drüket,
Vergleiche, wenn dein Aug so weit in Ferne bliket,
Diß Elend, das vergeht, so wie des Mittags Glut
Dem kühlen Abend weicht, mit dem vollkommnen Gut
Der steten Ewigkeit? Wird nicht das Drangsal schwinden,
Das wir, aus Ungeduld, zu groß zum Tragen finden?
Ja wär ein Herz, das izt ein glänzend Weh erschnappt,
Und ohne sichres Licht in Todesthälern tappt,
Das dich, o Tugend! scheut, weil trügende Ideen
Dich ihm verhaßt gemahlt, weil's nie dich selbst gesehen,
Ja wäre dieses Herz zur Beß'rung ungeschikt,
Und ewig deinem Arm durch sein Geschik entrükt,
Das ihm unmöglich macht', einst deine Bahn zu finden,
Und seinem Schlamme sich noch endlich zu entwinden;
Dann wär' es klagenswerth, daß es die ew'ge Macht
Aus dem ihm bessern Nichts zur Qual hervorgebracht.
Doch also schuf uns nicht die Huld, um die die Freuden
Schon auf uns wartend steh'n, die sie uns wird bescheiden,
Wenn unser müdes Herz, der Erde abgewöhnt,
Sich einst mit reinerm Trieb nach seinem Ursprung sehnt.

O! ihr, die ihr für uns, mehr Mitleid werth als Rache,
Ein ewig Qualreich baut, und führt der Gottheit Sache
Mit ungeschikter Hand, wißt, daß der weiser denkt,
Deß ew'ge Liebe ihr in funfzig Jahre schränkt.
Ach! nur zu sehr gestraft sind die, die ihn verlassen,
Ihr Glük verläßt sie mit, und Noth wird sie umfassen.

Das Laster straft sich selbst. Der himmlische Genuß
Der Tugend, die ihr Herz aus Schuld entbehren muß,
Straft sie unendlich mehr, als wenn, so lang die Kreise
Der uns sichtbaren Welt sich dreh'n in ihrem Gleise,
Ein ewig Feuer sie, stets unzerstörbar, nagt.
Der Durst, der Tantaln dort im neid'schen Wasser plagt,
Das lieblich um ihn perlt, und ladt den Mund zum Trinken,
Der sich umsonst bemüht zu ihm herab zu sinken,
Ist nur ein matter Schmerz, wie ein verlöschtes Bild
Von längst empfundner Pein, die bald das Glük gestillt,
Verglichen mit der Qual der nagenden Gewissen,
Die fühlen, daß sie izt für ihre Thorheit büssen,
Und mit verklärtem Blik die Seligkeiten seh'n,
Die, um ein süsses Weh, izt ihrer Brust entgeh'n!
So straft das Laster sich, ja Gott mehrt noch die Plagen,
Die ihre Thorheit zeugt, womit sie selbst sich schlagen:
Wie innres Mitleids voll, das für sein Kind stets spricht,
So oft es sich vergeht, ein Vater im Gesicht
Verstellte Härte zeigt, und häuft heilsame Straffen,
Die seiner ernsten Huld noch späten Dank verschaffen.
Glaubt nicht, daß ohne Huld die Gottheit straffen kan,
Die Liebe bessert stets. Ein wüthender Tyrann
Straft bloß um weh zu thun, Gott züchtiget zu bessern,
Und wird dem, den er straft, die Huld auch einst vergrössern.
Er schaut die Wesen durch, und wieget die Natur,
Die Kraft, den Geist, das Herz, von jeder Creatur,
Und wie die Handlungen aus ihren Wesen fliessen,
Und sich als Wirkungen an ihre Ursach schliessen,
Die sich an andre reiht, und oft die Zweke stört,
Wornach, was ist und fühlt, der Schöpfer zielen lehrt.
Dieß weiß er, und dereinst wird seine Weisheit siegen,
Und um der Schöpfung Zwek wird ihn kein Feind be-
trügen.
Doch muß erst lange Qual und Angst und spätes Leid

Die Sünder reinigen, bis einst vom Stoff befreyt,
Der sie zur Erde zieht, geläutert von Begierden
Unwerther Lust, und los von den beseufzten Bürden,
Die freye Seele sich zu ihrem Ursprung schwingt,
Und thränend Dank und Preiß der ew'gen Liebe bringt.
Dort, wo in kalter Fern' Saturn sich wolkicht drehet,
Und unzulänglichs Licht vom weissen Ring empfähet,
Der dumpficht ihn umfaßt; wie uns ein blasser Mond
Aus herbstlichem Gewölk vom grauen Horizont
Unkräft'ge Stralen sendt: Dort quält die strafbarn Seelen,
Ungleich gemeßne Pein, in martervollen Hölen.
Einsame Stille strekt mit Angst und kaltem Grauß
Verbreitend über sie die furchtbarn Flügel aus.
Hier seufzen in der Brust bekümmernde Gedanken,
Die, zitternd, ungewiß, den matten Geist durchwanken,
Beraubet jener Lust, ach ewiglich beraubt,
Die das berauschte Herz vom Ende frey geglaubt,
Um die es Seelenruh und Hoffnung beßrer Freuden
Bezaubert gab, und rang nach theur erlangten Leiden.
Sieh', wie Anacreon, Cytherens liebster Freund,
Von Lieb' und Wein beraubt, erboßte Thränen weint.
Dort am einsamen Bach, der aus unfruchtbarn Schössen
Erstorbner Felsen bricht, und stürzt mit matten Stössen
Erschreklich murmelnd ab, dort sizt er und begehrt
Umsonst die alte Lust, die ihn izt nimmer hört.
Wo sind die Freundinnen, die mich so sanft umfiengen,
Wo sind die Blike hin, die sonst an meinen hiengen?
Ach ewig sind sie hin! Gedächtniß stirb in mir!
Zur Qual bist du mir treu; stirb selbst, ich fluche dir,
Zur Pein nur fühlend Herz; so ruft er, müd von Sehnen,
Und mehrt den nahen Bach mit ausgeströmten Thränen.
Ein ew'ger Nordwind rausch aus holen Felsen her,
Und stürmt ihn donnernd an; kein Zephyr haucht ihm
mehr

Der Phyllis Seufzer zu, von Lust beseelte Lieder,
Bringt ihm kein Echo mehr von Evans Hügeln wieder.
Dort wüthet ein Tyrann im traurigen Gefild,
Und zörnet, daß er nicht von blut'gen Strömen quillt.
Wie raßt er, daß ihm izt, zur Qual, fühlbare Seelen,
(Diß war einst seine Lust!) zum Tod, die Leiber, fehlen?
Bald aber öffnet sich der innern Pein sein Sinn,
Und donnernd schlägt von fern' des Richters Bliz auf ihn.
Ein Geisterheer, das er einst wünschte zu vernichten,
Steht drohend vor ihm da in blutenden Gesichten;
Die wolkichtschwarze Luft seufzt schreklich um ihn her,
Ein jeglicher Gedank' wird seiner Brust so schwer
Als Aetnens Feurgebirg, aus dessen tieffen Schlünden,
Typhöus ächzend brüllt, und strebt sich los zu winden.
Dort aber wo ein Strom vom Aether leuchtend fließt,
Und die saturn'sche Welt an andre Himmel schließt,
Zerschmilzt ein zärtlich Herz in Reu-erfüllten Thränen:
So jammervoll entfloß Marien Magdalenen
Aus ihrem schönen Aug ein Strom der Traurigkeit,
Auf die beklemmte Brust, da sie mit Zärtlichkeit
Der Mittler angeblikt: Dich hab ich nicht geliebet,
Dich, dessen Güte mir sich selbst zum Opfer giebet!
Diß Herz, das dir gehört, gab ich unwürd'ger Lust!
Ja klopfe nur in mir, des Todes werthe Brust,
Erwünscht soll er mir seyn vor unverdientem Leben;
Kein Bild der alten Schuld wird dann mein Herz durchbeben.
Doch, Schöpfer, Vater, Gott, laß mich der Ewigkeit!
Ich fordre keine Lust, n ein Himmel sey mein Leid!
Wie willig miß ich stets das hohe Glük der Deinen;
O laß mich nur vor dir die Ewigkeit durchweinen,
In süsser Traurigkeit. Fällt nur dein seltner Blik
Erbarmend auf mich hin, diß sey mein höchstes Glük.
So seufzt die Seel in sich, und sieht nach jenen Sphären,

Wo sie, nicht unbeweint, die Seraphinen hören:
Die Gottheit blikt sie an; das ganz durchstralte Herz
Erbebt von neuer Lust, entwindet sich dem Schmerz;
Es kömmt ein himmlisch Paar, auf rosenfarbnen Schwingen,
Sie sel'ger Freunde Schaar verherrlicht darzubringen.

* * *

So wird die Zukunft noch des Schöpfers Güte preisen!
Erstaunend wird alsdenn, den zweifelreichen Weisen,
Die izt ihr Wiz verwirret auf unwegsamer Bahn,
Des Schiksals ewig Buch, entsiegelt, aufgethan.
Anbetend werden sie, Gott, vor dir niederfallen,
Und in dem ganzen All wird Dank und Lob erschallen.
Die Erden, die sich izt zum fernen Tode dreh'n,
Die werden glänzender aus ihrer Asche geh'n,
Wie nach durchstürmter Nacht, wenn Nord und Regen schweiget,
Die Welt Auroren sich in neuer Schöne zeiget.
Von oft beklagter Noth, die izt die Welt noch drükt,
Wird dann im Meer der Lust, die Spur nicht mehr erblikt.
Die ganze Schöpfung wird, dich, Gott der Liebe, fühlen,
Und, der erfahrnen Huld, ein ewig Danklied spielen.

Lobgesang
auf die
L i e b e.

Vorbericht.

Dieser Lobgesang ward in etlichen enthusiastischen Stunden des Maymonats 1750. aufgesezt. Der Verfasser hat von denen, die ihn und seine Umstände kennen, wegen einiger Dinge, die in diesem Gesange Vergebung nöthig haben, dieselbe leicht erhalten. Die übrigen bittet er, die ohne Zweifel zu sehr schwärmende, obwol in ihrem Grund und Gegenstand edle Liebe, die einen Theil dieses Gedichtes ausmacht, entweder als eine bloß poetische Ausschweifung, oder als eine Satyre auf die Verliebten anzusehen.

Lobgesang
auf die
Liebe.

Göttliche Liebe, dich will ich besingen, du Mutter der Welten,
Du Erfinderin unsers Glükes, Gespielin der Gottheit,
Die du in brünstigen Armen durch dich vereinigte Herzen,
Aehnliche zärtlichverbundene Seelen dem Ewigen darbringst;
Dich will ich singen, dich fühlet mein Herz, dich tönet die Harfe!
Du gebahrest diß lebende All, die Sammlung der Geister,
Die voll Triebe zur Wollust und Ruh, zum Urquell der Freuden,
Sich mit unersättlichen Herzen geniessend bestreben.
Muse! singe du mir von ihrem belebenden Anhauch,
Der die Zwietracht der Wesen in Ordnung und Freundschaft verkehrte,
Und mit harmonischer Schönheit die werdenden Welten bekränzte.
Sahest du nicht, wie aus ihrer Hand sich glänzende Sphären,
Schön wie die Morgenröthe, von ihren Aeonen begleitet,
Jugendlich schwungen, und rauchenden Erden ihr Leben zuströmten?
Sahest du nicht, wie aus bunten Gewölken mit neblichtem Schimmer
Hellgeschaffene Sonnen, dem Unding entringend, sich wälzten?
Damals glichen die himmlischen Auen den Frühlingsgefilden,

Die der cytherische West mit zeugendem Athem umlispelt;
Plözlich entspriessen den Keimen mit morgenröthlichem Glanze
Tausend Kinder des Zephyrs, und öffnen der kommenden Sonne
Lächelnd ihr sanft sich enthüllendes Haupt, und wehen den Lüften
Frische ätherische Wolken von ambrosialischem Duft zu:
Also brachen aus himmlischen Feldern und ihrem Chaos
Sich loswindende Sonnen hervor; aufblühend wie Rosen,
Lächelten sie dich, Schöpferin, an, dich göttliche Liebe,
Da sie, von dir behaucht, die benachbarten Freundinnen grüßten.
Damals war'st du noch nicht, o Titan, fern, war't ihr, ihr Jahre,
Der zukünftigen Erde mit ihren dunkeln Gespielen!
Lange unmeßbare Ströme von Zeiten verflossen, und Sonnen
Flohen erbleicht ins Unendliche hin, harmonische Sphären
Endigten ihr hellschallendes Lied, und sanken verstummend
In ihr Grab hin, eh euch das Schiksal Leben zuwinkte!
Also führet die Liebe, die Wesen vom Geiste gebildet,
In die Wirklichkeit ein, sie kamen in Schaaren und eilten,
Und verschönerten sich dem göttlichen Urbild entgegen.
Himmlische Geister! Bewohner der glänzenden Welten, o sagt mir,
Sagt mir, was fühltet ihr, da ihr zuerst Gott ähnlich empfandet,
Da sich die dunkle Natur vor euern Bliken enthüllte,
Da ihr mit einer Idee die Himmel durchschautet und masset,
Und aus allen ein göttliches Bild des Schöpfers euch stralte?
O! wie dehnte von wallender Wollust, nur Seraphim fühlbar,
Sich die erhabene Brust; wie drang sich die reine Begierde
Brünstig zur segnenden Gottheit, o! wie vergaß sie voll Innbrunst,

Voller gesättigten Jnbrunst, in ihrem Anblik die Welten.
Hier ist dein Thron, o Liebe! hier auf den Flügeln des Seraphs
Wohn'st du, in göttlichem Licht, das zu fernher nahenden Welten,
Hoch über wolkichten Sonnenplaneten, sich wellend verbreitet,
Und mit zärtlicher Wonne die würdigern Geister erfüllet.
Hier beherrschest du himmlische Seelen, sie lieben und fühlen
Jn der Freundinnen Glük ihr Glük, und theilen die Kräfte
Jhrer mächtigen Geister, und alle geniessen auch alles.
Was für Jdeen, für himmlische Bilder von Gott und der Tugend
Quillen aus euch, ihr olympischen Geister, Ausströmungen Gottes!
Wie die ewig sprudelnden Quellen des sphärischen Lichtes,
Welches den Thron den Engeln verhüllt, so brechen sie strömend
Aus ihren Brunnen hervor, und überfliessen ihr Ufer.
Zehnmal blikt ihr die Reihen der Welt durch, eh etwann ein Leibniz,
Jener erhabnen Sterblichen einer, mit einsamem Anblik
Eine aus ihren Wolken sich windende Wahrheit betrachtet.
Zehnmal so süß empfindt ihr den Ausbruch der Gegenliebe
Himmlischer Freude, ja zehnmal so süß als der Kuß meiner Doris,
Wenn sie unsterblichen ähnlich, mit schönen geselligen Lippen
Mir das heilige Siegel der ewigen Zärtlichkeit aufdrükt,
Und mein Herz, von hohen Empfindungen mächtig ergriffen,
Sich zu eng wird, und zittert vor Lust, und würdig't die Welt nicht
Seine ätherische Freude mit ihren Freuden zu trüben.
O wie selig sind sie, die Bürger der englischen Welten,
Die vom göttlichen Licht nur erhellt sind! Der Liebe geöffnet
Fühlen sie nur des Ewigen Anblik, und himmlischer Freude
Süsse Umarmungen. Hier ist dein Thron, holdselige Liebe,

Hier um die Sphäre der Gottheit, von der ein unendlicher Schimmer
Aus zehntausend ätherischen Farben harmonisch gewebet,
Und mit den Liedern der wirbelnden Kreise zusammen gestimmet,
Sich ins Unendliche geußt; dein lieblich lächelndes Glänzen:
Cyprischer Stern, das blaulichte Feuer der stillen Plejaden
Gleicht gegen ihrem Licht entfärbten Nebelgewölken.
Fern, unermeßlich fern unter dem Thron der Gottheit verbreitet,
Fließt ihr Lichtmeer in trübere Ströme, und stralt aus den Sonnen
Dunkeln Atlanten beseelende Wärm' und bildendes Licht zu.
Du, o Liebe, stralst mit. Auch hier, wo in schimmernder Dämm'rung
Sich die Erd' in Wolken umherwälzt, hier thauen die Lüfte
Deinen Segen, hier spriessen aus deinen heiltriefenden Spuren
Rosen und Lilien, vom Zephyr geliebt. Von duftenden Flügeln
Schüttelt er um die gewässerten Wiesen befruchtete Saamen,
Dich, o Frühling, zu schmüken, wenn du aus fliehenden Nebeln
Farbicht hervorblikst, und Wärm' und Glanz auf den Auen verbreitest.
Liebe, denn fühlt die Erde dich ganz, denn mischt sich der Westwind
Schimmernden Thaugewölken, und zeugt Hyacinthen und Veilchen,
Flattert stillrauschend im Thal, und flüstert in haarichten Büschen,
Küßt die Töchter der Floren. Izt lieben die zärtlichen Blumen,
Hauchen einander die Lieb' aus wollustdüftenden Lippen,
Schmachtend entgegen, und wenden ihr Haupt voll Inbrunst zur Sonne.

Sieh' dort wie sich im blühenden Thal das Bild meiner Doris
Die nectarische Ros' entfaltet; sie trinket den Morgen
Aus dem thauichten Purpurgewölk mit öffnenden Lippen.
Izt enthüllt sie sich schwellend, so wie der Busen der Unschuld
Jugendlich wallt; wenn sie dich, o Liebe, zum erstenmal fühlet.
Ein stark düftender lieblicher Athem voll kühlender Kräfte
Steigt aus ihrem Rubinenmund aus, und füllet den Luftkreis
Rings um her mit Balsamgerüchen! die Morgenwinde
Gaukeln um sie, ein scherzendes Heer von Eulchen und Käfern
Schwimmt von Entzükung berauscht in ihrem Wirbel und athmet.
Himmlische Blume! du Liebling der Liebe! du Erstling der Kinder,
Die sie gebahr, da ihr schaffender Hauch, der entstehenden Erde,
Die in chaotischen Fluthen noch floß, Licht, Wärme und Veste
Zublies, und dem troknenden Schlamm die Gestalten des Frühlings,
Der von den himmlischen Fluren nie weicht, nachahmend anbildte.
Damals gieng'st du zuerst, mit ihren ätherischen Fingern
Zärtlich gewebt, aus Heken hervor; mit himmlischen Lippen
Gab sie dir eine balsamische Seel, und mischte den Blättern,
Die sie verhüllen, die Farbe von ihren Wangen. So stiegst du
Sittsam aus Dornen hervor, ein Bild der göttlichen Tugend,
Die in Trübsal und Schmerzen den schönsten Schimmer verbreitet:
Liebe! du blühest in ihr, wie du auf zärtlichen Wangen
Göttlicher Schönen oft unbewußt blühst! dich fühlen die Pflanzen,
Wie die Bewohner der tönenden Luft und der silbernen Wellen.

Siehe wie unter Gesträuchen von Weiden und rankichtem
Laubwerk
Blaulicht und schimmernd der Bach mit schläfrigem Murmeln
dahin zieht.
Hüpfend vor Frühlingslust spielen, in Sonnenstralen vergüldet,
Schuppichte Fisch auf perlenden Flächen, und schnauben nur
Liebe.
Komm, o Muse, begleite mich hier in den dämmernden Lust-
wald,
Der mit laubichten Zweigen sich vor der Sonne verhüllet:
Hier wo sich uns in blumichter Fern' eine Reihe von Thälern
Schlängelnd eröfnet, wo silberne Bäch aus weidichten Ufern
Uns mit mattem Geräusch die einsame Ruhe zurieseln,
Nehm uns hauchender Klee in seine sanftschwellende Schooß ein
Hier soll unser empfindliches Herz dem Vergnügen sich öfnen,
Grenzenlos mag es in Auen der himmlischen Wollust verirren,
Und die Wonne der zärtlichsten Geister in Strömen auffassen.
Sieh', uns winkt die Natur, mit unaussprechlicher Anmuth
Haucht sie Zufriedenheit aus; sieh', wie der ruhige Himmel
Wolkenlos durch die geselligen Zweige der Linden herabsieht;
Alles ist Lust und sie winkt uns zu, doch, Sclavin des Kummers,
Traurige Seele, vergebens für dich! vergebens erheitert
Dir sich die frohe Natur, vergebens erwekst du dich selber
Zum Vergnügen, in welchem du schwimmst, und doch nichts
geniessest.
Sprich, zu grausame Liebe, sprich, warum klagen die Herzen,
Welche du sich zu lieben erschufst, in trauriger Ferne,
Ohne Hoffnung, als die womit sich das sehnende Herz täuscht.
Doris, ach Doris, du einziges Gut des glüklichen Herzens,
Das in dir jeden Wunsch der weisen Liebe gefunden,
Einzige Hoffnung der Seele, die sonst nichts würdigt zu hoffen,
Ach wo bist du, wo muß dich mein Geist, dir nacheilend, suchen?
Fern bist du von mir, und lässest den Freund in diesen Ge-
filden,

Wo ihm der Tag wie Dämmerung scheint, und der säuselnde Zephyr
Fürchterlich wie der Nordwind, wie eiserne Donner, einherstürmt.
Ach das lächelnde Tempe, die Myrtengebüsche von Paphos,
Selbst das horazische Tibur mit seinen Traubengebürgen
Ohne dich, wären mir öde; an deinem umschlingenden Arme
Wird mir die Wüste beblümt und ergözend, dann säuselt der Sturmwind,
Und die ganze Natur, die Luft, das blöde Gefilde,
Sieht dir, von deinen Bliken verschönert, mit Anmuth entgegen.
Aber izt hat der cytherische Frühling, der kommende Sommer,
Feld und Natur, die Quell entzükender Bilder der Dichter,
Keine Schönheit für mich; die lispelnden Aeste selbst scheinen
Um mich zu seufzen, und alles nimmt meines Herzens Gestalt an.
Oft wenn ein einsames Thal zu seinen Gründen mich anlokt,
Wo keine Seele mich hört, und nur das Klagen der Vögel,
Und das rauhtönende Murmeln des fallenden Baches mein Leid nährt,
Hört mich die Lieb' erseufzen: O du vollkommenste Freundinn!
Würdig von Engeln geliebter zu seyn als Sterbliche lieben,
Ach wo bist du? —— Wo seyd ihr, ihr Stunden, um die ich Aeonen
Voll von der Lust vergänglicher Welten mit Freuden dahingäb?
O kein Wort ist bedeutend genug für die zärtliche Freude,
Für die vollkommenste Lust der nichts mehr wünschenden Seele,
Die izt in dir beruhigt war, wenn dein himmlischer Anblik
Und dein unendlicher Werth und die Liebe mein ganzes Herz einnahm,
Ganz es geringern Begierden verschloß; nur dein zärtlicher Anblik
Und die Empfindungen meines Glükes, und dankende Seufzer,

Dir, o Schöpfer der Geister zu, dir, o göttliche Liebe,
Und das süsse Bewußtseyn, sie ewig ewig zu lieben,
Rührten allein mit seraphischer Lust die wallende Seele.
O wie stralt' in diesen Augen, in welchen der Himmel
Reizend spielte, dein zärtliches Herz, die schöne Empfindung
Deines in unsrer Freundschaft vollkommen befriedigten Herzens!
O! was fühlst du, o Seele, da diese entzükende Bilder
Nur mit matten erbleichenden Farben dem Geiste sich malen?
Ach sie selbst sind dahin, und lassen im klagenden Herzen
Einen traurigen Raum, leer an Vergnügen und Ruhe.
Göttliche Liebe! du weist es, die unsre harmonischen Seelen
Sich zu lieben, so zärtlich erschuf, und die himmlische Doris
Deinem zärtlichsten Engel und seiner Schönheit nachahmtest, (*)
Und an der Brust der Tugend, die edeln unendlichen Triebe
Zu vollkommner und geistiger Wonne dem Herzen einflößtest.
Sie zu lieben erschufst du auch mich, und gabest der Seele
Ueberschwengliche Zärtlichkeit ein, gleichschlagende Triebe.
Ein ätherischer Leib umfloß die werdenden Seelen
Fern noch von izigem Leib. In deinen Armen, o Liebe!
Brachtest du sie mir lächelnd entgegen, die göttliche Doris,
Blühend wie himmlische Auen, wie junge Seraphim zärtlich.
Liebe! du weist es, du sah'st es! was für Bewegungen faßten
Unsre harmonische ganz zur Liebe gebildete Herzen;
Da sie zuerst sich sah'n, und von gleicher Empfindung erhoben,
Mit umfassenden brünstigen Armen sich schwesterlich küßten,
Da sie auf sanft vereinigten Lippen zusammenflossen,

(*) —— —— so lovely fair
That vvhat seem'd fair in all the World seem'd novv
Mean, vr in her summ'd up, in her contain'd
And in her looks, vvhich from that time infus'd
Svveetness into my heart, unfelt before.
MILTON.

Und sich ewig der Tugend und dir, o Liebe, gelobten.
Liebe! so schuffest du uns, so bist du der Regungen Urquell,
Die mich beleben. O führe du mir ihr himmlisches Bildniß,
Ist es gleich wesenlos, zu, gieb nur die Schatten der Wonne,
Die mich einst strömend umfloß, und die Sorgen der Zukunft nicht fühlte.
Ja sie kömmt; die purpurnen Wolken des dämmernden Himmels
Oeffnen sich glänzend, sie kömmt, du, Tugend! stralest zur Seite
Deiner Nachahmerin; um sie lächeln die Charitinnen,
Uebertroffen von ihr! O Doris, göttliche Doris!
Seh' ich dich, oder täuscht mich der Wunsch des liebenden Herzens?
Ja ich seh' dich, diß ist die unaussprechliche Anmuth
Dieser sittsamen Augen, die wie der Abendstern funkeln.
Ja ich fühle mit deinen Bliken die zärtliche Liebe
Sanft in mein Herz sich ergiessen, es wallt von hohen Gedanken
Auf, von schönen Empfindungen wie von Wellen gedränget.
O! wie sinkt es entzükt zu deinen Füssen darnieder,
Und verliert sich mit süsser Ohnmacht in seinem Vergnügen.
Ja ich seh' die Klarheit des Himmels, o Doris, des Geistes
Ruhige Still, in deinem Gesicht mir Hoffnung zulächeln;
Neben dir steht sie, die Liebe, mit zärtlichen Myrthen bekränzet
Steht sie, und blikt uns mit Heiterkeit an, mit geistigen Banden
Knüpft sie uns unauflöslich zusammen, wir lieben uns ewig,
Ewig, und wenn auch die Zeit, ein trauriger Ausfluß des Todes,
Ohne dich, und das verborgne Schiksal auf Erden uns trennte,
Dennoch sollen die Herzen, unfähig sich nimmer zu lieben,
Zärtlicher im verfolgenden Unglük, verbundner im Scheiden,
Ewig sich lieben, und ihrer Umarmung in glänzenden Welten
Und der unsterblichen Freundschaft von hinnen entgegen fliehen.

Ach, daß dich Menschen so wenig empfinden, du Wonne der
Geister,
Nahrung der edeln Gottähnlichen Herzen, vollkommene Liebe!
Unempfindlich zur süssen Wollust, die Engel entzüket,
Ungereizt von dem himmlischen Reiz der göttlichen Tugend,
Die in einer zärtlichen Brust sich jugendlich abbildt,
Unbekannt mit der zufriedenen Freud umarmender Seelen,
Die von Hoffnungen ihres zukünftigen Glükes erhoben
Ihrer unsterblichen Lieb' und Gott sich entgegen freuet;
Fühllos zu dieser Himmelslust, lokt sie ein flüchtiger Schimmer,
Wesenlos, mit betrüglichem Schein zu ewigen Uebeln.
Siehe! da schlummern sie in den Armen der thierischen
Wollust,
Sterblichen gleich, von Hoffnungen leer, und nennen diß
Liebe;
So entweihen sie deinen Namen, Nachahmerinn Gottes!
Ach! die flüchtige Wonne, die mit abglänzender Schönheit
Aus dem Meer der Vollkommenheit sich zu Geschöpfen um-
hergießt,
Die in entfernter Tiefe ein enges Gestade umgränzet,
Sättiget nicht die ewige Brust, sie soll sie nur loken,
Aus dem Urquell vollkommne ursprüngliche Wollust zu
schöpfen.
Laß den unbeständigen Stoff in wandelnde Formen
Fliessen, zum Vieh fließ er in trüben Strömen herunter,
Die Begierden entzündend, unfruchtbar an geistiger Wollust;
Dich erwarten unsterbliche Güter; o kenne dein Glüke,
Und umarm' eine bessere Lust, genieß' sie und liebe.
Denn wird mit zärtlichen Armen die himmlische Tugend dich
fassen,
Und durch dornichte Pfade, die sich entwaffnen und blühen,
Bessern Welten zutragen, und paradiesischen Fluren.
Irrdische niederziehende Lüste, Begierden nach Reichthum
Und cytherischer Wollust, der Ohnmacht des seufzenden Geistes,

Werden dich flieh'n. Das himmlische Herz sieht glänzendern Zeiten
Froh entgegen, und pflanzt für die Ewigkeit; seine Kräfte
Wirken der Welt, von niedriger Absicht geläutert, und strömen
Fernen zukünft'gen Jahrhunderten zu, der Menschheit geheiligt.
So bist du mächtig in grossen Seelen, preiswürdige Liebe,
Ursprung der ruhigen Wonne, die, unempfindbar dem Pöbel,
Wenigen Edeln, den Engeln der Erd, aus nectarischem Quell fleußt.
Und womit das Bewußtseyn uns füllt, uns ähnliche Wesen,
Edelgebildete Herzen durch Wohlthun glüklich zu machen,
Wenn sie mit dankenden Lippen für uns dem Ewigen zufleh'n,
Und uns von Fern' aufsteigende Wünsch entgegen hauchen.
Siehe den Menschenfreund, wie sein Leben ein Opfer der Welt ist;
Wie er die sterblichen Güter der Erd, im Brauch nur geewigt,
Unter die Menschheit vertheilt; ihn wird die Folgezeit segnen,
Wenn die verlaßnen Waysen, die er im Rachen des Todes
Wimmern fand, und erbarmend herauszog, und Tugend und Großmuth
In sie pflanzte, mit männlicher Klugheit das Vaterland schüzen,
Und die Früchte beglükender Weisheit in Völker vertheilen;
Wenn seine Asche sich längst mit fruchtbarer Erde vermischt hat,
Und der himmlische Geist in ätherischen Gegenden wallet,
Selig, in Paradiesen, die du, o Liebe, beseelest,
Wird sein unsterblicher Ruhm vor erkenntlichen Enkeln noch schweben,
Und von Geschlecht zu Geschlecht, begleitet von Lobliedern, wandeln
Selig seyst du, Nachahmer der Gottheit, den sterblichen Liedern
Irrdischer Dichter zu groß, dich preisen seraphische Harfen.
Unter dir wälzt sich tief der gekrönte Pöbel im Staube,
Mit dem Erob'rer, der Legionen zum würgen izt misset.

Wie ist die Zahl der Edeln so klein, die, unempfindlich
Gegen den blendenden Schimmer der Weltbezwinger, zu edel
Aus dem blutigen Schlachtfeld entsproßne Lorbern zu tragen,
Viel zu groß mit verwahrtem Gold die Augen zu weiden,
Dir, o Liebe, nachahmen, und Güter und selige Ruhe,
Froh die Welt zu beglüken, auf tausend Geschlechter verbreiten.
Eil, o Liebe, die Geister, dich zu empfinden gebildet,
Zu dir zu sammeln, und jen' entfernte lichtlose Sphären,
Welche dein Strom nur mit matten verirrenden Stralen erreichet,
Zu dir in deinen unendlichen Kreis zum Lieben zu rufen;
Dann wirst du herrschen, dann werden sie lieben den Urquell der Liebe,
Dich, Vollkommner, und die, in denen du, Schöpfer, dein Bild liebst,
Werden sie lieben, und sich in Seligkeiten verliehren.

* * *

Quanto il mondo ha di vago è di gentile
Opra è d'Amore; amante è il Cielo, amante
La Terra, amante il mare.

* * *

Erzählungen.

Der Tugend Nam' erlischt, und ist zum Mährchen worden;
Man zählt die Sittenlehr' in Arthurs Ritterorden,
Und lacht, wenn noch ein Buch von Leuten Nachricht giebt,
Die etwas sich versagt, und ausser sich geliebt.

von Haller.

Vorbericht.

Diese Erzählungen sind von einer andern Art, als die berühmten Contes des la Fontaine oder die Schäfererzählungen unsers Rost, welcher jenen sowol in der naiven Anmuth, als in der Schlüpfrigkeit erreicht, wo nicht übertroffen hat. Zu diesen gegenwärtigen Erzählungen waren dem Dichter keine andern Muster bekannt als diejenigen, welche Thomson in seine Jahrszeiten eingerükt hat.

Sie wurden nebst dem Frühling im Mayen des Jahrs 1752. aufgesezt. Das Alter, worinn der Verfasser damals war, ist eigentlich dasjenige, worinn empfindliche Seelen von den reizenden Schwärmereyen am stärksten hingerissen werden, welche den Gefühllosen so unverständlich, und den Weltleuten so albern vorkommen; worinn die ganze Natur uns mit zärtlichen Sympathien erfüllt, und eine Liebe, wie diejenige, die Petrarch für seine Laura fühlte, die ganze Schöpfung in unsern Augen verschönert, und allem was um uns ist, ihren Geist und ihre Wonne mitzutheilen scheint. Der Platonismus, der in diesen Stüken herrschet,

ist demnach so wenig als derjenige, der in den Liedern des erwähnten Florentinischen Dichters glühet, die Frucht einer studierten Nachahmung, sondern die natürliche Wirkung derjenigen Stimmung, worinn sich der Verfasser damals befand.

Rousseau bemerkt an einem Ort der neuen Heloise, daß die Werke des Platons (worunter jedoch vorzüglich nur der Phädrus, das Gastmahl, und einige andre Stüke von gleicher Art zu verstehen sind) welche kaltsinnigen Leuten so unverständlich und ausschweiffend vorkommen, von Liebhabern hingegen, und überhaupt von dem ganzen enthusiastischen Schwarm derer, die eines hohen Grades der Begeisterung fähig sind, mit einer Art von Entzükung gelesen, gefühlt und verstanden werden. Die Auflösung dieses Problems, welche zu verschiedenen nicht gleichgültigen Untersuchungen Anlas geben würde, ist vielleicht nicht unwürdig, uns bey einer andern Gelegenheit zu beschäftigen.

Diejenigen, die eine Ninon Lenclos der Johanna Gray, die Courtisane de Smyrne der Clementina von Porretta, oder die Bachantinnen des la Fage den Madonne des Guido vorziehen, sagen damit nichts anders, als daß jene für ihrem Geschmak reizender und angemessener sind als diese, und dieses ist ihnen allerdings erlaubt. Sie haben sogar recht, wenn sie versichern, daß solche Geschöpfe einer bezauberten Einbildungskraft, wie

zum Ex. die meisten Personen in diesen Erzählungen sind, den Begriffen und dem Geschmak nicht nur des grossen Hauffens, sondern selbst der feinern Art von Weltleuten gar nicht gemäß sind. Aber darinn haben sie vermuthlich unrecht, wenn sie behaupten, daß es zu dergleichen Gemählden keine Originale in der Natur gebe; oder wenn sie diese Schwärmerey, deren oben gedacht worden, und die Empfindungsart, die Bilder, die Entzükungen, die eine Frucht derselben sind, für lächerlich, oder so schlechterdings für das Werk einer affectierten Sonderlichkeit ausgeben. Sie sollten begreiffen können, daß es wirklich Leute haben kan, die, vermöge ihrer individual-Beschaffenheit, von gewissen Gegenständen anders gerührt werden als sie; und daß diejenigen, die von ihnen Schwärmer genennt werden, wenigstens eben so natürlich und aufrichtig zu Werke gehen, wenn sie platonisiren, als die Chaulieus, die Pirons und die Bernis, wenn sie epicurisiren. Kurz, sie sollten bedenken, daß die Art wie man empfindet, nicht vom Willen abhängt; und daß derjenige, der von dem Bilde der Tugend entzükt wird, so wenig dafür kan, als ein andrer, der von einer schönen Circassierin auf gut türkisch bezaubert wird; oder ein dritter, der in ungleichen Zeiten beyderley Arten von Entzükung erfährt.

Vermuthlich werden strenge Sittenlehrer in dieser Erklärung allzuviel Blödigkeit und Nachgeben

ahnden. Es ist hier der Ort nicht, meine Apologie deßwegen zu machen; mich dünkt aber, man habe in den Zeiten, worinn wir leben, schon vieles gewonnen, wenn man für dasjenige, was man ehemals Tugend nannte, nur Toleranz erhalten kan.

O ihr Moralisten und Sittenrichter! wenn wird euch endlich die Erfahrung lehren, daß ihr durch alle eure Verweise, Bescheltungen und Zuchtruthen die Welt nicht verbessern werdet? Schildert die Tugend mit der Begeisterung, die ihr Anschauen erwekt; redet von ihr mit der Wahrheit, mit der Lebhaftigkeit, die das Kennzeichen eines gerührten Herzens ist; übet das aus, was ihr so schön zu sagen wißt, und beweiset an euch selbst, daß der tugendhafteste Mensch der glüklichste ist: So habt ihr gethan, was Confucius und Sokrates thaten, und mehr soll niemand von euch fodern.

Zusaz

bey dieser neuen Ausgabe.

Von den folgenden Erzählungen, deren grössester Fehler vielleicht der Mangel des Reims ist, sind schon vor mehr als zehn Jahren, zwoo oder drey von Herrn Huber ins Französische übersezt, und in der Folge in unterschiedliche Sammlungen eingerükt worden.

Ganz neuerlich ist der lezten die Ehre wiederfahren, von einem liebenswürdigen französischen Dichter, dem Mr. Dorat, nicht in Verse übersezt, (denn die Verschiedenheit des Genie beyder Sprachen wird dieses niemals zulassen) sondern, wie der Titel seines reizenden Gedichtes schon ankündiget, nachgeahmt zu werden. Die Wahrheit ist, daß er sich dieses Süjet durch die Ausführung ganz eigen gemacht hat. Es ist bloß die Höflichkeit nnd Bescheidenheit des Hrn. Dorat, wenn er im Vorbericht von seiner Imitation originale (wie sie im Journal Encyclopédique Tom. II. Part. I. p. 97. genennt wird) zu sagen beliebt: qu'on ne doit point s'attendre, à trouver dans son essai la fraicheur, les graces, surtout cette couleur tendre & animée, qui caracterisent l'original — und der angezogene Recensent hat vollkommen recht, wenn er die An-

merkung hierüber macht: Daß man einem Autor nicht allezeit auf sein Wort glauben dürfe. Ich habe zwar das Gedicht des Herrn Dorat selbst noch nicht zu sehen bekommen; aber nach den Auszügen verschiedner französischer Journalisten davon zu urtheilen, rechtfertigt es das günstige Vorurtheil vollkommen, welches der bloße Name eines Dichters erweken muß, der sich in mehrern kleinen Werken von ähnlicher Art, als einen Liebling der Grazien gezeigt hat; der dazu gemacht ist, seine Nation zu dem Geschmak der schönen Natur zurükzuführen, von dem sie (wie er selbst sehr richtig bemerkt) wenigstens in der Hauptstadt, und allenthalben, wo man den Ton und die Sitten derselben zum Muster nimmt, durch alles, was man sieht und hört, und thut, immer weiter entfernt werden muß.

Einleitung.

Die Muse, die in dichterischen Träumen
Mich oft zurük in jene Zeiten führt,
Da die Natur auf Hügeln und in Thälern
Noch ungestört in schöner Einfalt würkte;
Zeigt mir die Glüklichen in ihrer Unschuld,
Von Kunst noch unverfälscht, frey von den Trieben
Und Vorurtheilen, die den spätern Menschen
Die Menschlichkeit mit ihren Freuden raubten.
Da spielen in der anmuthsvollen Wildniß
Die jungen Rehe mit der Brut des Pardels;
Die Vögel, die noch nicht des Voglers List
Noch Schling' und Stange scheuen, singen frölich
Einander zu, und hüpfen durch die Zweige
Die sich, indem sie singen, mehr belauben.
Da hör' ich durch die Wipfel junger Palmen
Den frühen Waldgesang des Hirten schallen.
Er singt des Mädchens Reiz, das ihn gefangen,
Ihr braunes Aug, ihr süßentzükend Lächeln;
Sie aber irrt, befriedigt vom Gedanken
Geliebt zu seyn, am Fuß des grünen Hügels,
Und windt aus thauerfüllten Morgenrosen
Ihm einen Kranz um seine schwarzen Loken.
Bald hör' ich unter kühlen Sommer-Grotten
Ein dichterisches Paar, wie Lang und Pyra,
Begeistrungsvoll das Lob der Gottheit singen;
Sie hört von ihrer stolzen Höh' die Ceder,
Und rauscht den frohen Beyfall oft herunter;
Auch hört euch oft, wenn ihr begeistert spielt,

Des Himmels Jugend, still hernieder-segnend,
Aus rosenfarben Abendwolken zu.
O güldne Zeit! dich hat die Liebe selbst
Aus ihrer Welt herabgesandt, dich haben
Die Stunden und die Zephyr-gleichen Freuden,
Die mit durchschlungnem Arm wie Grazien
Sich nie verlassen, jauchzend hergeführt.
Natur, Natur, du und dein Kind, die Unschuld,
Ihr athmetet in jeder freyen Brust!
Ach kehrt zurük, entfloh'ne güldne Tage,
Und bringt mit euch, sie deren Namen kaum
Ein ausgeartet Alter kennt, die Freyheit,
Die fromme Tugend und die süsse Ruh
Der Seelen, die mit ihrem Glük zu frieden,
Kein Gram, kein Wunsch, und keine Sorge nagt.

Balsora. (*)

In jener Zeit, da sich die Morgenländer
Noch vor dem Thron der Abbaßiden bükten,
Herrscht' ein Caliph in Bagdads stolzen Mauren
Der die Sicilischen Tyrannen selbst
An Grausamkeit zu übertreffen strebte.
Vor seinem Wink erbebten hundert Völker,
Sein liebster Ruhm war fürchterlich zu seyn,
Sein Leben ein beständ'ger Todes-Schauer,
Den Furcht und schwarzer Argwohn unterhielten.
Auf wen sein Auge fiel, in dessen Antliz
Entdekt er gleich die Minen des Verbrechens.
Schon bebte sein Gewissen, wenn zween Freunde
Vertraulich sprachen; jedes schwache Lispeln,
Jedweder Laut von nächtlichen Gesprächen
Schien wider ihn sich heimlich zu verschwören,
Und den Verdacht versöhnte nichts als Blut.
So hatt' er oft vom unbesorgten Lager
Den Ehmann, der, kein nahes Uebel träumend,
An seiner Gattin Brust der Ruhe pflegte,
Zum Richtplaz hingeschleppt; so tödtete
Sein Schwerdt zween Freunde, die sich zärtlich liebten,
Und trennte sie, sie desto mehr zu quälen,
Im Tode noch, den sie umarmt verlachten.
Doch niemand traf sein Argwohn und die Rache

(*) Daß der ganze Stoff dieser Erzählung aus dem Englischen Zuschauer genommen sey, braucht, da derselbe in jedermanns Händen ist, kaum erinnert zu werden.

Mit größrer Wuth, als seine Günstlinge;
Er sah' das Blut von dreyßig Königinnen
Sein Mordschwerdt färben; eben so viel Söhne
Entriß sein Grimm, noch in der ersten Blühte
Den schönen Hoffnungen der spätern Jahre.
Ein junges kaum der Brust entwöhntes Paar,
War noch allein von dieser Anzahl übrig,
Als er, den Stamm der herrschenden Caliphen
Dem Throne zu erhalten, fest beschloß,
Diß Paar, des Hauses Rest, vom Hof entfernt,
Und sicher vom Verdacht, erzieh'n zu lassen.
Er ruft dem Elim. Dieser war sein Leibarzt,
Der weiseste, den damals Persis nährte;
Noch glänzt sein Nam' aus seiner Ewigkeit
Die Enkel an, die seinen Fußtritt lesen.
Aus langer tieferforschender Erfahrung
War ihm der Sterne Lauf, der Kräuter Tugend,
Des Leibes Wunderbau, der ganze Reichthum
Der würksamen Natur in Luft und Wasser,
In Wald und Thal bekannt; sie hatte nichts
Das seinem tiefen Blik verborgen blieb.
Groß war sein Geist, doch grösser noch sein Herz.
Dem König selbst, dem niemand redlich war,
War seine Tugend wolgeprüft und heilig;
Dem trug er auf, die Söhne zu erzieh'n,
Damit sie fern vom höfischen Gepränge,
Der Klippe, wo so oft die Unschuld scheitert,
Mit Wissenschaft und Arbeit sich bemühten,
Und, ohne sie dem Vater abzudringen,
Von Herrschsucht frey, der Krone würdig würden.

Der Weise führt die königliche Söhne
In seine Wohnung, wo er sie, geschieden
Von Hof und Welt, in einen stillen Hayn
Zur Einsamkeit verschloß. Hier zieht er beyde

Im Schooß der Weisheit und der Tugend auf.
Voll Unschuld und an sanften Freuden fruchtbar
Fließt ihre Jugendzeit unmerklich hin.
Sie liebten Elim, wie man Väter liebet,
Und sich so zärtlich, daß auf diesen Tag
Von mehr als brüderlich vertrauten Seelen
Der Perser spricht: sie lieben sich,
Wie sich Ibrahim und Abdallah liebten.

Der weise Elim hatt' ein einzig Kind,
Ein reizend Mädchen, wie die Liebe zärtlich,
Schön wie der May, gefällig wie die Unschuld;
Das beste Herz schlug in der schönsten Brust,
Der schönste Geist sprach aus den sanften Augen,
Von ihrem Munde floß, wie Frühlingsthau
Aus jungen Rosen trieft, die süsse Rede.
Gleich alt als wie die Prinzen blüht Balsora
Mit ihnen auf. Sie liebten beyde sie
Wie ihre Schwester. Doch Abdallah fühlte
Noch etwas mehr; ihn nahm ihr stiller Reiz,
Ihr Herz nach seinem Herzen ausgebildet,
Ihr ganzes Thun, der Klang von ihrer Stimme,
Ihr Blik, ihr Gang, mehr als den Bruder ein.
Sie fühlten beyd', im Lieben unerfahren,
Doch für einander von der Lieb' erschaffen,
Mehr, als Geschwister, wenn sie sich umarmten.
Für sie nur übte sich sein Mund in Liedern
Die ihren Namen durch die Cedern tönten;
Für ihn brach sie in ihrer frohen Unschuld
Am Rosenbach neuaufgeblühte Blumen.
Oft ruhten sie in zärtlicher Umarmung,
Wie in der güldnen Zeit der jungen Welt
Die Unschuld am geliebten Herzen ruhte;
Oft sah die Liebenden in Myrtenlauben
Der Mond sich küssen und ihr Schiksal segnen.

Wie glüklich waren Sie, von keiner Ahndung
Des Unglüks, das ob ihrem Haupte schwebte,
Gestört in ihrem süssen Traum von Wonne!
Balsorens Schönheit, floh sie gleich den Ruhm,
War viel zu groß, um unbekannt zu bleiben;
Ihr Ruf drang auf den Flügeln des Gerüchtes
Durchs ganze Land bis zu des Fürsten Ohren.
Sogleich erwacht in ihm das alte Feuer.
(Er war zu wenig Mensch zur sanften Liebe)
Er fliegt, von ungestümer Neugier glühend,
Sie selbst in ihrer Einsamkeit zu sehen.
Der Vorwand seine Kinder zu besuchen,
Dekt seinen Zwek. Er sah' die Schöne heimlich,
Und kam, entbrannt von ihrem Reiz, zurüke.
Man holt den Elim plözlich ins Serail,
Ihm schwahnt sein Unglük; zitternd höret er
Gebükt, im Staube, zu des Thrones Füssen
Des Sultans Wort: Dein langgeprüfter Eifer
Für meinen Dienst, verdiente längst Belohnung.
Empfang' auf einmal mehr als sich dein Stolz
Im kühnsten Flug zu hoffen je vermaß,
Von Stund an, Elim, theile deine Tochter
Den heil'gen Thron des Mahomed mit mir.
Bestürzt hört Elim diese Donner-Worte;
Er kennt Balsorens Herz, doch muß er schweigen.
Ihr Schiksal ängstigt ihn, kaum hält sein Muth,
Der nie gewankt, die väterlichen Thränen
Zurük im Auge. Doch ihm lispelt schnell
Der Geist, der ihn beseelt, die Worte zu:
Fern sey von dir, o Herr, mit meinem Blute
Den Götterstamm des Abbas zu entweihen!
Er sprichts umsonst. Nichts hemmt des Sultans Willen,
Die Fieberglut, die aus Balsorens Augen
Sein Herz erhizt, gährt schon in allen Adern,

Und glüht in jedem Blik. So glüht ein Löwe
Vor heisser Brunst, es lechzt der dürre Schlund,
Die Flammen schiessen funkelnd aus den Augen,
Die Mähne strozet, und mit Wuth im Blik
Sucht er lautbrüllend die erhizte Löwin.
Balsora muß sogleich vor ihm erscheinen.
Der Vater selbst soll ihr das Todesurtheil,
Des Fürsten Vorsaz, vor dem Thron entdeken.
Sie kömmt. Man führt sie vor. Ihr matter Blik,
Verräth die Sorgen der beklemmten Brust.
Izt zittert Furcht auf ihren bleichen Wangen,
Izt färbet sie die jugendliche Schaam.
Der Fürst sieht sie erstaunt; so göttlichschön
Sind, wie ihm dünkt, des Paradieses Nymphen,
Die der Prophet den Gläubigen verspricht.
Doch kaum vernahm die unglüksel'ge Schöne
Das zugedachte Glük, so sank sie hin,
Erbleichten gleich, zu des Tyrannen Füssen;
Der Vater weint und spricht des Fürsten Grimm,
Der aus den Augen droht, mit Fleh'n zufrieden:
Die Ehre, die mein Mund ihr kund gemacht,
Ist viel zu blendend und zu unvermuthet;
Ihr Herz ist noch zu schwach sein Glük zu tragen.
Doch willt du mir zween Tage nur erlauben,
So will ich sie nach deinem Willen bilden,
Und würdiger in deine Arme liefern.
Der Fürst gesteht es zu. Man trägt Balsoren
In ihres Vaters Haus. Nach langer Mühe
Schleicht wieder sich das fast erlosch'ne Leben
Durch die entnervten welken Glieder hin.
Sie fühlt sich wieder selbst; doch, sie von neuem,
Nur langsamer, zu töden, wacht zugleich
Die Kenntniß ihres Unglüks auf mit ihr.
Wie? ruft sie aus, und ringt die zarten Hände,

Du, der du mich, den ich so zärtlich liebe,
Dir soll die Hoffnung deiner stillen Seufzer,
Der Lohn der reinen Treu entrissen werden?
Ich, die ich dein zu seyn mein einzig Glük,
Mein Leben nannt', ich, deiner Seelen Helfte,
Soll, dir geraubt, in fremden Armen leben?
Nein! nein! eh soll diß Auge, das nur dich
Zu sehen liebt, der Tod auf ewig schliessen!
So klagt sie jammernd, bis die matten Glieder
Ein tobend Fieber tödtlich niederlegt.
Es wird bekannt; man klagt sie überall;
Selbst der Tyrann erzittert vor der Nachricht.
Indessen schärft Gefahr und Angst des Alten
Erfindsamkeit, und sicher seiner Kunst
Spricht er zufriednen Muth der Tochter ein;
Indem ein Trank, ein Wunder seiner Kunst,
Des Fiebers Wuth und die Gefahr des Todes
In einen Schlaf, der auf gewisse Zeit
Vom Tod ihr nur die Mine giebt, verwandelt.

Drauf eilt er voll verstelltem Schmerz, mit Asche
Das Haupt bestreut, und mit zerrißnen Kleidern,
Balsorens Tod dem König anzuzeigen.
Der Fürst, der menschlich nie gefühlt, vernahm
Mehr zürnend als gerührt die Trauerpost.
Drauf sagt er: Weil in allen meinen Reichen
Schon ruchtbar ward, wozu ich sie bestimmte,
Soll man der Braut die gleiche Ehr' erzeigen,
Die der Gemahlin wiederfahren wäre.
Ihr Leichnam werd' ins schwarze Haus gebracht!
Diß schwarze Haus war seit uralten Zeiten,
Ein königlicher Dom von schwarzem Marmor
Gebaut mit grauenvoller Pracht. Hieher
Trägt man gleich nach dem Tode die Caliphen,
Und was zum königlichen Haus gehöret,

Um Mitternacht, mit stillem Trauer-Pompe.
Denn werden sie vom ersten Arzt gesalbt,
Und auf Porphyr in ihren Reyhn gelegt.
Der Tod und ew'ge Nacht herrscht in den Wänden
Der einsamen erhabenen Gewölbe.
Doch zittert um die glänzendschwarzen Pfeiler
Der blaulichtweisse Schein von tausend Lampen.
Kein Sterblicher, selbst der Caliphe nicht,
Darf dieses Tempels heil'ge Nacht besuchen,
Dem ersten Arzt allein bleibt dieses Recht.
Stets schüzten hundert wolbewehrte Mohren
Der hundert schwarzen Flügelthüren Eingang.
Hieher ward Elims Tochter auch gebracht.
Doch wie, fragt man, was wurde denn Abdallah?
Wußt er sein Unglük, der Geliebten Tod?
Er war entfernt, als sie der Fürst berief.
Doch hört er kaum des Vaters Schluß, so eilt er
Vom Schmerz beflügelt, nach der Hauptstadt hin.
Die erste Zeitung ist Balsorens Tod,
Er hört sie selbst aus Elims Mund. Der Arme!
Wie tödtend war sein Schmerz? Wie unbeschreiblich!
Kein Schrekbild, wär's auch von der Schwermuth selbst
In einer bangen Mitternacht geträumet,
Drükt seinen Jammer aus. Sein fühlend Herz
Erliegt darunter, droht vor Angst zu brechen.
Doch Elim, den des Ausgangs Hoffnung sichert,
Giebt ihm den Trank, durch den Balsorens Fieber
In heilsamlangen Schlummer sich verlohr;
Nur sagt er ihm von seiner Würkung nichts.
Man glaubt Abdallah todt. Das ganze Reich
Weint die verschwundne Hoffnung seines Glükes;
Den König selbst rührt der zweyfache Schlag,
Der Bruder klagt den treusten Freund untröstbar,
Die Burg erschallt von jammerndem Geheule,

Und der entschlafne Leib wird stillbeweint
Um Mitternacht ins schwarze Haus getragen.
Izt kömmt die Zeit, da sich des Schlaftrunks Kraft
Verliehrt. Balsora wacht zuerst und staunt,
(War ihr die List des Vaters gleich bekannt,)
Da sie in diesen furchtbaren Gewölben
Sich einsam fand. Drauf hebt sie sich und sieht
Mit zitternder Entzükung ihren Freund
In sanftem Schlaf an ihrer Seite liegen.
Halbzaghaft küsset sie den blassen Mund,
Und hofft ihn bald frischaufgeblüht zu küssen.
Sie legt sich sanftumarmend zu ihm nieder,
Bis er erwacht — Izt pocht an ihrer Brust
Sein Herz, sein Mund bebt unter ihren Küssen,
Und wird erwärmt, sie zittert freudigschauernd
Von ihm zurük, und lehnt in kleiner Ferne,
Sein erstes Staunen heimlich anzuseh'n,
Sich an die Seiten eines Pfeilers an.
Wie wird mir, ruft Abdallah, halb erwachend,
Mit schwachem Laut, vor dem er selbst erschrikt;
Empfind ich denn? wo bin ich? welcher Tempel?
Welch stiller Glanz? — Wie? seh' ich, oder trügt
Ein süsser Traum mein ängstlich liebend Herz?
Seh' ich nicht hier Balsora mir zur Seiten?
Ja, ja, sie ists, die Göttliche, sie ists!
So glänzt ihr zärtlich Aug! ja, ich bin selig!
Diß sind des Paradieses stille Grotten,
Diß ist der Schatten des geliebten Mädchens —
So sagt er ganz entzükt mit stammelnden
Und von Empfindung unterbrochnen Worten.
Nun kan Balsora sich nicht länger halten,
Sie eilt, vor süssen Freuden zärtlich weinend,
Mit offnem Arm in seine offnen Arme.
O Lust, so unbeschreiblich als der Schmerz,

Mit dem sie dich, du Himmelslust, erkauften?
Mit welchen Wallungen des treuen Herzens
Sank er an ihren Mund, sank sie
In sanfter Ohnmacht hin an seine Brust!
Euch himmlische, euch namenlose Freuden,
Fühlt nur die Unschuld, wenn sie zärtlich liebt,
Euch singt kein Mund, auch der nicht, dessen Herz
Euch selbst in vollem Ueberschwang empfunden.
Balsora sagt ihm izt, sobald die Freude
Ihn hören läßt, wie sie hieher gekommen,
Des Königs Vorsaz, den verstellten Tod,
Und die Erfindungen des treuen Vaters.
Indeß vergaß diß Paar, noch von der Wollust
Des Wiederseh'ns entzükt, selbst den Gedanken,
Wie sie aus diesem öden Todestempel
Sich retteten. Des Todes Grauen selbst
Hatt' in Balsorens Armen für Abdallah
Was festlichers als helle Paradiese,
Und mischte Schauer in Entzükungen.

Doch der Erhalter ihrer Liebe sorgt
Für dieses auch, und sinnet Mittel aus,
Sie unentdekt durch die verwachten Thore
Heraus zu führen; und ihm glükt der Anschlag,
Dem die Gelegenheit die Arme bot.
Der Vollmond naht' herbey. Nun gieng im Volke,
Seit grauer Zeit die allgemeine Sage,
Daß, die der Tod vom Fürstenhause raubt,
Am nächsten Vollenmond um Mitternacht,
In glänzender unsterblicher Gestalt,
Aus einer von den Pforten gegen Morgen
Hervorgeh'n, und zum Paradiese wallen.
Man nannte drum die Pforte insgemein
Das Thor zum Paradies. Und diese Sage
Half unserm Paar aus dem verhaßten Kerker.

Der Weise, dessen steter Aus- und Eingang
Ins schwarze Haus ganz unverdächtig war;
Weil er die Leichen balsamieren sollte,
Sorgt vor dem Tag, auf den der Vollmond folgte,
Für alles, was sie zur Verkleidung brauchten.
Ein langes Kleid von glänzendweissem Sindon
Legt er um ihren Leib, darüber wallt
Von himmelblauer persian'scher Seide
Ein niederfliessendes Gewand, die Schleppe
Aus einem Silberstük kriecht auf dem Boden
Hellschimmernd nach. Ein Myrtenkranz durchschlingt
Abdallens Haar, und um Balsorens Stirne
Blüh'n lieblichdüftend stolze volle Rosen.
Ihr fliegendes Gewand haucht Spezereyen
Und Indische Gerüche von sich aus,
Und balsamt weit und breit die Gegend ein.

Izt kömmt die frohe Nacht. Es eilt erseufzt
Der Mond, der gern der Liebe Weg beleuchtet,
In vollem Glanz herauf; der weise Vater
Eröffnet still das Thor zum Paradiese.
Sie geh'n heraus. Ihr festliches Gewand,
Vom Mond beglänzt, stralt seinen stolzen Schimmer
Weit von sich aus, ambrosische Gerüche
Verrathen gleich die himmlische Erscheinung
Den Wächtern, die, vor ihrem Glanz erstarrend,
Sie für die Geister der Verstorbnen halten.
Sie fallen zitternd auf ihr Antliz hin,
Bis die Unsterblichen, durch sie hinwandelnd,
Dem langsamkühnen Blik entgangen sind.
Nunmehr kömmt Elim von der andern Seite,
Und führet sie, umschattet von der Nacht,
In ein verlaßnes Thal des Berges Khakan,
Wo die Gesundheit in den reinern Lüften,
Und auf den kräuterreichen Hügeln wohnte.

Der Fürst, den er auf diesem Berg einst heilte,
Gab ihm die ganze Flur zum Eigenthum.
Kaum tritt der Tag aus seinen güldnen Pforten,
So eilen schon die Wächter, die Erscheinung
Dem Hofe kund zu thun, doch niemand war,
Der dem Berichte glaubt; ihn hielt ein jeder
Für ein Gedicht, womit gemeiniglich,
Belohnt zu seyn, dem Hof geschmeichelt wurde.
Indeß gelangt mit den geliebten Kindern
Der Weise glüklich in die Gegend Khakans.
Hier schloß die Einsamkeit sie von der Welt
In selige vergnügte Thäler ein.
Hier, Liebe, schenktest du dem besten Paar
In stiller Ruh, die Fülle deiner Wonne.
Abdallah, welch ein göttlich Glük war deines!
Die Weisheit, die einfältige Natur,
Ihr ganzer Schaz von Freuden gab sich dir!
Dir blüht Balsora, dir entwikelt sich
Ihr schöner Geist; ihr unbeflektes Herz,
Mit allem Reiz der anmuthsvollen Unschuld,
Mit aller Pracht der jugendlichen Schönheit,
Mit allen Himmeln voller Lust, ist dein.
So wie ihr euer heitres Leben lebtet,
So lebten in der Zeit der ersten Lenze,
Die Hirten, die auf Theokritens Flöte
Den Gratien, den aufmerksamen Nymphen
Mein Geßner singt. Ihr war't, was nicht zu seyn
Auf ihrem Thron die Könige beseufzen,
Was alle wünschen, wenige nur kennen,
Und der nur fähig ist, den die Natur
Sanft und gefühlvoll schuff, ihr waret glüklich
Und euers Glükes werth! —
Indeß starb der Tyrann. Der weise Sohn,
Der Völker Lust, Ibrahim folgt ihm nach;

Und, im Genuß der neuen güldnen Zeiten,
Vergaß das Land der vor'gen Thränen ganz.
Einst da Ibrahim auf der Jagd verirrte,
Kömmt er in Khakans unbekannte Gegend.
Der Abend röthete die Gipfel schon.
Er folgt dem Fluß, der ihn durch frische Thäler,
Die ringsumher wie Paradiese blühten,
Zu einer Reih' von sichern Hütten führt.
Neugierig eilt er hin. Doch wie erstaunt,
Wie zittert er, da er am Mandelbaume
Balsoren, sanftgelehnt an ihren Freund,
In sittsamfreyer Anmuth ruhen siehet?
Kaum wagt ers, dem entzükten Blik zu glauben,
Bis er zulezt des Bruders Stimm und Bildung,
Als wie erwacht aus einem Traum erkennt,
Und freudenvoll in seine Arme sinkt.
„ So seh' ich euch, die ich so lang beweint,
Ihr zärtlichen Gespielen meiner Jugend!
Wird mir die gröste Freude meines Lebens,
Abdallen in Balsoras Arm zu seh'n?
Welch ein Geschik, welch eine Gunst der Gottheit
Hat euch zurük in diese Welt geführt? „
Sie sagten ihm, was Elim ihm verschwiegen,
Die Lust des Wiedersehens zu vergrössern;
Den ganzen Labyrinth der Fügungen,
Durch die das Schiksal sie zum Ziel geleitet.
Das Angedenken der vergeßnen Schmerzen
Wird allen neu, und mischt sich in die Freude.
Schon hatt' Ibrahim, gern des Hofs vergessend,
Zween Tag' in ihrer wolvergnügten Einfalt
Das zärtliche geliebte Paar genossen,
Als er Abdallah, seines Herzens Helfte,
Auch seines Reiches Helft' aufdringen wollte.
Er bat, er überführte, doch umsonst.

Abdallah fand nichts neidenswerth an Kronen,
Und für Balsoren war kein Stand so schön,
Als niedre Freyheit an des Gatten Seiten.
Sie zeigten dem Caliphen von der Spize
Des fruchtbarn Khakans, ihrer Thäler Glük.
Die ganze Flur war, eh wir sie bewohnten,
So sprachen sie, nur eine schöne Wildniß;
Sieh', welche Zierd ihr unser Fleiß gegeben!
Sieh', wie die Anger lachen, wie die Wiesen
Wollüstig sich mit weichen Kräutern deken,
Wie hier, von lüft'gen Cedern überschattet,
Der Oelbaum und die jugendliche Palme
In stolzen Ordnungen die Hügel krönen.
Hör' das Geblök von ungezählten Heerden,
Sich durch die Thäler hundertfältig brechen.
Sieh', wie, den Hirten unschuldsvoll entfliehend,
Die Schäferinnen an den Bächen weiden.
Wie schön ist nicht die glükliche Natur
In ihrer stillen unbekannten Freyheit!
Wie sollten wir um das Geräusch des Hofes
Das Feld, der Ruhe Siz, der Weisheit Lauben,
Die Hütten, wo die Liebe wohnt, verwechseln?
Wie thöricht würden wir dem Land entflieh'n,
Der Sclaverey, den Schmeichlern, dem Gepränge
Die Ruh des bessern Lebens aufzuopfern?
Wie schlecht vertauschten wir um Sängerinnen
Den Waldgesang der freyen Nachtigallen?
So sprachen sie in ihrem Glük gesättigt.
Voll stiller Wünsche kehrt der kluge Fürst
Aus ihrem Arm in seinen güldnen Kerker,
Und eilet jeden langerseufzten May
Zurük in die Elysischen Gefilde,
Bey seinen Freunden wieder aufzuleben.
(W. Poet. Schr. I. Th.)

Sie fühlten beyde lang ihr selig Leben,
Und sah'n die Ebenbilder ihrer Tugend,
In edeln Kindern lieblich um sich blüh'n.
Noch izt wünscht man in Khakans Gegenden,
Den Liebenden, sie recht beglükt zu wünschen,
Seyd glüklich wie Abdallah und Balsora.

Zemin und Gulhindy.

O Liebe! Göttinn! Königin der Geister,
Was sind wir, wenn dein sel'ger Einfluß nicht
Des Lebens Werth uns fühlen lehrt? Du bists,
Die die Begierden, unsrer Thaten Triebe,
Die Winde, die uns wie die Welt beseelen,
In süsse Harmonien wiegt. Wie seufzet
Das leere Herz, bis du dich drein ergiessest?
Wie ruffen dich die nie entschlafnen Stimmen
Der ew'gen angeschaffnen Triebe her?
Sanfttönend, gleich dem schwachen Laut der Seufzer,
Die einer unerfahrnen Schäferin
Den jungen sehnsuchtsvollen Busen heben.
O Du mit deiner lächelnden Gespielin,
Der Unschuld, lehrest uns ein himmlisch Leben!
Ihr die ihr liebt, o segnet euer Schiksal,
Umarmt euch zärtlicher und dankt's der Liebe,
Dankts ihr nur, daß ihr lebt. Der Menschenfeind,
Der Unempfindliche, der Böse, dem der Himmel
In seinem Zorn ein liebend Herz versagt;
Er lebet nicht! Vergnügen, Wonn', Entzükung,
Sind ihm, dem Unglükſel'gen, leere Töne.
Doch daß ihr stärker fühlt, wie unentbehrlich
Die Lieb uns ist, die angeschaffne Sehnsucht
Nach Lust und Ruh in unsrer Brust zu stillen,
So höret, was von Zemin und Gulhindy
Ein Dichter aus Arabien erzählt:

Vor grauer undenkbarer Zeit beherrschte
Ein guter Geist, des höchsten Gottes Liebling,
Der Erden Geister. Luft und Berg und Wälder
Und Meer und Flüß und unterird'sche Tieffen
Gehorchten ihm mit ihrem geistgen Volke,
Den Gnomen, Nymphen, Sylphen und Sylphiden.
Ein ew'ger Zug der zärtsten Liebesneigung
Macht ihn zum Menschenfreunde; seine Sorge,
Sein stündliches Geschäft, war wolzuthun.
Den Kindern, die das holde Licht kaum hauchten,
Gab er, sie zu beschüzen, Hüter zu,
Die ungesehn um ihre Häupter schwebten.
Er pflegte vieler selbst, wenn er in ihrer Bildung
Des edlern Geistes Mienen fand. Er formte
Des Dichters Herz, der einst die hohe Tugend
Mit göttlichen Accenten singen sollte;
Schon an der Brust goß er in seine Triebe
Die Zärtlichkeit der sanften Mutter ein.
Er wachte für der Töchter weiches Herz,
Und rettete, noch auf dem jähen Abhang,
Des Jünglings Tugend, die dem Abgrund nahte.
Doch unter allen, die er liebte, war
Ein schönes Paar ihm an sein Herz gebunden.
Er liebte sie als seine eigne Kinder.
Nie war, seit ihn die Erd' als Schuzgott ehrte,
Ein Paar so werth von ihm geliebt zu seyn.
Sie sproßten beyd' aus königlichem Stamme
Die Hoffnung zweyer Völker, die die Fluren
Des blühenden Arabiens bedekten.
Das ew'ge Schiksal, dessen goldne Tafeln
Vor Firnaz sich entwölkten, band diß Paar,
Das durch die Macht geheimer Sympathien
Verbunden war, auch durch das Glük zusammen.
Der Geist beschloß, sie, an Zufriedenheit

So wie an Reiz und Tugend sonder Gleichen,
Zum Musterbild den Enkeln aufzustellen.
Er haucht' in Zemins Herz erhabne Triebe,
Und Muth und Zärtlichkeit und was die Helden,
Der Erde Götter, bildt, die Menschenfreunde.
Gulhindy, die, von ihm geliebt zu werden,
So schön gebohren ward als Morgenrosen,
War, mehr als Zemin selbst, sein Augenmerk.
Er goß um ihren Leib des Frühlings Anmuth,
Die Liebe glänzt' in ihren jungen Augen,
Und tausend Freuden flogen, leichtbeschwingt
Wie Liebesgötter, um die Rosenlippen.
So schön mit seinen Gaben ausgerüstet
Wuchs jedes auf, dem andern unbekannt,
Doch jedes auf die gleiche Weis erzogen.
Der Geist, der ihren Eltern selbst erschienen,
Hatt' alles seinem Zwek gemäß geordnet,
Und sein Befehl ward unverlezt vollzogen.
Er will, die Liebe soll ihr Glük elysisch machen,
Ein jedes soll dem andern unentbehrlich,
Und theurer seyn als alle andre Wünsche.
Diß auszuführen, fand er diesen Anschlag
Den glüklichsten. Er schied die erste Jugend
Des Prinzen ganz von aller Frauen Umgang.
Man nahm ihn, von der mütterlichen Brust
Noch kaum entwöhnt, der weiblichen Umarmung.
Selbst seine Mutter sah ihn nicht. Ihm ward
In einem fernen Wald ein Haus gegeben,
Wo er im Umgang weiser Lehrer wuchs.
Hier ward sein Geist mit Wissenschaft genähret;
Die Weisheit floß ihm hell und lieblich zu,
Rein von dem trüben Schaum der Schulgelehrten.
Hier lehrst du ihn, o Tugend, wie der Mensch
Den Ewigkeiten lebt; ihn lehrt die Klugheit,

(Nicht jene falschberühmte, die izt herrschet,)
Die edle Kunst, die Völker zu beglüken.
Man zeigt ihm früh (die Weisheit liebt die Jugend)
Der Künste Werth, und grosser Geister Würde.
Zween Weise, die mit himmlischen Gesängen
Sich Nymphen oft im Hayn zu Hörern machten,
Liebt' er vor andern, und ergözte sich
Beym frohen Mahl und bey der Becher Rosen
An ihren Hymnen, die der Helden Thaten
Und ihren Nachruhm in die Leyer sangen.

So ward der Geist gebildet, welcher einst
Ein zahlreich Volk und sich beglüken sollte.
Der Leib, des Geistes Werkzeug ward zugleich,
Durch tausend Uebungen, geformt, gehärtet.
Ihm wichen bald die treflichsten Gespielen.
Ein hoher Geist, in jeder Miene sichtbar,
Ein Wesen, das beym ersten Blik den Helden
Verkündiget, belebte was er that.
So wuchs und blüht er unter Firnaz Augen,
Bis sechszehn Sommer hingeflossen waren.
Noch war ihm unbekannt, daß ein Geschlecht,
Das allen Reiz der Welt in sich vereint,
Von uns geliebt zu seyn erschaffen sey.
Wer ihn umgab, war hierzu unterrichtet.
Auch hört er niemals von der Freunde Lippen
Noch von der Leyer, die gern Liebe tönt,
Die Seligkeit der Liebenden. Sein Herz
Beruhigte sich immer noch im Arme
Des edlen Sittim, den er, ihm an Tugend
Und an Gestalt am ähnlichsten, vor andern
Sein Freund zu seyn erwählt. Sie liebten beyde
Sich mehr als Brüder sich zu lieben pflegen,
Wie sich Ibrahim und Abdallah liebten.

Indeß daß Zemin, mit der schönsten Helfte

Der Menschen unbekannt, einsidlerisch
Im Schooß der Weisheit wuchs, ward ihm Gülhindy
Von Firnaz selbst sorgfältig zugebildet.
Wie er befohlen, ward von ihrer Kindheit
Der Männer Anblik stets entfernt. Sie lebte
Ihr erstes Pflanzenalter unter Spielen,
Mit Rosengleichen jugendlichen Mädchen,
In einem einsamen Palast, den Firnaz
Für sie erbauen ließ, in Unschuld hin.
So waren kaum acht Jahr' in ihrer Mutter
Umarmungen vorbeygeflohn, als Firnaz
Sie heimlich stahl, da sie mit ihrer Sirma,
(So hieß von ihren Freundinnen die schönste)
Im grünen Labyrinth des Gartens irrte.
Er brachte sie, als er sie liebreich tröstend
Besänftigt hatt', auf einer Silberwolke
In eine Insel, die, dem Blik der Schiffer
Mißgönnet, unter ew'gen Wolken ruht.
Zwölf Nymphen, schön als wie die Morgenröthe
Umfiengen sie an den beglükten Ufern,
Und führten sie durch lange Myrtenreihen
In einen marmornen Palast, wo Firnaz
Sich oft verbarg, wenn ihn der Menschen Bosheit,
Undankbare zu lieben, müde machte.
Hier blühte, wie der May bekränzt mit Rosen
Vor andern Monaten, Gülhindy auf,
Sich unbewußt die Nymphen übertreffend.
Nie wallt ihr junges Herz von andern Trieben
Als von Empfindungen der Tugend auf.
Der Geist der ihr in weiblicher Gestalt,
Minerven gleich, stets gegenwärtig war,
Wußt alle Mittel, ihren sanften Busen
Der Liebe, die sie einst empfinden sollte
Vorauszuweyhn. Oft führt er sie und Sirma,

Beym Zauberschein des Monds, in stille Thäler,
Und spielt ihr aus der goldnen Cither Lieder
Von der Geburt der Seele, von der Schönheit
Der seligen Natur, und ihrer Unschuld,
Und von der Süßigkeit der heil'gen Freundschaft.
Dann floß das ganze weiche Herz des Mädchens
In himmlische zufriedne Harmonien;
Oft perlten die Empfindungen der Seele
In stillen Thränen von den Rosenwangen.
Dann schmiegte sie sich sanft an ihre Sirma,
Und fühlt in ihrem Arm die Freude doppelt,
Und träumt in ihrer jugendlichen Einfalt
Nichts von noch zärtlichern, noch süssern Freuden.
Die Freundschaft nahm bisher in ihrem Herzen
Der Liebe Stell, und alle ihre Wünsche
Und alle zärtliche Verlangen waren
Für Sirma nur. Der wünscht sie zu gefallen.
In ihren Minen sucht sie öfters furchtsam
Die holden Zeichen der Zufriedenheit.
Sie bebte schon, sie blässer als gewöhnlich
Zu sehen, jede Lust ward mit der Freundin
Getheilt, und lieblicher, so wie das Licht
Vom Widerschein, von ihr zurükempfangen.
Indessen naht, gleich einem klaren Bach,
Der, kaum ein Quell, aus Marmorklippen sprudelnd,
Durch Blumen floß, und nun mit andern Bächen
Verstärkt, sich schwellt und eilt ein Strom zu werden,
Die Zeit der vollen Jugendblüth' herbey.
Die Wünsche wachsen stets mit ihrer Brust.
Sie findt in sich, wenn sie sich selbst gelassen
Ins Einsame sich hüllt, ein grosses Leeres,
Und eine Sehnsucht, die der Freundin Kuß
Nicht stillen kan. Oft wenn sie durch den Hayn
In Schatten irrt, voll angenehmer Schwermuth.

Bricht unvermuthet ein geheimer Seufzer
Hervor, und wird in ihrem Mund zur Rede.
Wie wird mir? Welche neue Rührungen?
Was fühlest du, Gülhindy, welche Seufzer?
Welch ein bedeutend Zittern? Welche Wünsche?
Was heben dich, mein Herz, für stille Wünsche,
Für unbefriedigte verborgne Seufzer,
Wenn du in Sirma's Arme zärtlich sinkst?
Ich such in ihrem Blik ob sie mich liebt,
Doch find ich nicht diß Feuer, das ich suche.
Ihr ruhig Aug' ist matt und wenig sagend,
Und ihren Küssen scheint etwas zu fehlen.
Warum zerschmilzt mein zärtlich Herz, wenn Firnaz
Die Sayten rührt, und fühlt Empfindungen
Die mich befremden, sinkt in sanfte Träume
Und irrt in Labyrinthischen Gedanken
Tiefsinnig um, und immer unberuhigt?
Was ist es doch, das in mir pocht, wenn ich
Beym Schein des Monds im Rosenthal die Lieder
Der Nachtigall mit offnen Ohren schöpfe?
Sie scheint zu klagen, ich empfind' ihr Leid,
Mein Blut quillt wärmer durch die Adern hin,
Ich möchte, wie mich dünkt, auch Klagen singen,
Und weiß doch nicht, warum ich klagen soll.
So spricht sie, und verwundert sich, da sie
Sich sprechen hört. Izt naht sie einem Brunnen.
Sie sieht ihr Bild auf seiner glatten Fluth,
Und stuzt und sieht begierig und verwundernd,
Wie, welche liebliche Gestalt ist diß?
Was zeigt sich mir, wie? ist es eine Nymphe?
Wie glänzt ihr Auge! Wie erblaßt die Rose
Vor ihrer Wangen süsser Röthe! welch
Ein zaubernd Lächeln wallt um ihre Lippen!
Doch wie? Diß Wasserbild dreht sich nach mir;

Weicht, wenn ich weiche, naht sich, wenn ich nahe,
Und ist, wenn ichs umarmen will, verschwunden.
Weß ist diß Bild? Wie wenn es meines wäre?
Ja, ja, so mahlen sich die Blumen hier,
So bükt sich der Jasminstrauch in die Wellen.
Es ist mein Bild, in meinen Augen stralt
Diß Feuer, meinen Mund umfließt diß Lächeln;
Ich seh es, Sirma hat mir nicht geschmeichelt.
Allein für wen sind alle diese Reitze?
Wem blühen diese Wangen? Dieser Mund
Wem ist er schön? Vergeblich! — — Jene Rose
Winkt mir, an meiner Brust zu blühn, und kühlend
Mir süsse Balsamwirbel zuzuathmen.
Wem aber winken diese Rosenwangen?
Wem schmükte dich, Gulhindy, die Natur
So reizend aus, daß du dich selbst bewunderst?
O wäre doch ein Herz für mich geschaffen,
Das stark und zärtlich fühlte, dessen Wünsche
Den Wünschen dieser Brust antworteten.
Zwar liebet Sirma mich, und zärtlicher
Als andre Freundinnen, doch nicht genug
Dem Trieb geliebt zu seyn. — O höre Firnaz,
Den Wunsch, der doch vielleicht vergeblich ruft!
O wär ein edles Herz, das so mich liebte,
Wie ich es lieben wollte, wenn die Tugend
Und Zärtlichkeit aus seinen Minen redte!
O liebt' es mich! O sänk es so begeistert
In meinen Arm, wie ich in seinen sänke,
Wenn mich ein himmlisches Gefühl durchwandelt!
O wär es nur für mich allein geschaffen!
O stralte dann in jedem seiner Blike
Diß Feuer, diese Sehnsucht, die ich suche!
Wie wollt ich, von der Morgenröth' erwekt,
Am frischen Bach die schönsten Blumen winden,

Dein Haar, du Liebenswürdige, zu schmüken!
Wie wollt ich dir, gelagert am Granatbaum,
Ein zärtlich Lied von unsrer Liebe singen!
Wie wollten wir ein himmlisch Leben leben!
Wie wollten wir —— Doch thörichte Begierden!
Gülhindy, was verlangst du? welche Sehnsucht?
Was fehlet dir in diesem Siz des Friedens?
Bist du nicht glüklich unter Firnaz Flügeln?
Warum denn schwindt in mir die heitre Freude
Der Kindheit, die noch keine Wünsche kannte?
Warum vermehrt der muntre Lenz, der sonst
So süsse Freuden in mich hauchte, nur
Die namenlosen zärtlichen Begierden?
So sprach sie mit sich selbst, in schöner Unruh,
Da die Natur durch des Instinctes Macht,
Sie zu dem unbekannten Jüngling zog,
Für den ihr ähnlich Herz so fühlend war.
Stilllächelnd hörte sie der Geister König,
Aus einer nahen Wolk, und triumphirte,
Daß die Bewegungen, die seinem Endzwek
Antworteten, in ihrer Brust entglommen.
Indeß ward Zemins Herz von gleichen Wünschen
Noch mehr empört, und seine Stirne glich
Dem Sommertag, den nach dem schönsten Morgen
Gewölk und graue Regen überziehn.
Er ist nicht mehr das Bild des muntern Scherzes,
Er sucht die Einsamkeit, er flieht den Freund,
Er flieht in buschichte lichtlose Wälder.
Das neue Grün, das Lachen junger Fluren
Verdrießt ihn izt; sie sollten traurig seyn,
Und seiner Seele düstre Farben tragen.
So hatt' er schon ein finstres Jahr verträumt.
Er liebte Sittim, doch sein Herz verlangte,
Noch mehr als eines Freundes Liebe giebt.

Oft sinnt er nach, und quält sich zu ergründen,
Wie die Bewegungen in ihm entstanden,
Die ihm die Ruh geraubet, und verfolgt
Den neuen Trieb durch alle Labyrinthe
Des sich selbst unergründlichen Gemüthes.
Einst gieng er um die Zeit der Morgenröthe
Im Garten des Palasts allein umher.
Die Dämmerung, die allgemeine Stille,
Der Schatten, der noch die Natur bedekt,
War ganz bequem zur Nahrung seiner Schwermuth.
Er irrte lang gedankenvoll umher,
Und brach zulezt in diese Reden aus:
Nein! nicht umsonst empfind ich diese Triebe
So stark in mir, vielleicht weissagen sie
Mir ein noch unbekanntes größres Glük.
Wie heftig wünsch ich oft noch mehr von Sittim
Geliebt zu seyn? ich eil ihn zu umarmen,
Und tausend Zärtlichkeiten die ich fühle,
In seinen Busen auszuschütten. Aber
Kaum seh ich ihn, so wird mein Herz versteint.
Nein, Sittim ist es nicht, dem diese Triebe
Bestimmt sind, lieb ich ihn gleich mehr als alle.
Wem sind sie also? Ach! Vielleicht umsonst.
Vergeblich, wie der träumenden Entschlüsse,
Wie Wolkenbilder, die der Ost zerwehet.
Doch schaft wohl die Natur etwas umsonst?
Sie, deren Werke mir der weise Mirza
Voll Richtigkeit, voll Harmonien zeigte.
Wird sie umsonst ins Herz zukünftger Götter
Allmächt'ge Wünsche senken? — Nein, gewiß!
Doch warum seh ich nicht an meinem Sittim
Den gleichen Unmuth, welcher mich verwirrt?
Stets sizt die Ruh auf seiner Stirn, er scheint
Von keinem ungestillten Wunsch gedrüket.

Bin ichs allein, der nie befriedigte,
Der stets begehrt, der, nie genug geliebt,
Sich jemand wünscht der seiner Neigung gleiche?
O hättest du, Natur, ein solch Geschöpfe,
Wie meine Phantasie in Morgenträumen
Sich oft erschaft, wenn sie die ganze Schönheit,
Der Schöpfung in die menschliche Gestalt
Verschwendrisch gießt. Dann steht vor meinen Augen
Ein himmlisch Bild, als wie ein Gott. Ich gebe
Den Augen allen Glanz der Sommermorgen,
Ich streu der Rosen Farb auf Hals und Wangen,
Und um den schönen Leib des Marmors Weisse;
Ich seh die Blike zärtlicher und sanfter
Als Sittims Blike mir entgegen lächeln.
Ganz ausser mir verzükt umarm ich dann
Diß schöne Nichts; es schmiegt sich sanfterröthend
In meinen Arm, und bebt an meiner Brust.
O himmlische bezaubernde Gestalt,
Wo find ich dich? Bewohnest du vielleicht
Ein bessers Erdreich? Bist du eine Blume
Elysiens, bist du der Götter Liebling?
Was sag ich? — Nein! du bist dieselbige,
Nach der ich oft in Mitternächten weinte!
Bey deinem Anblik schweigen alle Wünsche;
Aus deinen Bliken strömen Ruh und Wollust
Und nie empfundne Freuden in mein Herz.
Du bists, dich such ich, meine Seufzer fodern
Dich, Göttliche! — O sage mir, Natur!
Wo hast du sie vor meinem Blik verschlossen?
Wo fliest der Himmel? den ihr Aug erheitert?
Erziehst du sie vielleicht an Rosensträuchen,
Die rings um sie, von ihr beschämt, verblühen?
O bringe sie dem Liebenden entgegen!
Ihr, die ihr um sie scherzt, o Weste, lispelt

Mir zu und schwebt voran, wenn sie sich nähert!
O leitet mich, ihr schnellen Silberbäche,
Zum holden Ort, wo sie an euerm Rand
Auf zarte Blumen hingegossen ruht!

So rief er, und vergaß sich in den Träumen
Der Phantasie, die die Begier begeistert.
Ihm mahlte Firnaz (der von einer Ceder,
Als er im Dunkeln gieng, ihm zugehört,)
Ein Schattenbild der göttlichen Gülindy
Vor seine Augen hin, dem folgte Zemin
Durch tausend Büsche nach, und glaubte lang
Es noch zu sehn, bis er den Irrthum fand.
Doch floh er wehmuthsvoll, auf fremdem Pfade
Umirrend, dem geliebten Schatten nach,
Und rief dem Hayn, sie ihm nicht zu verbergen.

Izt ist es Zeit, sprach Firnaz zu sich selbst,
Die Herzen, die sich suchen zu vereinen.
Ihm soll Gülindy, deren Ebenbild
Er allenthalben nachflieht, unvermuthet
Begegnen. — — O wie werden beyde zittern!
Mit welcher Wollust werd ich aus den Wolken
Auf sie herunter sehn, wenn sie erstaunt
Sich finden, fliehen wollen, und doch bleiben,
Und thränenvoll sich kennen und umarmen.

Gleich schwung sich Firnaz auf des Westwinds Fittig
Der Gegend zu, wo noch Gülindy schlief.
Ihr war, vom Geist gesandt, in Traumgestalten
Des Prinzen Bild erschienen, wie er irrend
In Haynen lief, als ob er einen Freund
Mit zärtlich ungeduld'ger Liebe suchte.
Sie sah' ihn, und ein neuer süsser Schauer
Erschüttert' ihre Brust, die furchtsam schwoll;
Sie fühlte sich von innerer Gewalt
Zu diesem werthen Bilde hingerissen.

Doch eben da der Fremdling sie entdekte,
Sie staunend ansah, wie an sie geheftet,
Dann ihr mit offnen Armen voll Entzükung
Entgegen eilt', entfloh das Traumgesicht,
Und eh sie der Bestürzung und dem Schlummer
Sich noch entwand, ward sie im Augenblik,
So schnell wie ein Gedank die Zeit durcheilt,
Von Firnaz auf dieselbe Spur gebracht,
Wo Zemin traurig ihren Schatten suchte.
Auf einmal wacht sie auf und sieht sich um,
Und wundert sich, wie sie hieher gekommen.
Doch ach, wie ward ihr, da sie Zemin sah',
Das Urbild des geliebten Traumgesichtes,
Der ihr entgegen kam? Wie ward dem Jüngling
Als er die göttliche, die er so lang
Umsonst erseufzt', vor seinen Augen fand?
O was sie fühlen, mahlt kein Ausdruk nicht!
Nur Seelen fassen es, die die Natur
Einander ewig zuerkannt, wenn sie
Sich finden, und die Augen unbewußt
Beym ersten Blik sich ew'ge Liebe schwören.
Sie stunden beyde stumm, und unbeweglich,
Und sahn sich an; doch schlug Gülindy gleich
Mit unverstellter Schaam die Augen nieder,
Da sie in Zemins Blik das Feuer sah,
Das sie gewünscht. O lehnte mir hier Thomson
Den meisterhaften lebenvollen Pinsel,
Des Jünglings tiefe Rührung abzuschildern,
Als er in ihrer aufgeblühten Jugend
Den Reiz der ganzen Welt verschwendet sah.
Was für Empfindungen, was für Begeisterung
Sog seine trunkne Seel aus ihren Bliken?
Lang hielt die tiefe zitternde Bewundrung
Die Red' im halbgeschloßnen Mund zurüke;

Doch brach zulezt die Liebe triumphirend
Diß ehrfurchtsvolle Schweigen; furchtsam nähernd
Sagt er zu ihr: „O du, zu der mein Herz
In voller Sehnsucht wallt, wie nenn ich dich?
Mit welchen würd'gen Namen grüß ich dich,
Unsterbliche, der Schöpfung schönster Schmuk!
Nein, du bist nicht der Erde Schoos entsprossen,
Der Himmel lacht aus deinen milden Augen,
Vor deinem Reiz verlischt der Frühlingsglanz.
Was für Entzükung fließt aus deinem Anblik?
Welch neue Seele, welch ein neues Leben
Hauchst du mir ein? — Ja, ja, du bists! Dich hat
Mein ängstlich Aug in trüben Mitternächten
So lang gesucht; du bists, dein blosser Anblik
Giebt meiner Brust des Lebens Freuden wieder,
Die ich so lang entbehrt. O göttliche,
Wie lieb ich dich? Doch wie? Du weichst, dein Auge
Flieht meinen Blik und sieht sich zaghaft um.
O fliehe nicht! Wie könnt ich ohne dich
Nur einen Augenblik noch leben? Komm
Zu dem, der ausser dir nichts liebt noch wünschet?
So sagt er, und von heisser Sehnsucht zitternd,
Eilt er sie zu umarmen, da sie zweifelt,
Und in Empfindungen verirret stand.
Sie hatt' ihn oft, indem er sprach, verwundernd
Und zärtlichfurchtsam angeblikt, sein Ansehn
Voll männlich schöner Pracht, der Minen Adel,
Die freye Stirn, die palmengleiche Länge,
Sein Aug voll Leben, voll beredter Liebe,
Dieß alles zog ihr zärtlich Herz zu ihm.
Sie bebt unschuldig blöd, als er voll Innbrunst
Sie zu umarmen eilt', und wollte fliehen;
Allein die stärkere Gewalt der Liebe
Hielt ihren Fuß zurük, er naht sich ihr,

Und beyde zittern. O wie klopft' ihr izt
Das Herz, wie schmiegte sie sich in sich selbst,
Da er den Arm um ihren Rosenhals
Sanftschauernd wand. In unaussprechlichen
Harmonischen Empfindungen zerflossen,
Weint jedes Auge, da es in dem andern
Die gleiche Liebe las; das Mädchen sank
Der neuen Lust zu schwach, in sanfter Ohnmacht
In seinen Arm. Die Liebe kam herab,
Und sah mit Firnaz aus lazurnen Wolken
Die zärtlichen Umarmungen der Unschuld
Zusegnend an. Es quollen, wo sie stunden,
Nectar'sche Blumen rings um sie hervor,
Ein allgemeines Lächeln floß ums Antliz
Der frölichern Natur. Izt wollten sie,
Da sich die Seelen aus dem ersten Taumel
Der grenzenlosen Freuden wieder fühlten,
Einander frey und zärtlich sich erklären,
Als sie ein plözlich blendendweisses Licht,
Wie eine Sonn, mit lichtgefärbten Wolken
Umfaßt, erschrekt. In himmlischer Gestalt
Kam Firnaz aus dem hingefloßnen Glanze
Hervor, und sprach mit göttlich mildem Anblik:
Ihr Glüklichen, die ihr der Liebe folgsam
In Freuden schwimmt, die euch unsterblich machen,
Seht, Kinder, den Schöpfer euers Glükes.
Daß ihr euch mehr als andre lieben könnet,
Daß euren zärtlichen Umarmungen
Die Seligkeit der Himmlischen entspriesset,
Diß ist mein Werk. Ihr waret vom Geschik
Einander zugeführt. Ihr solltet lieben.
Ihr fühltet euch einander unentbehrlich;
Die Stimme der Natur, die mein Bemühn
Vernehmlicher gemacht, rief euch zusammen.

Nun, holde Kinder, habt ihr euch gefunden,
Und eures künft'gen Lebens schönste Pflicht
Und süssestes Geschäft ist, euch zu lieben.
Seyd selig! mischet eure Tugenden.
Der Muth, das Feuer, das aus deiner Brust
Heroisch athmet, mildre sich, o Zemin,
Mit dieser sanften Zärtlichkeit, die dir
Im blauen Auge der Gülindy lächelt.
Und du zephyr'sche Blume, blühe sicher,
Von Zemins Liebe vor der Stürme Neid
Und vor des dürren Mittags Glut bewahret!
Der Liebe schönste Frucht, die Menschenhuld,
Lehr euch auf diese, deren Wohl das Schiksal
Euch anbefahl, die Ausflüß' eures Glükes
Mit edler Zärtlichkeit herabzuleiten.
Die Tugend, der ich eure weichen Triebe,
Noch eh ihr euch recht fühltet, bildete,
Wird stets zu eurer Seite seyn; sie liebet
Den reinen Küssen himmlischliebender
Unsichtbar zuzusehn. Sie wird hinfür
Der Schuzgeist seyn, der ich bisher gewesen.
So sprach er, segnete sie, und verschwand
In heitre Luft. Doch sein Gefolg, die Weisheit,
Die sanften Freuden mit der ernsten Ruhe
Ließ er zurük, sie kamen und umarmten
Die Liebenden, die nie getrennt von ihnen,
Mit ihrem Wohl die späte Nachwelt reizten.

Serena.

Serena war das allerbeste Mädchen
Im ganzen Land, ein Ebenbild der Unschuld.
Ihr Aug enthüllte gleich dem ersten Blik die Seele;
Aus jeder Mine leuchtet' eine Tugend.
Der Morgenrosen frische Anmuth floß
Um ihren Leib, der wie ein stolzer Marmor,
Dem Nahl des Lebens feinste Züge gab,
Im schönsten Ebenmaaß harmonisch prangte.
Ihr Herz, das zärtlich war und deinem gleich,
Ismene, lächelt aus den blauen Augen,
Mit einer Unschuld, die ins Herz der Seher
Empfindungen der reinen Liebe goß.
Sie war die Zier von glüklichen Gefilden,
Wo sie, als Erbin eines grossen Gutes,
Mit ihren Freundinnen die Jugend fühlte.
Wie unter lieblich sittsamen Violen
Die Lilie prächtig glänzt, wie unter Palmen
Die königliche Ceder steigt, so war
Im bunten Reihen blühender Gespielen
Serena, schöner als ein Frühlings-Morgen.
Zwar ihres Leibes Reizungen zu mahlen,
Leiht mir die Erde Farben gnug; allein
Der Seele reine nie beflekte Unschuld
Wird viel zu schwach dem Silberglanz der Lilie,
Und ihrer Tugend himmlischer Geruch

Der Atmosphär um Hyblens Höh' vergleichen.
Nur in den empyreischen Gefilden
An Ufern himmlischer crystall'ner Bäche,
Von jungen Seraphim besucht, da blühen
Die namenlosen Bilder ihrer Schönheit.
Ihr Leben war Zufriedenheit und Unschuld.
Im Arm der besten Mutter, und der Freundin,
Der sie die reinen frohen Küsse gab,
Die die Natur dem Freund bestimmet hatte,
Genoß sie sorgenfrey und ohne Gram
Die schönste Jugend, unbewußt wie bald
Sie welken würde, wie ein Sommertag
Den nächtliche Gewitter niederdonnern.
Stets war ihr angenehmster Aufenthalt
Ein wäßricht Thal, ein melanchol'scher Hayn,
Wo sie bald in der einsamen Gesellschaft
Von göttlichen Poeten, beßre Zeiten
Der Freyheit und der Tugend freudig grüßte;
Bald unter einer selbstgewachsnen Laube
Sich in Betrachtungen verlohr; zuweilen
Auf weichen Veilchen schlummernd, in Gesichten
Des Himmels schönern Frühling sah, und Dich,
Von dem die Schönheit dieser Unterwelt
Nur ein erstorbner bleicher Abglanz ist.

So lebte sie kaum sechszeh'n Jahr ein Leben,
Das oft die Engel auf die Erde lokte,
Als plözlich sich die schönste Scene wandelt.

Ein Vater, welchem Geiz und Ehrbegier,
Und jene Denkart, die des Herzens Stimme
Für Schwärmerey erklärt, das leiseste
Gefühl der Menschlichkeit vorlängst geraubt,
Zwang sie, sich selbst Jocasten Preis zu geben,
Dem lasterhaft'sten Jüngling seiner Zeit,
Berühmt, die Einfalt unerfahrner Mädchen,

Der Frauen Tugend, und der Häuser Ruhe
Mit glüklichem Erfolg bestürmt zu haben.
Allein in Harpax Augen gilt der Reichthum
Die ganze Schaar der armen Tugenden.
Der treuen Mutter eifrigs Widerstreben
War so vergeblich, als der Tochter Klagen.
Der Thränen Strom, die ringende Verzweiflung,
Die Angst, das Fleh'n der rührendschönen Unschuld,
Die, seine Knie umfassend, um den Tod,
Die einz'ge Wolthat, die ihr übrig, ächzte,
Bewegten ein gefühllos Herze nicht.
Kaum durch die Allmacht der Religion
Von der Verzweiflung Abgrund weggerissen,
Ward sie, beweint von allen Redlichen,
Ein Raub des siegenden, doch nie beglükten Lasters.

Jocasto, der nun mit entweyhtem Arme
Der Schönheit und der reinsten Tugend Blühte
Umfieng, ward bald der Reize überdrüssig,
Wovon der beste Theil an ihm verlohren war,
Und drang sich aus dem Arm der holden Gattin
In schnöder Phrynen feilen Arm zurük.
Umsonst bemüht sie sich durch Zärtlichkeit,
Durch wache Sorgfalt über ihre Pflichten,
Durch Unterwerffung und durch Thränen oft,
Das Herz des Unempfindlichen zu ändern.
Der Reiz, der ihn an Fremden bis zum Unsinn
Bezauberte, verlohr an seiner Gattin
Durch diesen Namen schon die Macht, ihn zu entzüken.

Wie unglükselig brachte nun Serena
Den schönsten Morgen ihres Lebens zu?
In einer Zeit, da alles Freude winket,
Da alles um sie lacht, da ihre Seele
In eines edlern Freundes holdem Arme
Noch schöner als der Lenz gelächelt hätte,

Verweint sie ihrer Jugend beste Kraft;
Und ist zu jeder Freude todt. Der Tag
In allem Glanz des Sommers ist ihr schwärzer
Als Mitternächte; nichts als in der Einöd'
Die an ihr Landhaus grenzt, die Einsamkeit
Und des erseufzten Todes Bild, giebt ihr
Ein linderndes tiefsinniges Ergözen.
Sie war zu edel, ihres Mannes Laster
Und ihren Jammer andern zu entdeken.
Der Schmerz, den uns ein Freund zur Helft' erleichtert,
Drükt ihre Brust mit seiner ganzen Last.

Indessen kam Arist in diese Gegend
Wo er ein Gut besaß, das an die Felder
Jocastens grenzte. Diesen Jüngling hatte
Verschwendrisch die Natur mit ihren Gaben
Geschmükt, der Kern der Wissenschaften hatte
Den schönsten Geist genährt, die grosse Welt
Sein Herz nicht angestekt, nur seine Tugend
Verschönert und Gefälligkeit gelehret.
Es blizt in seinem feuervollen Auge
Was überwindendes, ein sanft Gemische
Von Ernst und Majestät und milder Anmuth;
Die Redlichkeit saß auf der freyen Stirne;
Und edler Anstand schmükte, was er that.
Er hatte nie geliebt. Sein grosses Herz
Fand nur die Tugend schön, und, wie man sagt,
Ward diese von den Schönen seiner Zeit
Den Schäferinnen, die die Einfalt kleidet,
Den dichterischen Mädchen, überlassen.

Jocasto hatt' auf Schulen und auf Reisen
Ihn einst gekannt. So wenig sie sich glichen
Sucht er doch seine reizende Gesellschaft,
Und nöthigt ihn mit sich an seine Tafel.
Hier sah' Arist zum erstenmal Serenen,

So rührend wie die Tugend, wenn sie leidet;
In ihrem Aug, obgleich sein heitrer Glanz
Erloschen war, war etwas schmachtendes,
Das mehr als alles Feuer reizen konnte.
Ihr ganzes Antliz, jede matte Mine
War von Melancholie als wie von Nebeln
Umflossen; dennoch blieb die ächte Schönheit
Auch im gewaltsamen Verblüh'n entzükend.
Aristen war der Ruhm von ihrer Tugend,
Von ihrer Schönheit und von ihrem Unglük
Vorher bekannt. Allein wie tief getroffen
Stand er, da er sie selber sah! Die Menge
Der Regungen, die in sein Herze stürmten,
Entriß ihn fast sich selbst. Die Obermacht
Der Tugend, die ihr ganzes Antliz bildet,
Der matte Reiz, der nicht gefallen will,
Und doch gefällt, ihr Auge, das umsonst
Verbergen will, was ihre Seele leidet,
Wie rührt diß alles sein empfindlich Herz!
Oft muß sich ihr sein Auge schnell entziehen,
Um seine Wehmuth, stets bereit in Thränen
Zu schmelzen, nicht zu deutlich sehn zu lassen.
Sie sieht den Schmerz, und was der Edle fühlt
In seinem Auge, das mit stillen Klagen,
Und Bliken, die zugleich sein grosses Herz
Und seine unglüksel'ge Lieb' entdeken,
Sie innig rührt. Nie hattest du, Natur,
Ein gleicher Paar an Zärtlichkeit und Tugend
Einander zugedacht; das Schiksal nie
Tyrannischer zwey Liebende getrennt.
So sehr als auch Serena sich besizt,
Verbirgt sich doch ihr fühlend Herz nicht ganz;
Ein halber Blik, der seinem Blik begegnet,
Ist schon genug, sie wehmuthsvoll zu machen.

Arist verließ sie kaum, so brach sein Schmerz
Nun ungehemmt in einen Strom von Thränen.
Er weinte lange, bis sich sein Gefühl
In Klagen mildern konnt': „O! rief er aus,
Daß ich sie sehen muß! o! mein Verhängniß,
Warum mußt ich sie seh'n? Zu spät sie seh'n!
Die Göttliche! – Der erste Anblik hat
Mit Feuer-Zügen, die der Tod nicht löschet,
Ihr himmlisch Bild in meine Brust gegraben!
Wer muß der seyn, der solche Reizungen
Besizt, und dennoch ihren Werth nicht fühlt?
Wem haucht ihr Blik nicht eine beßre Seele,
Nicht Lieb' und Mitleid ein? – O sprich, Verhängniß,
Sprich, warum trenntest du zwey gleiche Herzen
So grausam? Warum muß die schönste Liebe,
Die Liebe, die sonst meiner Tugenden
Erhabenste, mein Ruhm gewesen wäre,
Izt ein Verbrechen seyn, das mir die Pflicht
Verbeut? – Die reinste Liebe soll ich tödten?
Wie kan ichs? wie? – dich, göttliche Serena,
Dich soll mein Herz nicht lieben? Dieses Herz,
In dem dein Bild, mit jedem dieser Züge
Der Engelgleichen Unschuld, allen Raum
Erfüllt, und alle Wünsche zu sich reisset?
Nein, meine Liebe kämpft nicht mit der Pflicht.
Wie könnt ein Trieb aus deinen Augen stammen
Der heilig nicht, und deiner würdig wäre? –
Ach ewig will ich weinend um dich klagen,
Dich lieben, und durch öde Wüsteneyen
Dich ruffen – Doch wohin verirret sich
Mein banges Herz? was klag ich so vergebens?
Kan meine Leidenschaft, so rein sie ist,
Das Elend dieser Unglükſel'gen lindern?
Ach alle meine Thränen, alle Qualen

Der Seele, die, nur sie beglükt zu sehen,
Den fürchterlichsten Tod, das bängste Leben
Nicht scheute, sind umsonst; ein leichter Wind
Verstreut sie, wie die unerhörten Klagen
Des Jünglings, der auf der Geliebten Grabmal
Starr wie ein Marmor steht, dann bebt und weinend
Gen Himmel sieht und sie vom Schiksal fodert.
Ihr unglükseligsten der Menschen, Freunde!
Wie ich der Zähren werth, des Kummers Sclaven,
O tröstet euch, ich leide mehr als ihr!
Nicht dieser, der den Freund vor seinen Augen
Aus edeln Wunden für das Vaterland
Sein Leben strömen sieht, mitsterben will,
Und doch nicht kan, weil ihn die Sieger fesseln;
Auch der nicht, dem die Hoffnung seines Lebens
Die schöne Braut aus dem entzükten Arme,
Vom Bliz gerührt, in schwarze Asche fällt;
Fühlt solche Pein, fühlt seine Noth so stark,
Als ich — O lohntest du auch nur mit einem Blik
Der Zärtlichkeit, Serena, meine Leiden!
O weintest du nur eine Thrän' um mich,
Den, der dich liebet, der sein eignes Elend
Beym deinigen vergißt: Dann wollt ich willig,
Von dir verbannt, auf ewig deines Anbliks,
Du Göttliche, beraubt, mein Leid ertragen —
Ertragen? — nein! es fühlen und erblassen.

So klagt' er seinen mitleidwerthen Jammer;
Doch hielt die Tugend und die Zärtlichkeit
Ihn ab, sein Herz Serenen mehr zu öffnen,
Als seine Augen, sein verwirrtes Anseh'n
Und seine stillentflieh'nde Seufzer thaten,
So oft sie sich begegneten. Sie hatten
Sich vielmals schon auf diese Art geseh'n,
Und jedesmal blieb seine Zärtlichkeit

Unausgesprochen, wie sein Schmerz. Auch sie,
So streng die Tugend jeden Blik bewachte,
War viel zu offenherzig zur Verstellung,
Und ließ ihr Mitleid über seine Qual
Ihn öfters seh'n. Oft hub sich ihre Brust
Von unterdrükten Seufzern, langsam-athmend,
Oft bebt ihr Aug, in schüchterner Verwirrung
Von seinem Auge weg. Allein Arist
Bemerkte selten diese stummen Zeugen
Von ihrer unglüksel'gen Sympathie.
Die Zärtlichkeit erlaubt' ihm nicht, die Spuren
Der Gegenlieb' in ihrem Aug zu suchen.
Was half ihm auch die traurige Entdekung?
Sie mehrte nur sein unheilbares Elend.

Indeß verschwand je mehr und mehr das Leben
Im Antliz der Serena. Ihr Verhängniß
Jocasto's Grausamkeit, die täglich wuchs,
Die zärtliche Empfindung für Aristen,
Sein Elend, ihre Qual, die Furcht der Zukunft,
In der vielleicht zur unbeglükten Stunde
Die Tugend der Empfindung weichen könnte;
Diß alles marterte das sanfte Herz
Der Liebenswürdigen, und die Gesundheit
Erlag zulezt dem Anfall der Affecten.

Arist sah' ihre bleichen Wangen welken.
Je mehr sie dem Verblüh'n sich näherte,
Je rührender ward ihm ihr Anblik. Oftmals
Beschloß er sie zu trösten, seinen Schmerz,
So wütend er auch war, ihr zu verbergen,
Und durch die Ueberredungen der Weisheit
Ihr leidend Herz in sanfte Ruh zu wiegen:
Izt will er reden, doch ein kalter Schauer
Erschüttert ihn, da ihm ihr Blik begegnet.
Das bangeste Gefühl der eignen Pein

Löscht augenbliks die himmlischen Ideen,
Womit er sie und sich erheitern wollte.
Er floh' Serenens Gegenwart, die Beyden
So traurig war. Umsonst spricht die Vernunst
Ihm Ruhe zu; sie selber konnte nicht
Empfindungen verdammen, die so edel,
So billig waren. Immer schwebt ihr Bild
Vor seinen Augen, immer siehet er
Den Schmerz aus den geliebten Augen weinen.
 Einst gieng er einen thränenvollen Abend,
Allein, und tief in seine Qual verhüllt,
Durch ein Gehölz in des Jocasto Gegend.
Für jedes freye Herz, das unbestürmt
Von Sorg und Gram der Freud entgegen lächelt,
War diese Gegend und des Abends Anmuth
Ein irdisches Elysien.
Allein wohin Arist den trüben Blik
Voll Unmuth wirft, sieht er des Todes Farben.
Schon stieg der Mond in halbem Glanz hervor,
Die Stille wallt in hellen Thaugewölken
Von ihm herab, und herrschet um und um.
Die Thäler schlummerten, der träge Bach
Floß schläfriger, die Nachtigallen schwiegen,
Nur schauerte zuweilen durch die Gegend
Ein matter West, und schien dem Traurenden
Ein Seufzer der Natur, die ihn beklagte.
 Er irrte tiefer in den Hayn, bis er
Zur Seit' an eine Laube kam, aus Geißblat
Und blühender Acacia gewölbet.
Er nähert sich. Doch wie bestürzt
Bebt er zurük, da er Serenen, einsam
Halb von der Laube Dunkelheit bedekt,
Voll Schwermuth sizen sieht, ihn nicht bemerkend.
Ihr weisser Arm stüzt ihr tiefsinnig Haupt,

Das matt und welk auf ihren Busen hängt,
Die Seufzer ihres bangen Herzens zittern,
Durch das benachbarte Gebüsch. Arist,
Den diese Scene, die er nicht vermuthet,
In traurigs Staunen sezt, hört ihren Klagen,
Von einem dichten Strauch verborgen, zu.
„O dunkles unergründliches Verhängniß,
Zur Quaal nur lebend seyn! Ach welch ein Leben?
Wie lang ists schon, seit dem der Freude Lächeln
Vor mir verschwand? Seit dem für mich die Schöpfung
Zur Wüste ward, der Tag zur Mitternacht,
Die schlummerlose Thränennacht zum Jahre?
Wo seyd ihr hin, zufried'ne werthe Tage
Der freyen Kindheit, die ihr lieblicher
Auf lühtet als ein junger Frühlingsmorgen?
Ihr süssen Freuden meiner stillen Jugend,
Ihr einsamen Entzükungen, da mich,
Von Menschen ungestört, die Engel nur
Dem, der mich schuf, mein Daseyn danken hörten,
Wo seyd ihr hin? Ach! ach! ihr seyd verschwunden;
Auf ewig hin! Wie früh verschwandet ihr!
Wie bald, wie bald nahm thränenvoller Kummer
Den holden Stunden ihren Jugendglanz!
Hat je ein fühlend Herz, das seine Wünsche,
Der Unschuld nur, dem Himmel nur geweyht,
Ein grausamers Geschik erfahren? Jemals
Das Unglük schön're Hoffnungen zernichtet?
Ach Gott! du liebst zu sehr uns wolzuthun,
Als daß mein Jammer seines gleichen habe!
Verborgner Schluß der ewigen Regierung!
O darf ichs wagen, ists dem Schmerz erlaubt?
Warum ward mir ein fühlend Herz gegeben,
Zur Tugend und zur Liebe ganz erschaffen?
Wenn jenes, dem die Sympathie es zugedacht,

Von ihm getrennt seyn mußte? Ach, ihr holden
Betrognen Hoffnungen, ihr Paradiese
Voll Engelslust, worein die Phantasie
Mich schmeichelnd führt', als noch die süsse Freyheit
Den edeln Wunsch geliebt zu seyn erlaubte;
Wo seyd ihr hin? wie schnell seyd ihr verschwunden?
Zum Unglük zärtlichs Herz! wie oft schlugst du
Empfindender, wenn ich in Frühlingsschatten,
Voll trüglicher Entzükung, mir den Freund
Den Liebenswürdigen vor Augen mahlte,
Der mich allein die Liebe lehren konnte?
Ich sah' die Majestät des Edelmuths
In seinem Anblik, sah' die Redlichkeit
Auf seiner Stirn, und jeden ernsten Zug
Des Angesichts mit Menschenlieb' erheitert –
Wie zärtlich wallt' in meiner Brust die Sehnsucht
Des Edeln werth zu seyn? Wie übt es sich,
Leichtbildsam, in den Armen der Gespielen
Zu den Empfindungen der künft'gen Liebe?
Was für ein Bild des allerschönsten Lebens
Gieng da vor meinem Blik vorbey? Wie selig,
Wie paradiesisch war da jede Stunde,
Die im Gefolge guter Thaten sich
Zum Himmel schwung? Wie reich an heitrer Lust
Floß unser Leben in die Ewigkeit? –
Ach alles ist dahin! Es war ein Traum!
Vergeblich hat die Tugend dieses Herz
Als wie ein Genius, bewacht, es einst
Dem theuren Freunde, seiner werth, zu schenken.
Vergeblich hauchtet ihr, ihr sel'gen Hüter
Der frommen Unschuld, unter Frühlingsrosen
Empfindungen der Zärtlichkeit mir ein –
Und du, den die Natur vielleicht für mich bestimmte,
Du Edelmüthiger, so groß, so zärtlich,

Wie sich mein Geist den künft'gen Freund einst bildte,
Der Himmel weiß, wie mich dein Leiden rührt,
Wie oft ich, deinen Schmerz nicht mehr zu seh'n,
Mein thränend Auge plözlich von dir wandte,
Wie gern ich um dein Glük noch mehr als izt,
Noch mehr, wenn's möglich ist, erdulden wollte.
Du, Tugend, zeugest mir, wie rein und heilig
Mein Herz ihn liebet! — Ach! er hat verdient
Glükseliger zu seyn! — Nie hat sein Mund
Sein Herz verrathen, niemals gieng ein Blik
Aus seinen Augen, den die Unschuld strafte.
Er drükt in seiner Brust mit tiefem Schweigen
Die Seufzer und geheimbeweinte Leiden —
Wie hätt' er mich geliebt? — doch, ernstes Schiksal!
Auch diese süsse Träume raubst du mir!
Die Pflicht verbietet sie! zu strenge Pflicht,
Die wider alle Triebe kämpft, die das
Versagt, was sonst das Herz geadelt hätte! —
Doch flieht nur, flieht, ihr mehret meine Qual,
Entflieht ihr Bilder jener Seligkeiten,
Ihr eiteln Träume meiner Jugend, flieht!
Gewißre Hoffnungen erheitern mich.
Mein Geist, der Angst der steten Klagen müde,
Sieht freudigschauernd seine Rettung nah',
Und schweift schon in den seligen Gefilden
Der Ruh umher. Er sieht den nahen Tod,
Und weint ihm froh entgegen — Komm, erbetner,
Geliebter Tod, du hast für mich nichts furchtbars.
Ja zeige dich mit allen deinen Schreken,
Du wirst mir schön, du wirst mein Engel seyn!
Komm, Freund der Leidenden, du lezte Hoffnung
Des müden Kummers, schliesse diese Augen,
Sie haben ausgeweint. — Komm, führe mich
Dahin, wo Ruh und Unschuld ewig herrschen —

In welche neue sel'ge Gegenden
Wirst du entzükt, mein Geist? Welch einen Glanz,
Welch eine Wonne thauen diese Himmel? —
Wie wird mir? Wie verschwindet das Gedächtniß
Der Noth, in Engelslust? wie süßerquikend
Fließt die äther'sche Luft um mich? Was eilen
Für göttliche Gestalten, himmlisch=lächelnd,
Mit offnen Armen auf mich zu? wie zaubrisch
Ertönt die Harmonie von ihren Harfen! —
Fleuch, Schmerz, entweyhe nicht die Seele mehr,
Die schon den Himmel fühlt — Ihr kurzen Tage
Die ihr mich noch von diesem Glüke scheidet,
O rauschet schneller fort! — Und du, mein Freund,
Dich soll noch meine lezte Thräne weinen,
Du bist es werth! — O fühltest du die Ruhe,
Die izo mich umfängt! mein Leid ist fort.
Ja, ja, ich seh' die aufgehellte Zukunft,
Wir werden glüklich seyn! — Ihr stillen Lauben,
Wo ich vordem den stillen Lenz versang,
Seyd mir zum leztenmal gegrüßt! Ihr Bäche,
An denen ich in heil'gen Träumen schlief,
Fließt sanfter hin! Ihr vormals werthen Fluren,
Nehmt diesen Leib, der einst wie ihr geblüht,
Und nun erstirbt, mit seinen Thränen ein.
    So sagte sie, und sah' mit froherm Auge,
Das nicht mehr weint, die Brust mit Trost erfüllt,
Gen Himmel auf. Mit sanfterm Glanz sah' auch
Der Mond auf sie herab; es schienen ihr
Die Hügel ringsumher, als wie ätherisch,
Mit Freud umflossen. Um sie schwebt ihr Schuzgeist
Unsichtbar her, und labt ihr Ohr und Herz
Mit ihr allein vernommnen Melodien.
    Sie geht und läßt den unglüksel'gen Freund,
Von tausend kämpfenden Bewegungen

Zerrissen; langsam schlägt sein banges Herz,
Er athmet ängstlich, wie die lezten Seufzer
Des Sterbenden, bis ihm ein Strom von Thränen
Wohlthät'ge Thränen, kurze Lindrung schaffet.
 Indessen legt Serena sich, den Tod
Erwartend, nieder. Ruhig sah' sie ihn
Herbeynah'n; froh, wie eine Braut der Ankunft
Des langentbehrten Freunds entgegensiehet.
Er kam in Cherubinischer Gestalt;
Statt nächtlichschwarzer Todesschreken glänzte
Des Himmels Heiterkeit um ihn; es tönten
Einwiegende ätherische Accente
Von Engels-Harfen Ruh in ihre Brust,
Die immer schwächer athmet, steht und starrt;
Da denn der Geist, als wie in süsse Ohnmacht
Von himmlischen Begeistrungen verzükt,
Hin in des Todes Arme sinkt, der ihn,
In feyrendem Triumph zum wahren Leben führt.
 Erwartet nicht, daß ich Aristen schildre
Da er die Freundin todt vor sich erblikte?
Daß ich ihn mahle, diesen Unglükselgen,
Der sinnlos und betäubt in Todesschmerzen
Dahinsinkt, dann sich langsam wieder sammelt,
Und den gelindern Schmerz, der nun vertobt hat,
In Thränenbächen ausweint. — Nein! sie schildert
Timanthes nicht, nicht Dürer, weinen gleich
Die Engel selbst den leidenden Erlöser,
Den sein affectenvoller Pinsel nachahmt;
Ihn könnte nicht die allerzärtlichste
Der Frauenseelen, Englands Singer (*), schildern.
 Er floh' die Welt. Sie hatte lange schon
Nichts reizendes für ihn. Doch izt noch minder,

(*) Elisabeth Rowe, in deren Briefe damals der Verfasser sehr verliebt war.

Da mit Serenen alle seine Wünsche
Zur Ewigkeit sich aufgeschwungen hatten.
In einem abgelegnen Aufenthalt
Lebt er, was ihm zu leben übrig war,
Der Weisheit und Serenens Angedenken.
Des Schmerzens Wuth verwandelte sich izt
In eine sanftere Melancholie,
Die Ernst und Mattigkeit auf all sein Thun
Und jede Mine goß. Sein Antliz glich
Dem Angesicht der Erde, wenn den Himmel
Ein herbstlich weitumschattend Grau bewölkt,
Und nach und nach der Auen Glanz erlischt.
Doch Ruh und Hoffnung war in seiner Seele.
Er pries die Vorsicht, die Serenens Leiden
Ihr Ziel gesezt; er sah' sie in den Chören
Der englischen Gespielen, am Crystall
Der Himmelsbäch', und sehnte sich zu ihr.
Sie schien ihm jeder Handlung heil'ger Zeuge,
Wie zärtlich war er für sein Herz besorgt,
Es ihrer Liebe würdig zu erhalten?
Vielleicht war's auch Serenens Gegenwart,
Der Anhauch ihres Nektarmunds, der ihn
In stillen, der Betrachtung heil'gen Stunden
Izt lieblich anweht, izt entzükt dahinreißt.
Oft in der Wälder dichtgewölbten Gängen,
Zur Abendzeit, sah' er, in holden Träumen
Die Himmlische, wie sie auf Regenbogen
Hernieder sank. Aus ihren Minen stralte
Die Würde der Unsterblichen, die Anmuth
Des Paradieses floß um ihre Lippen.
Die Rosenfinger bebten durch die Laute,
In deren Goldklang ihre helle Stimme
Das Lob der Gottheit sang. — Wie schlug alsdann
Aristens Herz! Wie weint sein Aug ihr zu!

Voll süsser Wehmuth, voll Empfindungen,
Die man in euch, ihr sel'gen Sphären, fühlet,
Und die nur dann sich in des Menschen Seele
Aus euch ergiessen, wenn sie, vom Gedanken
Der Ewigkeit begeistert, über Erd' und Zeit
Empor sich schwingt, und unter Engel mischt.

Der Unzufriedne.

In einer Gegend, die der Tiger wässert,
Wohnt in der jüngern Zeit der Erde Zohar
Ein Liebling des Geschikes, wie es schien.
Die Menschen lebten damals ohne andre Bande,
Als die womit sie die Natur verknüpfte.
Noch war die Königskrone nicht erfunden,
Der Freyheit Räuberin, noch war der Mensch
Nicht angelehret, unter seines gleichen,
Lastthieren gleich, den wilden Hals zu schmiegen.
Ein jeder wohnt, von andern ungestört,
Mit seinem Hause, wo es ihm gefällt;
Die Erde, voll von ungenüztem Reichthum,
Stund allenthalben ihren Kindern offen.
So lebt auch Zohar. Eine weite Gegend,
Des Segens Wohnung, immer blühnde Thäler,
Die nie der Thau verließ, von fruchtbarn Bächen
Durchwunden, fette heerdenvolle Anger,
Und Waldungen von Palm und Mandelbäumen,
Mit einem Heer von Sclaven und von Mägden,
Den ganzen Reichthum jener Zeit der Einfalt,
Empfieng er aus der Hand des Glükes.
Wie glüklich konnt er seyn? Doch, lebt der Mensch,
Der es nicht wäre, wenn er selbst sich kennte,
Und deine Stimme, weiseste Natur,
In seinem Busen lispelnd folgsam hörte?
Die Weisheit darbet nie zufriedne Wonne,
Und braucht dazu nicht Ueberfluß.

Doch Zohar war im Schoos des Glüks nicht glüklich.
Zwar hatte sein geneigter Stern dem Jüngling
Ein biegsam Herz mit munterm Wiz gegeben;
Allein, zuviel von Jugendhize glühend,
Schweift' er bald aus dem angewiesnen Gleise
In tausend thörichte Begierden aus.
Sein wünschend Herz fand sein gewohntes Glük
In ein gehäßigs Einerley gehüllet.
Ein jeder Trieb zeugt in ihm neue Triebe.
Sein Herz war jenes Tejers (*) Herzen gleich,
Wo Amor nistete; der Wunsch war noch
Im Ey verstekt, ein andrer halb entkrochen,
Der wird schon flik, weil jene jüngre tzirpen,
Nun wachsen sie und heken wieder andre.
Wie war ihm da zu helfen? Die Natur,
So reich sie ist, ist doch zu arm, um Thoren
Zu sättigen. Allein der Ekel selbst,
Der endlich Ueberlegungen gebiert,
Heilt die Bethörte von der Sucht zu wünschen.

Einst da er, müd im Labyrinth der Sorgen
Herumzuirren, eingeschlummert war,
Sezt' ein belebter Traum die Reyh der Bilder
Die ihn vorher beschäftigt, fort. Der Geist,
Der mit dem Zepter, das der Geister König
Ihm anvertraut, die Unterwelt beherrschte,
Erkießte selbst, des Jünglings Herz zu heilen,
Die Träume, die mit nachgeahmtem Leben
Ihn hintergiengen. Zoharn deucht, er gieng
Voll unzufriedner Klagen auf dem Haupte
Des Berges, wo er von dem Fuß der Cedern,
In fröliche, weit ausgestrekte Fluren,
Sein väterliches Gut, heruntersah;

(*) S. die 33ste Ode Anakreons.

Doch unerfreut. Ihm blühten nicht die Fluren,
Ihn rührte nicht der Aussicht wilde Anmuth,
Nicht Honigbäche, die mit klarer Flut
Aus Dattelstämmen rannen, noch die Hügel
Von Lämmern weiß, wie Paros Felsen glänzen.
Von tausend halb entwikelten Begierden
Gedrängt, schwebt Zohar hin und her, als plözlich
Ein ungewohnter Schimmer um ihn zittert.
Er staunt und sieht aus einer goldnen Wolke,
Die Balsam thauet, Firnaz nieder steigen,
In göttlicher Gestalt, mit sanftem Anblik,
Der alle Furcht aus seinem Busen lächelt.
Was für ein Trübsinn, sprach der Geist zu ihm,
Bewölkt dein unzufriednes Aug, o Jüngling;
Was nagt dich für ein Gram? was wünschest du?
Entdek es frey, damit ich dirs gewähre.
Von seinem Blik ermuntert, sprach der Jüngling:
Mein Stand ist mir verhaßt. Er gleicht sich stets,
Der Morgen gleicht der Nacht, ein Tag dem andern.
Oft dünket mich mein ganzes Leben nur
Ein langer Augenblik. Die Luft, die mich
Umwölbt, ist viel zu traurig, Wald und Thäler
Von Schmuk entblößt, die Stunden leer an Freuden.
Auch ist, seitdem mich Thirzens Arm umfängt,
Ihr ganzer Reiz verblüht. Sie ist nicht mehr,
Von der ich, eh ich sie besaß, geglaubt,
Daß sie allein mein ganzes Herz erfüllte.
Ihr schöner Leib, die langen blonden Loken,
Die Stirn von Elfenbein, der Rosenmund,
Ihr Kuß, einst süsser als die ersten Trauben,
Und was mich sonst an ihr entzükt, war alles
Am dritten Morgen schon nicht mehr entzükend.
Ich fühl in mir ein unerforschlichs Leeres,
Und nirgendswo, was meinen Wünschen gleicht:

Verwandle, wenn du mich beglüken wilt,
O guter Geist, (so zeigt dich mir dein Ansehn)
Diß öde Land in eine Zauberau,
Wie jene sind, wo sel'ge Wesen wohnen.
Sie sey ein Sammelplaz von jeder Schönheit,
Die die Natur in alle Welt verstreut.
Was nur die Phantasie sich reizendes
Erfinden kan, das schmeichle meinen Sinnen,
Und sättige die lustbegier'ge Seele.
So sagt er. Kaum entfloß das lezte Wort
Dem Mund des Wünschenden, so sinkt er schlummernd
Vor Firnaz hin. Ein schöpferischer Schauer
Bebt augenbliklich durch die ganze Gegend.
So wie der Geist sein Auge cirkelnd drehet,
Verschönert sich das Antliz der Natur,
Weit um ihn her. So scheint verliebten Dichtern,
Wenn sie, wie Kristan oder Eschilbach, (*)
In jenen dichtrischen beglükten Zeiten,
Da Venus mit den scherzenden Camönen
Um Friedrichs lorbeerreichen Scheitel schwebten,
An der Geliebten Arm den Frühling grüssen;
Die ganze Flur von ihrem Blik bezaubert,
Violen, Amaranth und Hyacinthen
Entsprossen ihrem Fuß, die Bäume grünen
Hellglänzender, die schönern Blumen winken
Gefälliger dem Zephyr, der, unachtsam
Auf ihren Wink, des Mädchens Hals umflattert.
So wurde Zohars Flur von Firnaz Anblik.
Hier sah man alles, was die Lieblinge

(*) So hiessen zwey der anmuthigsten Minnen-Sänger aus dem goldnen Alter der alten schwäbischen Poesie, deren Lieder in der Ausgabe der ganzen Maneßischen Sammlung, welche 1759. in Zürich herausgekommen, zu finden sind.

Der Pierinnen, alles was Homer
Und der von Mantua, von Idens Gipfel
Wo Juno mit dem zauberischen Gürtel
Den Zeus getäuscht, und von Calypsens Insel,
Und von der goldnen Zeit, die Salonin
Der Erde wiedergeben sollte, sangen.
Die schlafeinladende, mit Rosenbüschen
Bekränzte Bäche, die um Tibur rieseln;
Der Lustwald, wo den Singenden Albuna
Aus Myrten Antwort gab, die stolzen Blumen,
Die nectarathmend Hyblens Matten dekten,
Und was in Cyperns Flur zur Wollust reizte,
Wenn Venus und Adon, umringt von Scherzen,
Auf schwelgerischen Rosen schlummerten:
Diß alles glänzte mit erhöhter Schönheit
In diesem Wunderort, der jenem glich,
Wo in der Liebe seidnen weichen Nezen
Die Zauberin Tancredens Muth entnervte. (*)

Der Unzufriedne wacht izt auf, und fühlt,
Und sieht und staunt, und sinkt, von so viel Schimmer
Betäubt, fast in des Schlummers Arm zurük.
Er findet sich auf einem Veilchenlager
Von paphischem Gesträuch umwölbt; ihm weht
Ein matter Wind begeisternde Gerüche
Wie Wolken zu, und streichelt sanft die Wangen.

Verwundernd und entzükt von seinem Glüke,
Irrt Zohar durch die grüne Dunkelheit
Bedekter Gänge, oder in Mäandern
Sidonscher Bäum' und düftender Granaten.
Dort reizt die weiche Ananas die Hand,
Hier lokt sie der verführerische Lotus,
Und Hand und Auge irren unentschlossen.

(*) S. Gierusalemme liberata, Canto XVI.

Indessen bebt die balsamirte Luft
Von tausendstimmigen verbuhlten Liedern
Unzehlicher befiederter Syrenen.
Wie süßbestürzt stund Zohar? So erstaunt
Ein Reisender, der nach verhaßtem Irren
Die anmuthsvollen Küsten Ceylons grüßt;
Er sieht von fern den lichten Glanz der Hügel,
Ein Landwind haucht ihm mit dem Zimmtgeruch
Der Wälder, süßvermischte Symphonien
Von den Bewohnern der Gebüsche zu.
Er steht als wie vom Traum erwacht, und sieht,
Und lauscht und schnappt begierig nach dem Winde;
Izt ist er lauter Ohr und Harmonie.
Izt schwebt sein Aug, uneingedenk des Ohres,
Am Ufer um, von einem Traubenhügel
Zum andern, und vergißt sich in Bewundrung
Der neuen paradiesischen Gesichte.

Er schweifte noch mit zweifelhaften Füssen
In dieser neuen Welt, als ihn der Anblik
Von sieben Nymphen plözlich auf sich zieht.
Den Charitinnen gleich, wenn sie am Peneus
Mit aufgelößtem Gürtel, Hand in Hand,
Der Venus und dem Lenz entgegentanzen;
So giengen sie. Die Wollust athmete
Aus Blik und Gang; bezaubert sieht sie Zohar,
Er sieht sie, und vergißt die Flur zu sehen.
Sie sehn ihn auch, und fliehen listigschamhaft,
Erhascht zu seyn, in dunklere Gebüsche.
Was fehlte nun dem Freund der Sinnenlust?
Wie glüklich dünkt er sich in seinem Traume?
Nun war kein Wunsch, der ihn genagt, mehr übrig.
Was sich die Phantasie nur reizendes
Erfinden konnt, entzükte seine Sinnen.
Nicht nur ein Tempe, ein Arcadien,

Ein Garten des Alcinous, ein Hybla;
Nein, alles diß in einem Raum verengt,
Erbot ihm tausendfache Lustbarkeiten.
Nicht nur ein Venusbild umarmt ihn hier,
Wie eine Helena dem Paris nur
Zum Dank des zugesprochnen Apfels wurde;
Nein; sieben Mädchen in der vollen Blüthe
Der jugendlichen Schönheit, jede reizend,
Jedwede im Genuß die trefflichste,
Verwehrten ihm den Ueberdruß der Gleichheit.
Nicht lange. Kaum entflohen sieben Tage,
(So dähnten sich im Traum Minuten aus)
Als ihn schon neue stürmerische Wünsche
Aus dem Getümmel seiner Freuden störten.
Er riß sich los, und sucht sich ein Gebüsch
Wo er den Schatten und den Bäumen kläget,
Daß alles was den Sinn entzüken kan,
Der Wollust ganzes Reich, ihm aufgeschlossen,
Der Wünsche Hofnung hintergangen hat.
Unseligs Herz! Feind deiner eignen Ruhe,
Du Abgrund unersättlicher Begierden,
Ich hasse dich — doch wie? was für ein Unsinn
Empört mich wider mich? Trägt denn mein Herz
Die Schuld, wenn seine grösseren Begierden
Sich in der Lust des Körpers nicht beschrenken?
Wie sehr ermüdt der überhäufte Reiz
Die schwächern Sinnen? Das Gefühl verwirrt sich
In so viel gleich anziehnden Gegenständen.
Die Augen blendt der allzustrenge Glanz,
Die Ohren werden taub von Harmonien,
Und selbst die Sättigung zeugt neue Wünsche.
O hörte Firnaz mich, o möcht er sich
Nur einmal noch erbittlich finden lassen!
Nun seh ich erst des vor'gen Wunsches Thorheit

In Ihrem ganzen Umfang ein. Doch izt,
Izt fühl ich eine würdige Begierde!
Was könnte mir zum Wollen übrig bleiben,
Wenn diese nur erfüllet wär? O möchte
Mein Land so unbeschränkt als meine Wünsche,
Und meine Macht der Völker Schreken seyn.
Wie süß ists, sich der Menschen Herrscher denken,
Ein Gott der Erde seyn, das Schiksal ordnen?
Aus einer Hand den wartenden Provinzen
Den Donner, aus der andern Sonnenschein
Mit gleichem unbewegtem Antliz geben.
O würde mir diß Glük! — noch sprach sein Mund
Als ihn ein unsichtbarer Arm ergrif,
Und augenbliklich durch die Luft entführte.
Er sah sich unter seines Fusses Flucht
Ein grenzenloses Land, mit Cedernwäldern
Umthürmt, verbreiten; meerengleiche Ströme
Entstürzten ihrem lüftgen Haupt, und rauschten
Vielarmicht durch die palmenreichen Ebnen;
Hier zittert ihn der Schimmer goldner Dächer
Aus hochgethürmten Städten an, die fürstlich
Von ihren Hügeln auf die Fruchtbarkeit
Umgebender Gefilde niedersehen.
Diß alles was du siehst, ist dein, sprach Firnaz,
Den Zohar ungesehn nur fühlt und hörte.
Mit unersättlich geiz'gem Blik maß er
Die Fernen aus, ihm pocht das Herz vor Freude.
Nach kurzem Flug sank er gemächlich nieder,
Und stand in einer prächtigen Versammlung
Von Helden und von Greisen weit umringt,
Die den Erstaunten ihren Sultan grüßten.
Den Augenblik sieht er die ganze Schaar
Demüthig sich zu seinen Füssen schmiegen.
Man windt ein fürstlich Band um seinen Scheitel,

Der Silberklang der festlichen Trompete
Verkündigt ihn durch alle Marmorgassen,
Und mischt sich in das allgemeine Jauchzen.
Ihn führt ein ehrfurchtwürdger Chor von Alten
Zum marmornen Palast; ein stolzes Heer
Von Kriegern trabt dem König nach, und breitet
Vor seinem Schloß die furchtbarn Flügel aus;
Die silberhellen Waffen blizen zitternd,
Die Mordsucht glüht im wilden Blik der Männer,
Und sucht den Feind — Izt flossen Strömen gleich
Die unterworfnen Völker in die Stadt,
Die Stuffen seines goldnen Throns zu küssen.
Unzehlbare Cameele trugen ihm
Den Reichthum seiner Länder zum Geschenke,
Der Inseln Gold, Arabische Gerüche.

Izt wird doch Zohars Wunsch befriedigt seyn?
Er ists. Doch kaum so lang als ers im Arme
Der Wollust war! Der Durst nach Ruhm und Macht
Verzehrt in ihm die Neigungen zur Freude.
Umsonst reizt ihn der Mädchen weiche Schönheit,
Er höret nicht das lusteinladende
Getön des Saitenspiels, die Zauberstimme
Der Sängerinnen loket ihn umsonst.
Er höret nur den Kriegsklang der Trompete,
Der ihn ins Schlachtfeld ruft; der Pferde Wiehern,
Der Siegenden Geschrey, der Feinde Winseln
Erschallet stets in des Erobrers Ohren.
Nun zieht er aus, die Nachbarn seiner Grenzen
Sind, wie ihm däucht, schon werth, die Erstlinge
Der Siege, die sein Muth beschließt, zu seyn.
Er fällt sie an und siegt. — Wie lieblich muß
Dem Ohr des Siegers der Triumphston schallen!
Wie süß muß ihm die bange Todesstimme
Von Schaaren, die in ihrem Blut sich windend

Die unverschuldte Seele strömen, tönen?
Der Ueberwinder eilt, ein ferners Land
Mit seiner Kinder Blut zu überschwemmen.
Er kömmt und siegt, und mit der Zahl der Siege
Entgränzet sich die Wuth noch mehr zu siegen.
Schon waren um und um die Nachbarn zinsbar,
Das Land verheert, die Wälder ausgebrannt;
Die Gegenden von Menschen öd und wüste,
Wo sonst die Freude nach des Tages Arbeit
Die Jugend zu vergnügten Tänzen rief.
Doch Zohars Herrschsucht war noch nicht gesättigt.
Wie quält ihn der demüthige Gedanke,
Daß Völker sind, die nicht sein Schwerdt gefühlt?
Er that den Wunsch zuerst, den lang nach ihm,
Wenn nicht die Nachricht trügt, der Held gethan,
Der Reich und Blut dem besten Fürsten raubte:
„ Ach hätte doch der Himmel eine Brüke
„ Die mich zum Sieg in andre Welten trüge!
Zwar waren unter tausend niedern Sclaven
Die ihn vergötterten, noch wenig Weise
So kühn, der Menschlichkeit ihn zu erinnern;
Sie zeigten ihm in Gott der Fürsten Urbild,
Der nur um wolzuthun allmächtig ist.
Doch Zohar hörte nicht; wie sollte der
Die Weisheit hören, dem der Thränen Stimme
Und das vergoßne Blut nicht hörbar war?
Der Tod belohnte die getreue Mühe
Der grauen Väter, die an seinem Hofe
Die einzigen verhaßten Menschen waren.
Doch izo nahte sich des Helden Fall.
Ein mächtig Volk, das seit Jahrhunderten,
Der Ruh im Schoos, das Glük der Freyheit fühlte,
Sollt auch ein Raub des Weltbezwingers werden.
Allein die Eintracht, und des Vaterlandes

Allmächt'ge Liebe machte sie zu Helden.
Es waffnet sich der Jüngling und der Greis,
Das Mädchen selbst greift muthig nach dem Schwerdt,
Und drükt die zarte Brust mit hartem Stahl;
Gerechtigkeit und Muth, den Freyheit zeuget,
Erheitert jedes Aug und stärkt die Rechte.
Sie stürzen unaufhaltbar in die Feinde,
Der Grimm des Todes blizt von ihren Schwerdtern.
Die Räuber fallen, jeder Schwerdtstreich tödtet,
Und die Gefloh'nen streut die bange Flucht
Durch unbekannte schwarze Wüsten hin.
Der Held, der izt nach langem Taumel wieder
Die Menschheit fühlt, irrt, kaum dem Tod entsprungen
Durch Abweg um; mit Müh schleppt noch sein Fuß
Den trägen Leib, doch spornet ihn die Angst.
Zulezt sieht Zohar sich, allein und traurig,
Im Busen einer hochumthürmten Ebne.
Die heitre Gegend lacht ihm Ruhe zu,
Er wirft den matten Leib an eine Quelle,
Die lieblich sprudelnd von dem Hügel fiel;
Die Einsamkeit und sein verwandelt Schiksal
Führt ihn auf ernstliche Betrachtungen,
So sprach er, mit oft abgebrochnen Worten:
O Zohar, wie betrog dich deine Hoffnung?
Wo sind die königlichen Träume hin,
In denen du dich Meister vom Geschike,
Ein Gott der Erde, sah'st, wo sind sie hin?
Verlassen, und vom stärkeren Verhängniß
Von deinem Thron herabgedonnert, siehst du
Den nahen Tod und die gereizte Rache.
Unseliger, wie hast du dich betrogen!
In welchen Abgrund stürzt dich deine Thorheit! —
Grausamer Geist, du sah'st daß mein Verlangen
Mein Unglük war, warum gewährtest du

Den Wunsch, der unbewußt den Tod begehrte?
Wie elend ist der Mensch? Was bist du, Sclavin
Der Sinnlichkeit, betrügrische Vernunft!
Entbehrlichs Vorrecht vor glükſel'gern Thieren,
Du bist es, die der Menschen Jammer brütet.
Von dir benebelt, trunken von der Hoheit
Die du versprichst, träumt er ein Gott zu seyn,
Und sinket schwindelnd aus dem fremden Himmel
Weit unters Vieh in bodenlose Tieffen.
Dann hebt er sich, und taumelt voller Hoffnung
Aus einem Labyrinth bethörter Wünsche
In einen andern; immer mehr erhizt,
Stets unersättlicher, stets unzufriedner.
Wie glüklich seyd ihr, lüstige Bewohner
Des freyen Walds! Affectenlos und froh
Lebt ihr, indem der Mensch aus Stolz sich quält.
Euch zu vergnügen, die ihr wenig wünschet,
Ist die Natur mit Ueberfluß erbötig.
Ihr schöpft die reinste Luft, euch scherzt der Frühling.
Ihr singet und genießt die sanfte Liebe,
Von dieser Hize frey, die unsre Wollust
Gehäßiger als alle Schmerzen macht.

So sagt er, hebt sein Aug, und sieht um sich
Ein Sommervögelchen, mit regen Schwingen,
Auf deren Staub des Frühlings Farben blühten
Der ihn gezeugt; zu Rosen von Narcissen,
Von einer Staud' auf eine blumenreich're
In ruhigfrohem Unbestande flattern.
O Firnaz, ruft er aus, du war'st schon zweimal
Zu meinem Unglük allzusehr willfährig,
O sey es izt, da ich mein Glük mir wünsche.
Ja, ich beneide dieses Wurmes Stand!
Was ist die Wollust, die mich wie im Strudel
Umhertrieb, mit der reinen Lust verglichen,

Die diese leichtbeschwingte Raupe fühlt?
Viel lieber will ich über Blumen herrschen,
Als, Herr der Welt, mein eigner Sclave seyn.
Verwandle mich in einen Sommervogel.
    Noch spricht der Unzufried'ne, zweifelhaft
Erhört zu seyn, als schon das lezte Wort
Sich unvollendet, in ein schwaches Zischen
Verliehrt. Er sinkt, als wie in Ohnmacht hin;
Indem schmiegt sich sein starker Leib zusammen
In einen Wurm, die Arme werden Hörner,
Dem Hals entsproßt ein blumichtes Gefieder,
Vier Flügel schütteln ihren weissen Staub
Leichtflatternd von sich. Izt erwacht die Seele
Von ihrem Schlaf, und staunt und fühlet sich
In einen engern Kreis gepreßt, die Triebe
Geschwächt und sanft, und den Gesichtspunkt tiefer.
Dann wagt der neue Schmetterling die Flügel,
Sinkt plözlich wieder hin, hebt sich aufs neue
Und schwebet furchtsam in der fremden Luft.
Schon loket ihn der Pflanzen süsser Athem,
Der in sein zartes Fühlhorn lieblich wirbelt,
Er eilt von einer Blume zu der andern,
Und lispelt jeder seine Liebe zu.
Nach flog' er sorglos und gefiel sich selbst
In seinem neuen Zustand, und gewohnte
Statt Sacharissen Rosen zu umarmen;
Als ein Insectenfeind, die schwarze Dohle,
Voll Raubbegier von ihrer Höhe schoß,
Und ihn zum Futter ihrer Jungen raubte.
    Die Todesangst wekt Zoharn aus dem Traum.
Halbschlummernd wacht er auf, und sieht sich um
Und fühlt sich an, und suchet seine Flügel.
Izt merkt er erst, daß ihn ein Traum betrogen.
Er findet sich an seiner Thirza Seite,

Die, von der Morgenröthe halbbeschimmert,
In lustigfreyem Morgenschlummer ligt.
Er rast sich auf, und sinnt dem Traume nach,
Und wundert sich der deutlichen Entwiklung
Der Triebe, die er oft, jedoch verwirrter,
Empfunden hatte. „Wahrlich, rief er endlich,
Der war ein Geist, der war wol Firnaz selbst,
Der diesen Traum vor meine Seele führte,
Und nicht umsonst. Dein Zwek betriegt dich nicht,
Unsterblicher, der für mein Wohl so sorgsam
Im Traume wirkt, was, wenn der Körper wacht,
Der von Empfindungen betäubte Geist
Nicht denken konnte. Ja izt fühl ichs erst,
Mein ganzes Leben war bisher ein Traum,
Ein langer Traum der eingewiegten Seele;
Die schlaff und träg den Sinnen unterlag.
Was fühl' ich in mir? Welche neue Triebe?
Wer giebt euch mir, ihr göttlichen Gedanken?
Ihr unbekannten stolzeren Gedanken;
Als die, da ich mir Königreiche wünschte?
Wie klein wird mir die niedrig dunkle Erde!
Was sind die Güter, was die Sinnenlust,
Die nicht einmal den Leib vergnügen können?
Doch warum hab ich euch sonst nie empfunden,
Ihr Göttertriebe? hat vielleicht euch Firnaz
Mir eingelispelt, oder bist du es,
O Seele, die du, heil vom alten Schwindel,
Dich wieder fühlst, und kaum dich selbst erkennest?
Ja, ja ich bin ein Gott, die Sterne sind
Mein Vaterland, mein Element der Himmel.
Da war ich, eh ein unbekanntes Schiksal
Mich in die Unterwelt herabgestossen
Des Leibrs Wollust, dieses tolle Nichts
Der Ehre die mit Menschenblut sich tränket,

Sind Nebel, die den düstern Kreis umwölben,
Wo ich verlernte, wie ein Geist zu denken.
Doch izt durchblizt ein plözlich Sonnenlicht
Die Nebelwolken, die Vernunft verbreitet
Ihr lehrreich Licht – O welch ein Glük! ich sehe.
Izt seh' ich erst, was mitten im Tumult
Der Leidenschaften, in mir leise rief;
Die Stimme der ätherischen Begierden,
Die nach der reinsten Geisterlust verlangen –
O Weisheit, giesse dein harmonisch Licht
In meine Triebe, sie verlangen Ruhe
Und Freuden, die nur du genießbar, standhaft
Und würdig mach'st der Gottheit unsers Geistes.
Du lehrst mich überall Vergnügen pflüken,
Versöhnest mich mit der Natur, und tödtest
Der Thorheit Brut, die lasterhafte Klage.
Der Dunst zerfließt, den die Affecten sonst
Um deine Schönheit, O Natur, gegossen.
Mit voller Lust umarm' ich dich izt, Thirza,
In deren Geist die mannichfache Schönheit
Der ganzen Welt, im kleinen abgedrükt,
Sich mir erbeut, im Leibe selbst gespiegelt.
In deinem Arm will ich mein Leben brauchen;
Von deinem Mund will ich die Lehren schöpfen,
Die dir die Tugend eingehaucht, ich will
Aus deinen Augen die Empfindung saugen,
Die meinen Geist mit kräftigen Entschlüssen
Begeistert und der Tugend Leben stärkt.
Ich will nicht wünschen; sterbt, wenn noch in mir
Der alten Thorheit zarte Sprößlinge
Gewurzelt sind, ihr zeuget den Verdruß,
Der Menschen zwingt, oft Thiere zu beneiden.
Belehre mich, o Weisheit, in mir selbst,
Die Welt und mehr als eine Welt zu finden.

(Wiel. Poet. Schr. I. Th.)

Was hat die Ewige, die in mir herrschet,
Und dann erst lebt, und dann erst sich empfindet,
Wenn sie als wie vom Leib entfesselt ist?
Was hat sie für Gemeinschaft mit dem Stoffe?
Was sind für sie Gebürg' und weite Ebnen,
Und göldne Thronen, reizende Gerüche,
Und Körper, die die Nerven zärtlich reiben?
Wie lang kan denn der Stoff die Wünsche halten?
Wie lange täuschet er die Lust zum Wechsel?
Windt nicht die Seele sich vom Schlamme los,
So bald sie in ihn stürzt, und dringt sich keuchend
In eine reinere entgrenzte Gegend?
Mit diesen Höhen mache dich bekannt,
Mein Geist, Unsterblicher, vom Stamm der Götter!
Die Ewigkeit enthält dir noch, was hier
Dein Herz vergeblich in dem Unbestande
Der Welten sucht, die wie gemahlte Wolken
Nur Schatten sind, und Würklichkeiten scheinen.
Vertraulich mit der überird'schen Weisheit
Findt dich der Tod, der andre träumend würgt,
Erwacht; zufrieden lachst du ihm entgegen.
Dann steigst du durch das Thor, das er dir öffnet,
Hinüber in die Welt der wahren Wesen,
Und wunderst dich, daß nebeltrunkne Menschen
Den Tod verwünschen, und zu leben wähnen.

Melinde.

Melinde hatte siebzehn Jahre schon,
Fern von der Stadt, mit ihrer edeln Mutter
In froher Mittelmäßigkeit gelebt.
Ein armes Gut, so klein als ihre Wünsche,
Hielt diese Zwey in seiner stillen Schooß.
Melinde, der in ihrem zart'sten Alter
Der Tod den Vater nahm, ward von Elviren
Hier auferzogen. Welche Hoffnungen
Las diese schon in den noch schlaffen Minen
Des Mädchens, das um ihren Busen scherzte?
Mit welcher Sorgfalt pflegte sie die Triebe
Der Tugend, die aus ihren jungen Augen
Unschuldig lacht, und ihren Spielen selbst
Was edlers gab, als andre Kinder fühlen?
Wie dich, eh du die niedre Erde ziertest,
Die Lieb' in ihrem Arm, o Doris, bildte,
Ihr zärtliches einnehmend sanftes Lächeln
In deine Augen goß, und jede Neigung
In deiner Brust nach ihrem Herzen schuff.
Dich sah'n die Freundinnen, dich sah'n die Engel,
Und liebten dich, und segneten den Jüngling,
Den einst dein Blik die Liebe lehren sollte:
So wuchs in ihrer zärtlichedeln Mutter
Umarmungen, und liebreichweisen Lehren
Melindens Schönheit auf. Ihr holdes Auge
Sah' nie der Städte schwelgerischen Schimmer.

Kein eitler Vorwurf, keine der Geburten
Des höf'schen Stolzes, und der Ueppigkeit
Beflekten ihre unschuldsvollen Blike;
Sie fielen nur auf Blumen oder Thäler.
Die sittsamschön wie sie, und unbemerkt
Aufblühten, oder auf die Morgenröthe,
Die Rosen von den feuchten Flügeln schüttelt.
Vertraulich mit der Unschuld und Natur
Lebt hier Melinde, wie von einem Schuzgeist,
Von ihrer Mutter Zärtlichkeit bewacht.
Wie oft verweiltet ihr, wenn sie allein
Am Murmeln eines silberhellen Baches
Mit ihrem Herzen sprach, ihr leichten Sylphen,
Sie anzuseh'n, und gosset süsse Lüfte
Mit hyacinthnen Fittigen um sie,
Und scherztet um den sanftbelebten Busen?
Und wenn sie sang, floß der entzükte Bach
Harmonischer, die Nachtigallen horchten,
Und ringsum färbten sich die Blumen heller.

Noch hatte die unschuldige Melinde
Die Liebe nicht gefühlt, obgleich ihr Herz
Sich selbst im Arm der ähnlichen Gespielen
Verrieth, daß es zur unbekannten Liebe
Gebildet war, die aus der Zärtlichkeit
Der blauen Augen unbewußt entzükte.
Mit reinem Herzen sah' ihr fühlend Auge
Zum Himmel auf, und jeder sanfte Schlag
Der Adern, jede Wallung ihrer Brust
War dir, o Tugend, heilig. — Doch es kam
Der Augenblik, da sie sich weiblich fühlte.
Ismene war Elvirens beste Freundin,
Zwey gleiche Seelen, die der Stand nur schied.
Ismenens Güter grenzten an das Landhaus,
Wo sich Elvire mit der Tochter aufhielt.

Melinde gab Ismenen oft Besuch;
Sie war so sicher in der Freundin Schuze,
Als in der Mutter Arm. Hier sah' sie einst
Ismenens Bruder, der von Reisen kam.
Der Anblik ändert ihres ganzen Schiksals Lauf.
Gefällig, edel, wizig, und so reizend
Wie den Adon die muntern Dichter schildern,
Und jenen schönen Schläfer, den Diana,
So spröd sie war, doch heimlich küssen mußte,
Erschien Lysander vor Melindens Augen.
Kaum sah sie ihn, als ungewohnter Schauer
Ihr Herz durchfuhr; sie schlug die schönen Augen
Verwirrterröthend nieder, doch Lysandern,
Nicht unbemerkt, der seine Stärke kannte.
O wie zerschmilzt dein weiches Herz, Melinde?
Wie hängt dein Aug an ihm? Wie schamhaft bebt
Dein Blik, wenn er auf seinen trift, zurüke?
Nie ward ein Herz vollständiger erobert,
Als izt des Mädchens unerfahrnes Herz.
Noch stärker, doch mit minder Zärtlichkeit
Bezaubert auch ihr Anblik den Lysander.
Solch einen Eindruk hatte nie ein Mädchen
In sein Gemüth gemacht. Er staunte ganz,
Und fühlte sich zum erstenmale zärtlich.
Zwar hatt' er oft geliebt, doch Zärtlichkeit
War ihm ein Wort, bey dem er eben das,
Was er bey Tugend oder Geistermährchen,
Und bey des Gabalis Sylphiden dachte.
Es war, als ob aus ihren fühlenden
Gerührten Augen, die nicht heucheln konnten,
Die Zärtlichkeit sich in sein Herz ergösse.
Doch die Gewohnheit regelloser Triebe,
Melindens Stand, der weit von seinem abstand,
Und Hoffnung, sie auf den gewohnten Fuß,

Mit einer Wollust, die dem Lasterhaften
Schimär'sche Freyheit süsser macht, zu haben,
Besiegten bald die reineren Verlangen,
Die plözlich in ihm aufgestiegen waren.
Er faßt mit kälterm Blut den schnöden Vorsaz
Mit ihr die Zahl der Unglükseligen,
Die er, von ihrer Unschuld angereizt,
Entehret hatte, zu vermehren.
Doch deket der Verräther mit der Mine
Der Zärtlichkeit den unverschämten Anschlag.
Sein Auge war gelehrt, der Liebe Sprache
Mit heuchlerischer Redlichkeit zu reden.
Sein Blik, sein Mund, dienstbare tiefe Seufzer
Gehorsamten dem lasterhaften Willen.
Er sah' Melinden oft halb schüchtern an,
Und sagte mehr mit künstlichbangen Bliken,
Als mit dem Mund, der ihren Reiz erhob.
Die Schöne kehrte mit verwundtem Herzen
Zurük in ihre Hütte. Doch sie fand
Die Freude nicht in ihr, die sonst im Eingang
Der Kommenden entgegenlächelte.
Ihr Haus ward ihr zum erstenmal zu enge.
Schon schwung die Nacht ihr sternichtes Gefieder
Um die Natur, schon lag Elvir' im Schlummer,
Als sie, den Schlaf umsonst zu Hülfe ruffend,
Mit ihrem bangen Herzen sich besprach:
„Wie ist dir, zu empfindliche Melinde?
Warum entflieht die Heiterkeit der Ruhe
Aus deiner Brust? Was heben sie für Wünsche?
Zu schwaches Herz! ach! soll ein Augenblik
Dir deine unschuldvolle Stille rauben? —
Allein wie liebenswürdig ist Lysander?
Wie werth, daß ich so viel für ihn empfinde? —
Halt ein, Verwegne, glaube nicht zu frühe

Dem eingenommnen Wunsch! kennst du Lysandern?
Weist du, daß seine Seele nicht die Schönheit
Der Augen schändet, die soviel versprechen? –
Doch nein! in einem solchen Leibe wohnt
Kein hassenswerther Geist. Aus seinen Minen
Blikt Redlichkeit und Großmuth, und wie reizend,
Wie süßeinschmeichelnd bliken sie aus ihnen?
Gewiß die Weisheit liebet da zu wohnen,
Wo soviel Schönheit blüht. Gesellt denn nicht
Stets die Natur die Tugend zu der Zierde?
Selbst in den unbelebten stummen Pflanzen
Haucht aus dem holden Leib der Hyacinthe
Der Ros' und Nelken eine beßre Kraft,
Als aus dem Pöbel farbenloser Kräuter. –
O fühltest du in deiner edeln Seele,
(So zeigt sie mir die redlichfreye Stirne)
Was ich für dich! – doch, sagte mir sein Seufzen
Nicht Liebe zu? wie schön, wie zärtlichblöde
Erröthet er, wenn seinem Blik der meine
Begegnete? Schien nicht sein klagend Auge
Mir seine Liebe, die der Mund nicht wagte,
In einer Sprache zu gesteh'n, die ich
Zwar nicht gelernt, und doch sogleich verstehe;
Wie glüklich wär' ich, liebte mich Lysander!
In welcher sel'gen Einfalt lebten wir
Fern von der Welt, vergnügt mit unsrer Liebe,
In diesen Thälern, wo die freye Tugend
Sich vor der Thorheit und dem Laster einschließt!
O welche neue Hoffnungen verbreiten
Ihr glänzendes Gefieder um mich her!
O Liebe! allzuschön erscheinst du mir.
In welcher Seraphsmine seh' ich dich
Mir zärtlich lächeln! O wie wallt mein Herz
Dir willig zu! – Du sonst geliebte Freyheit,

Nimm diese Thränen noch zum Abschied an.
Ihr stillen Grotten, ihr zufriednen Lauben,
Nun werd ich nimmer eure Schatten suchen,
Von keiner Glut als vom Mittag erhizt;
Ich werde nimmer, frey von Wunsch und Sehnsucht,
Den seufzerlosen Busen, der sich selbst
Nicht fühlet, euern Blumen anvertrauen.
Du dunkler, Nachtigallenvoller Hayn,
Der sonst so oft von meinen Liedern rauschte,
Mit Thränen seh' ich deine Rosenbüsche,
Den Aufenthalt der frohen Einsamkeit,
Wo ich, vergnügt mit mir und mit der Vorsicht,
Unwissendfreudig in die Zukunft blikte;
Ach werd' ich niemals deine holde Nacht
Mit stillvergnügtem Herzen wieder grüssen?
O Liebe, solltest du so sehr mich reizen,
Nur wieder zu entflieh'n? Wie könnt ich dich,
Du holdes Traumgesicht, womit die Hoffnung
Vielleicht umsonst mir schmeichelt, schwinden sehen? —
Doch wie? (Kaum wagt mein Herz den schreklichen Gedanken,)
Wie, wenn Lysander mich betrügen könnte?
Wie, wenn mein eignes Herz, da ich das seine
Für edel hielt, mich hintergangen hätte?
Wie grausam ist mir diese Möglichkeit?
Doch wär's auch so, so soll mein Herz doch nicht
Der Tugend noch der Ehre untreu werden.
Eh seyst du, allzusehr gerührtes Herz,
Das unglüksel'ge Opfer deiner Liebe!
Eh müssen diese gern gefühlten Flammen
In Thränenbächen löschen, eh ich dich,
Gespielin meiner frommen Jugendzeit,
O Unschuld, und, o Liebe, dich entweyhe!

So unterhielt Melinde sich mit sich,

Und irrte, zitternd zwischen Furcht und Hoffnung,
Die ganze Nacht durch unruhvolle Träume.
Die Morgenröthe fand sie wach und sorgend,
Die Thränen glänzten in den matten Augen,
Wie Morgenthau im Schooß der Blumen glänzt.
Doch bald erheitert Aug und Herz sich wieder,
Da sie Lysandern sieht, und sein Gefühl
Und eine Liebe, die sie mit der eignen
Harmonisch glaubt, von seinen Lippen höret.
Er seufzete nicht lang. Ihr zärtlich Herz
War viel zu offen sich ihm zu verheelen.
O Würdige, von einem Freund der Tugend
Geliebt zu seyn! Wie hättst du ihn entzükt,
Wenn er in deinen wehmuthsvollen Augen
Die holde Schaam der Liebe, die nicht länger
Verborgen bleiben kan, gesehen hätte?
Wie süßbegeistert hätt er deine Thränen
Dem schüchternen geliebten Aug entküßt?

Zwar auch Lysander ward von dieser Scene
Entzükt, doch minder weil ihr Herz ihn rührte,
Als weil er seinen lüsternen Begierden
Bald Ruh in ihrem reinen Arm versprach;
Allein ein leichter Wind streut seine Wünsche,
So wie Melindens Hoffnung, in die Luft.

Schon waren Monate mit leichtem Fuß
Vorbeygeflohn, da sich die beyden liebten.
Doch schienen sie dem Mädchen, das die Liebe
Mit allem Reiz der Neuheit eingenommen,
Nur Tage, gleich des Paradieses Tagen.
Lysander schien ihr ihres ganzen Herzens
Vollkommen werth; er war es, hätte nicht
Die Macht der zügellosen Sinnlichkeit
Sein Herz, dem die Natur viel Adel gab,
Zur feinern Lust der Tugend unempfindlich

Gemacht. Allein Melindens Unerfahrenheit
Vermumter Laster Minen auszuspähen,
Und ihre Lieb' und leichtbetrogne Unschuld,
Die alle Herzen nach dem ihren schäzet,
Erlaubt ihr nicht, in des Liebhabers Larve
Den häßlichen Betrieger zu entdeken.
Bis endlich, ach! zu schnell, die Stunde kam,
Die sie aus diesem Traum von Wonne wekte.

Nacht war es, eine heitre Stille schwebte
Um die Natur, und lud Melinden ein,
In einem Lustwald, der Ismenens Garten
An ihre Wohnung schloß, herumzuirren.
Die Kunst war hier verstekt, man glaubte sie
Nicht stolz genug, die Schönheit der Natur,
Erhöhn zu wollen, die sie doch erhöhte.
Die Bäume reyhten sich in grüne Gänge;
An ihrem Ausgang blühten Sommerlauben
Von Rosenbüschen, die Spazierenden
Auf ihre Blumenbänke einzuladen.
Vom Gipfel einer rauhen Felsenspize,
Stürzt sich ein Bach, und wälzt gemächlichfallend,
Sein wallend Silber durch die ganze Gegend
In Blumen oder Ranken eingefaßt,
Polirten Spiegeln gleich, auf deren Fläche
Der helle Mond sein zitternd Bildniß warf.
Hier gieng Melinde, wie es schien, allein;
Doch, wie sie glaubte, in der unsichtbaren
Dem Geist, der leiser fühlt, nur merklichen
Gesellschaft ihrer himmlischen Gespielen.
Auch war die Unschuld und die holde Liebe
An ihrer Seite mit der süssen Stille,
Umringet von Betrachtungen, wie Venus,
Wenn junge Liebesgötter um sie schweben,
Wie Hagedorn und Uz sie oft gesehen.

Die Gegend schien nicht eine ird'sche Scene,
Sie schien bezaubert, wie die Wundergärten
In die uns Dichter führen, wo die Feen
Mit leichten Füssen runde Tänze winden,
Gleich den ätherischen Gefilden,
Wohin die zärtlichste der Dichterinnen,
Der Britten Singer, oft verzüket wurde.

Lysander, welcher jeden Tritt Melindens
Sorgfältig spähte, glaubte diesen Abend
Vom Glük ihm selber zugeführt, und schlich
Dem Mädchen nach, das von der holden Stille
Gelokt in einer Laube grünen Schooß,
Auf einem Bette weicher Kräuter ruhte.
Er naht sich, unbemerkt, mit leisem Tritt.
Da lispelt ihm ein nächtlichfrischer West
Die Worte zu, die das zufriedne Mädchen
In ruhiger Entzükung zu sich sprach:

„Wie süß bist du, des Herzens holde Stille,
Und ihr, die ihr sie lieblich unterbrecht,
Beliebte Schauer, angenehme Schreken,
Der hellen Nacht, der frohen Einsamkeit,
Der Schöpferin der schönsten Hoffnungen,
Die sie in wachenden erwünschten Träumen,
Wie Paradiese, um uns blühen macht —
Wie fühlt mein Herz sich selbst und seinen Adel!
Welch eine himmlische Zufriedenheit,
O Unschuld, lächelst du in meine Seele!
Mit welcher Ruhe, frey von lüsternen
Aufwallungen der wünschenden Begierden,
Seh ich in euch, ihr goldnen Tage, hin,
Die mir in ihrer himmlischen Gesellschaft
Die Lieb entgegenbringt, die selige
Erhabne Liebe, meiner Tugenden
Beherrscherin, die Crone meiner Triebe!

Wie glüklich werd ich seyn, wenn einst mein Freund,
Deß edles Herz mir ihn einst so verspricht,
Wie meine Zärtlichkeit ihn wünscht, wenn er
Mit mir, o Vorsicht, vor dir ausgegossen,
Dich loben wird, und dann auf unsrer Liebe
Aetherschen Schwingen zu der göttlichen
Emporgetragen, in der Schönheit Fülle
Den sterblichen und matten Reiz vergißt,
Den er an mir, vielleicht zu zärtlich, liebet!
Mit welchen Wallungen der reinsten Freude,
Wovon das schwache Bild mich schon entzükt,
Will ich alsdenn in seine Arme fallen,
Und dich an seiner Brust, o Liebe, preisen!„

Lysander hört sie; hört den freyen Ausbruch
Der schönsten Unschuld, die so zärtlich liebt.
Er fühlt und zittert, die Entschliessung wankt,
Die sich dem Ausgang schon entgegenfreute.
Doch bald nimmt eine unglüksel'ge Stärke
Der wilden Seele den Bewegungen
Der sanften Menschlichkeit den schwachen Eindruk.
Er nähert sich, voll schmeichelnder Gedanken,
Der Grotte, wo der Liebenswürdigen
So wenig von dem nahen Unglük schwante.

„ Wie weich ist izt ihr Herz? gewiß sie fühlt
Den Einfluß der Natur, die Wollust hauchet.
Die tieffe Ruhe, die gewogne Schatten,
Die Luft von Nachtthau frisch und lieblichdüftend,
Die melancholischen verliebten Lieder
Der Nachtigall, die aus der schwarzen Stille
Der Büsche klagt, — gewiß, diß alles würkt
Auf dein gefühlvoll Herz, gewiß es schmachtet
Nach neuer unbekannter Lust — Wie thöricht,
Wenn solch ein Glük durch meine Schläfrigkeit,
Vielleicht wohl unersezlich, mir entflöhe?

Wie ist sie schön? hat je die Phantasie
In ihren feurigsten Begeistrungen
Was göttlichers gesehn, als wie du dich,
Melinde, mir in freyer Anmuth zeigest?
Wen machte nicht dein Anblik kühn? Wie du
Nachläßigschön, gleich der Natur im Schlummer,
In einer Stellung ruhst, als ob dein Herz
Etwas verlangte, was die Schüchternheit
Der jungen Seele nicht zu denken waget.„
So sagt der Lasterhafte bey sich selbst.
Voll wilder Freud und nebeltrunkner Hoffnung
Naht er sich ihr — Sie sieht ihn nicht, bis sie
Die wolbekannte Stimme aus dem Schlummer
Der sanftverirrenden Gedanken wekt.
Sie hört und zittert auf. Doch wie erstaunt sie,
Da sie Lysandern sieht, der Wollusttrunken
Sie zu umarmen kommt — Entsezen, Furcht
Und Hoffnung, Zärtlichkeit und Abscheu beben
Auf einmal durch ihr unentschloßnes Herz.
Izt sieht sie ihn wehmüthigzärtlich an,
Mit einem Blik, der auch dem Wildesten
Gefühl der Tugend hätte geben sollen.
Allein Lysander sah nichts, als was ihn
Noch mehr entzündte, sich die Zärtlichkeit,
Und die Verwirrung des zu schwachen Mädchens
(Wie er sie sich versprach) zunuz zu machen.
Er sprach, mit einem Feuer, das sie schrekte,
Von ihren Reizungen, von seinen Flammen,
Von Götterwollust, von der Gunst der Nacht,
Die den Verliebten ihre Schatten leihet,
Von süsser Ohnmacht, von Entzükungen,
Und was die Wuth, der man den heil'gen Namen
Der Liebe giebt, für Schaum und Unsinn sonst
Aus lasterhaften Lippen giessen kan,

Die unerfahrne Unschuld zu betäuben.
Sie staunt und bebt und will entfliehn, obgleich
Aus ihren Augen, ihrer Schwachheit Zeugen
Den Rasenden zu größrer Kühnheit reizten.
Doch da er sie mit unverschämten Armen
Umschlingen will, entreißt sie sich gewaltsam;
Sein Frefel füllt ihr ganzes Herz mit Grauen,
Die Liebe stirbt auf einmal mit der Furcht,
Sie fühlt in sich die Obermacht der Tugend.
Izt wollte sie sein Laster ihm verweisen,
Allein sie war zu schwach ihn abzuschreken.
Ihr Zorn erwekt ihm Muth, er hält ihn nur
Dem Zorne gleich, der die verwegne Hand
Des Jünglings mit beschnittnen Nägeln straffet.
Izt sah sie keine Rettung, als mit Thränen
Und bangem Fleh'n sein Mitleid zu erregen.
In ängstlicher Verwirrung fällt sie ihm
Zu Fuß, und ringt die zarten Rosenarme,
Und spricht mit einer Stimm, aus der die Unschuld
Und Furcht und Wehmuth felsenrührend tönten:
Um dieser Thränen, um der Inbrunst willen,
Mit welcher dich mein redlich Herz geliebt;
Ach um der Hoffnung willen, der ich izt
Auf einmal in die bängste Nacht entstürze,
Bedenke dich, Lysander, eh du mich,
Für meine Zärtlichkeit, auf ewig elend,
Auf ewig trostlos machst! — O straffe nicht
Die Schwachheit dieses unverwahrten Herzens,
Das dich für redlich wie sich selber hielt,
Mit einem Unglük, dem es tausendmal
Die schreklichste Gestalt des Todes vorzieht.
Ach, um der Thränen willen, die ich weinte,
Da ich in überfliessender Empfindung
Der Zärtlichkeit mein fühlend Herz dir zeigte,

Um der unschuldigen Entzükung willen —
Doch, ach! was red ich? können die dich rühren?
Du hast mich nie geliebt, du hassest mich!
O grausamer! Aus was für einer Ruhe
Stahlst du diß Herz, das eh es dich gekannt,
Glükselig war! — Ach warum sah ich dich?
O warum lehrtest du die Liebe mich,
Die Liebe, die ich nie erfahren, kennen?
O warum zeigtest du sie mir so reizend?
War's, nur zum Elend mein Gefühl zu schärfen?
O warum liessest du mich nicht der Stille,
Der frohen Einfalt, der ich sorgenfrey,
Gleich einem Kind, im sichern Schoosse lag?
Da war ich glüklich. Keine Wünsch' empörten
Mein heitres Herz, der Himmel war allein
Der Gegenstand der zärtlichen Begierden.
O warum mußtest du mich lieben lehren?
Die falsche Liebe, die mir Unerfahrnen
Entzükungen und Paradiese zeigte,
Und izt in dieser Wüste mich verläßt?
Ach, laß dich diese Thränen, die nicht heucheln!
Ach! Laß sie dich bewegen, eh sie dir
Wie Todes=Bach' um deine Seele rauschen.
Kan mein Verderben dann dich glüklich machen?
Verdient die Lust von einem Augenblike
Mit meinem Untergang erkauft zu werden?
Es kommt ein Tag, Lysander, eine Stunde,
Zulezt, ein Augenblik; Ein Augenblik
Lysander! der das Urtheil deiner Seele
Auf ewig spricht — O denke, wenn mein Fleben
Dein Herz nicht rührt, wie wird das Schrekenbild
Der jammernden mißhandelten Melinde,
Die du vielleicht auf ewig unglükselig
Und hoffnunglos gemacht, mit welchen Schreken

Wird es im Tode deinen fliehenden
Qualvollen Geist verfolgen! O! wie würden
Die Seufzer, die du nicht geachtet hättest,
In deine Seele donnern! – Ach, Lysander,
Es ist ein GOtt, es ist ein naher Richter!
Die Tugend und ihr Lohn, und die Bestrafung
Des Lasters und die Ewigkeit sind würklich!
Der Tod wird einst der Leidenschaften Dunst
Von deinen Augen wehn; dann wird der Taumel
Der Lüste schwinden – Ach! dann wirst du sehen!
Im Thor der Ewigkeit wirst du, erschüttert
Von Seelen = Angst, in deine Zeit zurüksehn.
O! wie verächtlich werden dir alsdann
Die Wünsche seyn, die deiner Trunkenheit
Izt würdig scheinen, ihnen Ehr und Tugend,
Und deine Seele und Melindens Unschuld
Für einen Augenblik dahinzugeben!
Bezähme dich, Lysander, flieh von hier,
Und laß die unglükselige Melinde,
Mit ihrer Unschuld, ihrem einz'gen Gut,
In unbekannter Einsamkeit, ihr Schiksal,
Daß sie dich sehn, daß sie dich lieben mußte,
Und ihres Hoffens Eitelkeit beweinen.
Vielleicht, daß endlich meine steten Thränen,
Die traurigen, zu tief geseßnen Bilder
Der reinen Zärtlichkeit vertilgen mögen
Die nun mein Unglük ist! – Und du, Lysander,
Vergiß die thränenwürdige Melinde,
Vergiß, wie redlich dich das zärtlichste
Der Herzen liebte; und, wenns möglich ist,
Vergiß auch die barbarische Belohnung,
Die du der treusten Liebe zugedacht. „
So sagte sie: Es stralt aus ihren Augen
Durch Thränenwolken eine stille Hoheit

Die den Verbrecher schreckt'. Er steht bestürzt,
Von Schaam betäubt, den Blik auf sie geheftet,
Und fühlt der Tugend Göttlichkeit, und fühlt
Die Niedrigkeit des schmacherfüllten Lasters.
Doch eh er aus der heftigsten Verwirrung
Sich sammeln konnte, war Melind' entflohen.
Er ruft ihr thränend nach; umsonst. Sie eilet
Der sichern Einsamkeit in ihrer Hütte
Sich zu vertraun, die sie und ihre Seufzer,
Und ihre Thränen unverräthrisch aufnimmt.
  Lysander, tiefgerührt von dieser Scene,
Von ihrem Reiz, den die erhabne Tugend
Verehrenswürdig macht, und von der Rede,
Die ihn mit ihren ängstlichen Accenten,
Stets wo er war, umtönte, wollte zwar,
Den Frevel auszulöschen, dessen Bild
Ihn stets verfolgte, sie zur Gattin wählen.
Allein Melinde hört ihn nicht; umsonst
Bemüht sich seine Schwester, sie zu rühren;
Vergeblich fleht er zu Melindens Füssen;
Von Thränen und von Gründen unbewegt,
Beschloß sie ihrer Tage Ueberrest
In einer Celle den Betrachtungen
Der Ewigkeit zu leben, und die Triebe
Der reinsten Brust dem Himmel nur zu weyhen.

Selim und Selima.

Unendliche Natur, der Gottheit Spiegel,
Wie reich bist du an Schönheit und Vergnügen!
Wie unerschöpflich ist dein Meer von Freuden!
Zwar trinken Myriaden von Erschaffnen,
Die Engel und die geistigen Bewohner
Der bessern Welten, mit dem Erdgebohrnen
Dem Thier verwandten Menschen, alle Bürger
Von Luft und See, bis zum bewohnten Sandkorn,
Bis zu den Welten, die uns Leuwenhoek
In Staub und Wassertropfen zeigt, die alle
Ein ewig Heer, die trinken deine Bäche
Mit vollen Zügen. Doch je mehr sie trinken,
Je stärker strömt dein Ueberfluß sie an.
So schöpfen sie Vergnügen, ihre Nahrung,
Und schmeicheln den besänftigten Begierden.
Der Mensch allein, obgleich von deinem Reichthum
Umflossen, klagt und fliehet den Genuß,
Entflieht der Freude, die ihn selber suchet,
Und sucht sie, wo sie nie zu finden war.
Vergeblich gab der Schöpfer ihm die Sinnen,
Dich, o Natur, zu fühlen, und alsdann
Auf Flügeln der Empfindungen zu ihm
Emporzufliehn; vergeblich stimmtest du
Die Schönheit, die aus deinen Werken stralet,
Mit seiner Seele leichtbewegten Saiten

In Harmonien; der Thor, er achtet's nicht,
Und höret im Getümmel seiner Triebe
Dein sanftes Loken noch dein Warnen nicht.
Die ihr euch Menschen nennt, wenn werdet ihr
Den Unsinn euers Unterfangens fühlen?
Wie lange wollt ihr noch, vom sichern Pfade
Der Weisheit ab, entweder in die Tiefe
Zu Thieren taumeln, oder in die Wolken
Zu untersagten Sphären schwindelnd steigen?
Bald seyd ihr Vieh; der Ewigkeit vergessend
Wälzt ihr euch im verschmähten Staub der Erden;
Bald ahmet ihr mit lächerlichen Flittern
Dem Glanz der Engel nach. O lernet erst
Das, was ihr fähig seyd, lernt erst geniessen,
Und im Genuß der Himmel würdig werden,
Wo sich die Wahrheit, die ihr hier vergeblich
Im Nebel suchet, euch in Mittags-Helle
In unverhüllter Schönheit zeigen wird.
Ja dreymal selig warst du, heil'ge Zeit,
Von Dichtern oft besucht, fruchtbare Mutter
Der schönen Bilder, deren mächt'ge Wahrheit
Noch izo, in der Zeiten lezter Hefe,
Auf jede Seele würkt, die menschlich fühlt.
Du goldne Zeit, in die den Dichter oft
Ein Traum entzükt, wo er die Wunder sieht,
Womit dein Paradies, Homer der Britten,
Die Weisen reizt; wo ihm die Schönen lächeln,
Die Töchter der Natur, die Bodmer uns
So liebenswürdig als den ersten Frühling
Der Vorwelt zeigt; die aber unsern Zeiten
Noch fremder sind als Klopstoks Seraphim.
Komm, Muse, komm, begleite mich noch einmal
In diese Welt, in die ich oft mich rette,
Wenn der Triumph der Thoren mich ermüdet.

Entwöhne mich mit Menschen umzugehen,
Die nur von fern es sind; hingegen führe,
Wenn ich im heil'gen Schatten der Betrachtung
Mich selbst geniesse, holde Träum' herbey;
Und die beliebten redlichen Gestalten
Der Menschen, die Natur und Tugend säugte;
Damit ich dann die dichtrischen Gesichte
Den Freunden wieder schildre, die mit mir
Gefühlvoll sind, und sich der Weisheit weihen;
Und denen ich noch izt erzählen will,
Was sich mit Selim ehmals zugetragen.

In eines freyen Thales stillem Busen
Lebt Selim einst, ein liebenswerther Jüngling.
In seiner Bildung hatte die Natur
Die Zärtlichkeit, die Tugenden des Herzens
Gefällig ausgedrükt; nichts mangelt ihm
Als das Gesicht; nur diese Gabe hatte
Ihm die Natur versagt. Er sahe nie
Der Körper lieblich wandelnde Gestalten
Im Sonnen-Glanz, dem Quell der feinsten Freuden.
Doch nie beschwerte sein zufriedner Mund
Mit Klagen die Natur. Ihm war genug
In seiner Sphäre, war sie gleich umschränkter,
Die ihm vergönnten Freuden zu geniessen.
Doch über alles, was sein nächtlich Leben
Ihm lieblich macht, ist Selima, die Perle
Der Töchter ihrer Zeit, mit ihm verwandt,
Und von der Kindheit an für ihn bestimmt.
Sie liebten sich, so wie die Unschuld liebt,
Die, ungelehrt in Zwang und Sprödigkeit,
Die falsche Schaam nicht kennt, das auszudrüken,
Was sie zu fühlen nicht erröthen darf.
Was reizend ist, was liebende Poeten
An ihren Schönen himmlisches entdeken,

Das blüht an Selima. Ein süßres Licht
Als das der Mond auf Frühlingsnächte gießt,
Ein Wiederschein der schönsten Seele stralt
Aus ihrem blauen Aug, ein schöners Roth,
Ein sanftres Weiß, als Lilien und Rosen,
Vom höhern Roth des kleinen Munds erhoben,
Vermischet sich auf ihren holden Wangen.
Allein für Selim glänzte diese Pracht
Der Farben, ungeliebt und ungenossen
An Selima, doch liebt' er sie nicht minder,
Obgleich begierig, diese unbekannten
Gepriesnen Reizungen an ihr zu kennen.
Einst einen frohen Tag, aus dem Gefolge
Des blumenvollen May, rief er die Freundin,
Mit ihm im kühlen May sich zu ergözen.
„Komm, Selima, komm, weil der West uns lokt!
Ein warmer Einfluß macht die Lüfte heiter,
Die Fröhlichkeit singt aus den Luftbewohnern,
Und laue Zephyr wehen mir den Balsam
Des blühenden Orangenbaums entgegen.
Komm, Selima, laß uns im offnen Felde
Die Lieblichkeit der Frühlingslüfte trinken.
Dir wird die Nachtigall in süssern Ton
Entgegen singen, wo dein zarter Fuß
Die Blumen leicht berührt, da werden sie
Vor Wollust zitternd dich mit süssern Düften
Wetteifernd grüssen; jedes sanfte Kraut
Wird weicher sich um deine Sohlen schmiegen.
So sagt' er. Selima begleitet' ihn
In die bekannten Fluren, wo den Rand
Des musical'schen Baches grüne Lauben
Von Geißblatt oder Rosenheken zierten.
Hier sassen sie, und fühlten dich, o Lenz,
Und deinen Einfluß der die Liebe nähret.,

Ein blumichter Granatbaum strekte sich
Weit über sie, und hörte wie sie sich
Mit unverhaltner Zärtlichkeit besprachen.
Wie lieblich ist des heitern Himmels Wonne,
Spricht Selima, sein Anblik stralt ins Herz
Ein geistig Licht, das es mit Ruh erfüllet;
Und Stirn' und Aug' mit freyem Lächeln schmükt.
Welch holder Glanz, der auf den Auen zittert!
Wie lieblich blizt der Abend-Sonne Gold
Durch's helle Grün der neubelaubten Büsche!
O! Könntest du mein Freund, die Freuden fühlen,
Die das Gesicht von Licht und Farben nimmt!
Wie süß muß die Empfindung seyn, sprach Selim,
Die dich so sehr entzükt! Zwar fühl' ich nichts dabey
Wenn du von Licht und Schatten, von der Farben
Anmuth'gem Wechsel, von der Büsche Grün,
Und von dem Schmelz der bunten Wiesen sprichst;
So sehr ich mich bestreb', empfind ich nichts
An Blumen, als den lieblichen Geruch
Der duftenden, und ihre sanfte Weisheit,
Die dem Gefühl mit angenehmem Wechsel
Harmonisch-vielfach, wie die Töne, schmeichelt.
Die Sonne, was es seyn mag, das ihr andern
Die Sonne nennt, erquikt mich durch die Wärme,
Die meine Haut umwallt, und sanftes Leben
Ins Blut ergießt. Was ists denn, Selima,
Was du den Schimmer nennst, den du so reizend
Mir oft beschreibst? Kan er noch süsser seyn
Als der Geruch bethauter Morgenrosen?
Gießt er ein süsser Zittern durch die Seele
Als ich empfinde, wenn dein wallend Herz,
O Selima, an meinem Herzen schlägt?
O! könnt' es seyn, wie wünschenswürdig wäre,
Was ihr das Sehen nennt! Wiewohl ich nicht

Begreiffen kan, daß Freuden möglich seyen
Noch andre Freuden, als worinn ich schwimme.
Wenn ich, von dir entfernt, am kühlen Ufer
Des Baches ruhe, wie vergnüget mich
Sein klatschend Rieseln! Lange hör' ich ihm
Halbschlummernd zu, dann schlüpft ein warmer Zephyr
Aus einem Blumenthal, sich abzukühlen,
Mit leichten Füssen auf des Grases Spizen,
Und fächelt mit ambrosial'schen Flügeln
Mir Wollust zu; mich dünkt, ich taumle trunken
In einem Wirbel reizender Gerüche,
Gefühllos anderm Eindruk, bis die Lieder
Der Nachtigall, aus eines Haynes Tiefe,
Mich schnell aus dem beliebten Staunen weken.
Nun bin ich lauter Wohlklang, alle Triebe,
Gedanken und Empfindungen der Seele,
Stimmt süsse Harmonie; ich fühle mich
Der Erd' entzogen und im Paradiese
Verzükt, ich hör' in Engels-Harfen rauschend
Der Sphären Symphonie, und fühle stärker,
Die Gegenwart der Gottheit —
Allein bezaubernder, als alle andre Freuden,
O Selima, sind die Entzükungen,
Die mich in deinem sanften Arm ergreiffen.
Wie wallet schon mein Herz, wenn ich von ferne
Still-lauschend deiner Füsse Tritt vernehme!
O! was empfind' ich, wenn du liebe-voll
Die weichen Arme küssend um mich schlingest?
Was gleichet deinem Kuß? was deiner Stimme,
Wenn sie mit Tönen, die die Seele selbst
In Liebe schmelzen, sagt, du liebest mich?
Wie rührst du mich, sprach Selima entzükt,
Mich so zu lieben? Bin ich's denn auch würdig?
Und werd' ich stets so liebenswerth dir scheinen?

Wirst du mich ewig lieben? — o wie traurig
Ist mir der Schatten nur des Gegentheils,
Doch ja! du liebst mich ewig! die Natur,
Der Himmel hat mit unaussprechlichen,
Den Seelen nur empfindbarn Sympathien
Uns Liebende verknüpft; wir lieben ewig!
Doch sage mir, Geliebter, was es war,
Das dich zuerst an mir gereizt, was war es,
Womit mein Glük dein theures Herz gewann?
Bey andern schleicht die Liebe mit dem Glanze
Der Augen sich ins Herz; du selbst hast oft
Den Dichtern zugehört, wenn sie die Macht
Der siegenden geliebten Augen priesen.
Den fängt der Grübchen zauberische Anmuth,
Und den ein Mund, der lächelnd Küsse lokt.
Was war es dann, womit ich dich zuerst
Zu rühren wußte? Stille meinen Vorwiz.
So lang ich mich, erwiederte der Jüngling,
Erinnern kan, hat mich der Töne Wohlklang,
Viel mehr ergözt, als was den andern Sinnen,
Die die Natur mir gönnte, schmeicheln kan.
Ich liebte, noch ein Kind, im dichten Busch
Oft stundenlang den zärtlichen Gesängen
Der Vögel, die sich lokten, zuzuhören.
Der Quellen Sprudeln, lispelnde Gebüsche,
Des Tannenwaldes wellengleiches Rauschen,
Der Bienen schwärmendes Gesums, und was
Sonst das Gehör zur Frühlingszeit vergnüget,
Ergözte mich, mehr als ichs sagen kan.
Einst als ich, wie ich pflag, in einer Grotte
Des Haynes lag, allein, doch von Ideen
Und Schöpfungen der Phantasie umgeben;
(Es war im Lenz, und nie hatt' einen Abend
Der stille Mond mit sanftern Influenzen

Beseliget; ich träumte bey mir selbst:)
Da drang auf einmal eine Seraphsstimme
Mir in das Ohr, und wekte meine Seele.
Voll Wunder hört' ich. Selima, du war'sts!
Die, wie du glaubtest, nur allein von Nymphen
Des Hayns vernommen, deiner heitern Seele
Empfindung sang! Die meine schien auf einmal
Ganz Ohr zu werden, alle andre Sinnen
Verstummeten, ganz aus mir selbst entzükt
Sog' ich mit offnem Mund die süssen Töne,
Wovon ich noch den anmuthsvollen Nachhall
In meiner Seele selbst zu hören glaubte.
Izt schwiegest du —— Wie seufzt' ich, da du schwiegst,
Mir war als hört' ich auf zu seyn, ich sänke
Ins Nichts zurük, und fühlte mich nicht mehr.
Zulezt erwacht' ich wieder, drehte lauschend
Mein Ohr umher, die Harmonie zu hören,
Die mir das Herz entführt, umsonst! sie schwieg,
Und öde Stille herrschte durch den Hayn.
Doch war es mir, als säuselte sie immer
Um meine Ohren, und ein geistig Echo
Gab sie unzählich in der Seele wieder.
Zwar wußt ich nicht, ob eine Sterbliche,
Ob nicht vielmehr ein Sänger vom Olympus
Mich so entzükt. Doch liebt' ich unaussprechlich
Die holde Stimme; jeder sanfte Ton,
Das Rührende der wechselnden Accente,
Blieb fest in meiner Phantasie verschlossen.
Izt fühlt' ich tausend neue Regungen
Sonst unbemerkt, Begierden, namenlose
Geheime Wünsche, die alsdann erst schwiegen,
Da mich dein holder Arm zuerst umfieng.
Wohin ich gieng umschwebte mich das Bild
Der Stimme, die mein Herz in seiner Schwärmerey

Mit einem Leib umgab; nicht nur im Wachen,
Im Traume stund die holde Sängerin
Zu meiner Seiten, rührte meine Hand
Und sang das Lied mir zu, das mich entzükte;
Ganz ausser mir umfaßt' ich sie, doch plözlich
Schwand Traum und Bild, und ließ mich Schwermuthsvoll
In trauriger verlaßner Einsamkeit.
Dann irrt' ich durch den Hayn, und rief verlangend
Der holden Unbekannten, und beschwor
Rings um mich her die schweigende Natur,
Sie mir zu geben. Aber was ich fühlte,
Als ich dich fand, und diese Melodie
Der Stimme, die mich im Gesang bezaubert,
In deiner Rede sanftem Klang entdekte;
Was ich da fühlte, Selima, zu sagen
Ist jedes Wort zu matt. Du weist es selbst,
Wie unsre Herzen sich seitdem erkannten,
Erkannten, daß der Vater aller Wesen
Sie für einander schuf, wie unaussprechlich
Dich Selim liebet, und, in deiner Liebe
Befriediget, kein ander Glüke kennt,
Kein anders wünscht, als ewig dich zu lieben.
Und dennoch kan ich mir den stillen Wunsch
Nach jenem Vorzug, den euch die Natur
Vor mir gegönnt, nicht stets versagen! Ja,
Um deinetwillen, Selima, nur dich,
Dich anzuschauen, wünscht ich mir zu sehen.
Ich wollte leicht der Morgenröthe Schimmern,
Der Wolken Farben, das Gepräng des Frühlings,
Des Himmels Blau, und was du sonst mir rühmst,
Diß alles wollt ich missen —— Aber, sage,
Ists strafbar, daß ich dich zu sehen wünsche?
Oft hör' ich ungeduldig, wenn die Hirten
Dein Lob besingen, daß ich diese Worte

Womit sie sie dich erheben, nicht verstehe.
Der Loken Schatten, die die Marmorweisse
Des Halses, der mit blauen Adern spielt,
Erhöh'n; die Wangen, wo die Sittsamkeit
Gleich jungen Rosen blüht; der frische Glanz
Der Seelenvollen Augen —— Diese Wörter
Entzüken mich, doch faß' ich nichts davon.
Ich sinne nach, ob in den tiefsten Falten
Der Seele nicht vielleicht die Bilder liegen;
Ich steh' und träum', unzähliche Phantomen
Umschweben mich und schwinden wieder plözlich
In dünne Luft; doch wie ich mich bestrebe,
So bleibt mir, was ihr Glanz und Farben nennt,
Was unerforschliches — o Selima,
Wie wär' ich glüklich, wenn ich, wie du oft
Zu können rühmst, dein Herz in deinen Minen
Zu lesen wußte? wenn ich schon von ferne,
Eh mich dein Arm, eh mich dein Mund erreicht,
Dich gegenwärtig fühlte; deine Blike
Voll Liebe, deine ausgestrekten Arme
Den meinigen entgegen eilen fühlte.
Welch eine Gunst des Himmels muß das seyn,
Mit diesen Augen aus des andern Bliken,
Bloß durch das Anseh'n, ohne Mund und Ohr
Einander zu versteh'n, sich zu besprechen,
Und sonder Schall, die innersten Gedanken
Der Seelen anzuhören; welche Wunder
Von leisen Harmonien müssen nicht
Dem Aug entfliessen, das zu gleicher Zeit
Des Mundes und des Ohres Dienste leistet!
Vielleicht, sprach Selima, und seufzte zärtlich,
Daß eine Gottheit deine Wünsche hört;
Vielleicht sind diese unbekannten Freuden
Dir näher als du hoffest – So besprachen

Die Liebenden sich zärtlich mit einander,
Bis sich die Sonne hinter die Gebürge
Hinabgesenkt, und sie die kühle Nacht
Nach Haus, und in des Schlummers Arme rief.
Noch lag das Mädchen auf dem weichen Lager
Von sanfter Ruh umfangen, als ihr Schuzgeist
In Traumgestalten, die er ihrer Seele
Aus leichter Luft gebildet vorgestellt,
Vor ihr erschien. Der Jugendglanz des Himmels
Umfloß sein Haupt, aus dessen hellen Loken
Nectar'sche Rosen nie verblühend hauchten.
Er stand vor ihr, und rief mit einer Stimme,
Die süsser nicht aus göldnen Sayten rauschet:
Dein Wunsch, o Mädchen, stieg nicht ungehört
Vor meinem Ohr vorbey. Zwar ward ich dir
Noch niemals sichtbar, obgleich deine Jugend
In meinen Armen aufgeblühet ist.
Da du gebohren wurdest, gieng ich hin,
Dein Genius zu seyn. Ich habe dich
Mit mehr als mütterlicher Zärtlichkeit
Vom ersten Augenblik geliebt. Ich war's,
Dem du, ein Kind noch, an der Mutter Busen
Zulächeltest, wenn ich den glüh'nden Wangen
Mit Rosenflügeln Luft und Schlummer zugoß.
Ich hört' es, wenn dein Herz mit offner Unschuld
Geliebt zu seyn, an Frühlingsmorgen seufzte.
Ich wa'rs, der dich in jene Schatten rief,
Wo Selim deine Stimme hört' und liebte.
Vollkommen sey es dann, das Glük, das ich
Euch zugedacht, ihr seyd des Glükes würdig,
Dein Freund soll sehen – Selima, du selbst
Sollst zu der Seligkeit, dich zu besizen,
Auch das Gesicht ihm schenken. Im Gebürge,
Das ostwärts diese Flur umthürmt, da rauschet

Ein schneller Bach von seinem Ursprung weg.
An dessen Krümmen gehe durch die Reihen
Der Weyden fort, bis du den Quell entdekest,
Dem er entspringt. Dort blühet ein Gewächse
Von weichen Blättern gleich der Balsamstaude.
Der Blühte Gold, der stärkende Geruch
Verräth es gleich; doch grünt es unbemerkt,
Wie viele Kräfte, die im Schooß der Erde
Dem Menschen, der die Schöpfung auszuspähen
Verdrossen, ist und lieber Hirngeburten
Und Schattenwelten träumt, verborgen bleiben.
Von diesem brich zwey junge Blätter ab,
Und lege sie des Abends auf die Augen
Des Jünglings hin. Kaum wird ihr seidnes Haar
Sie sanft berühren, so entweicht ein Häutchen,
Und giebt dem Licht den lang verwehrten Durchgang.
So sprach er und verschwand. Das Mädchen fährt
Unruhig auf, und sinnt erstaunt und bebend
Dem Traumgesichte nach; doch däucht es ihr
Mehr als ein Nachtgeschöpf der Phantasie;
Und bald macht die Begierd', es wahr zu finden,
Die scheinbare Vermuthung zur Gewißheit.
Sie eilet mit dem Glanz der Morgenröthe
Dem Walde zu, den ihr der Schuzgeist zeigte.
Sie findet den erwünschten Bach, und geht
Mit froher Furcht an seinen Hörnern fort,
Bis sich die Klippe zeigt, wo er lautsprudelnd
Aus einer Rize quellt. Ein sanfter Wind
Trug ihr die süsse Kraft der heil'gen Pflanze
Von ferne zu; sie zitterte vor Freuden,
Sucht' und erblikte sie, und sprang hinzu,
Und brach sanftschauernd, wie der Geist befohlen,
Zwey Blätter ab. Izt flog sie hoffnungsvoll
Zurük, und sah' schon die Entzükungen

Des Freundes, wenn er nun durch sie die Welt
Und sie erblikte; frohe Thränen perlten
Von ihren Wangen. Unter diesen Träumen
Betrog sie die Beschwerlichkeit des Weges.
Es war schon Abend, da sie wieder kam.
Mit ungeduld'gen Armen wartet Selim
Auf ihre Ankunft. Weil sie unbemerkt
Entwichen war, ermüdte sich sein Herz
Mit traurigen Erfindungen der Furcht.
Doch desto freudiger war die Umarmung
Der Wiederkommenden, die kaum die Ursach,
Warum sie heimlich floh', verbergen konnte.
Sie wandte vor verirrt zu seyn, da sie,
Zum Kranz ihm Morgenblumen abzubrechen
Ins Feld gegangen, und ein fremder Vogel,
Mit hohen Farben schüchtern vor ihr hüpfend,
Sie nachgelokt. Nun giengen sie im Paar
Die Abendluft zu schöpfen nach dem Hügel,
Der des Besuchs gewohnt sich lieblicher
Als andre schmükte. Beyde nahm ein Oelbaum
In seine Dämm'rung. Izt sprach Selima
Zu Selim, dem sein nahes Glük nicht schwahnte;
Wie, meinst du, Selim, da der Erde Frühling
So lieblich ist, wie muß des Paradieses
Aether'sche Schönheit seyn, womit die Tugend
Den Seelen schmeichelt, die ihr hier getreu sind?
Welch süsser Schauer wird uns dann ergreiffen,
Wenn wir, als wie aus einem Traum erwachend
Ins wahre Leben uns versezet sehen;
Die Wollust, die uns hier entzüken konnte,
Wie klein und kindisch wird sie dann uns scheinen?
Kaum werden wir, zu größrer Lust erweitert,
Es glauben können, daß wir Menschen waren.
So sagt sie. Selim hört sie mit Verwundrung.

Sie rafft sich auf, umarmt ihn frölich bebend,
Und drükt die Blätter auf sein Auge; gleich
Entweicht das Häutchen, und sie tritt zurük.
Der Jüngling sieht. Ein nie empfundner Schauer
Erschüttert mächtig seine ganze Seele,
Da in der aufgeblühten Pracht des Frühlings
Die schöne Welt sich ihm zum erstenmal
Im Sonnenglanz, in ihrer Färbung, zeigt.
Lang steht er starr und sprachlos, ausser sich
Hinweggezükt — Zulezt nach langem Schweigen,
Bricht die Verwundrung aus den offnen Lippen:
Wie wird mir? Bin ich's selbst? in welche Welt
Bin ich verzükt? Wo ließ ich meinen Körper?
Was für Gestalten, was für neue Wunder
Umzittern mein noch furchtsam Aug? O Himmel!
Ist dieses das Gesicht? Sind diß die Farben?
Ist diß der Sonne Schimmer, den ich dort
Durch jene Büsche wallend lodern sehe?
O! was für neue namenlose Freuden
Umströmen mich! Ein Augenblik gab mir
Ein neues Wesen, und ein zweytes Leben!
Bin ich vielleicht in einer andern Welt?
Im Paradies? — Doch warum hör' ich nimmer?
Hatt' mich um das Gesicht der andern Sinne
Gebrauch verlassen? Oder düften hier
Die Blumen nicht? Tönt hier kein Hayn von Liedern?
Doch nein! ich fühle noch — Diß ist mein Leib,
Diß ist der Boden, wo ich stund; die Farben
Die ich erblike, sind die weichen Blumen,
Die ich betrete; schon empfind ich wieder
Bekannte Düfte mir entgegenwallen.
Ich bins — und Selima — Sie drükt', ich weiß nicht was
Auf iedes Aug, und schnell entfloh' sie mir.
Ich seh', und sie entflieht — O Selima,

Wo floh'st du hin? Ach sprich! Geliebte, sprich!
Hörst du mich nicht? Soll ich nur dich nicht sehen?
Was nüzte mir alsdann der Augen Licht?
Bist du vielleicht der Preis für das Geschenke,
Das mir ein Gott gemacht? Die Welt zu sehen,
Soll ich dich seinen Armen überlassen?
Ach! Selima, so schön die Welt auch ist,
Wo du mir fehlst, um die ich Welten gäbe,
Ist keine Welt für mich! — Was seh' ich? Himmel!
Welch ein Gesichte? Welche göttliche
Gestalt ist diß — welch ein Gefühl von Wonne
Durchwallt mit süssen Schauern meine Adern?
Soll ich dir glauben, mein entzüktes Herz?
Ist Selima die Göttin, die ich sehe?
Doch diese Majestät — ja Selima, du bist's,
Ich fühl's, die Liebe ist, was mir so rührend
Aus deinem sanften Aug' entgegen stralet;
Du bists — Hier fällt der dichterische Pinsel
Mir aus der Hand — Nur Thomson oder Tasso
Vollendete das schmelzende Gemählde —
   Nach dem sie aus den stärksten Wallungen
Der Freude sich erholt, und Selima
Dem Wundernden die himmlische Erscheinung,
Die ihres Glükes Ursach war, berichtet,
Sagt Selim, und umarmet sie, und drükt
An seine Brust des Mädchens sanfte Hand:
   O Selima, izt leb' ich erst, izt fühl' ichs',
Mein vorig Leben war vom würklichen
Ein Schatten nur! Nun bin ich erst erschaffen!
Dich seh' ich izt! O gönne mir die Wollust
Dich anzuseh'n! Dich unersättlich lüstern
Stets anzuscha'un — Und dieses ist die Stirne,
Um die sich sanft das braune Haar verliert!
Diß sind die Augen — welch ein süsser Glanz!

Gewiß hier wohnt der Geist, hier stralet er
In Blike aus! O! wende deine Augen,
Ihr Feuer blendet mich! — Doch, Schönste, nein,
Verbirg sie nicht, sie, die ein süssers Licht
Als Sonnenschein in meine Seele stralen.
Ich zittre, wenn sie, auch nur Augenblike
Mir nicht die Zärtlichkeiten deines Herzens
In ihrer holden Sprache, meinen Augen
Nur hörbar, sagen — Ja, hier nähert sich
Mein Geist dem deinen, hier durchschau'n sie sich,
Hier fliessen die zerschmelzten Seelen selbst
In liebestrunkner Zärtlichkeit zusammen! —
So ruft er, dann durchzählt sein gieriger
Entzükter Blik die Reizungen von einer
Zur andern, die zum erstenmale sich
Verschämt dem unverwöhnten Auge zeigten,
Den Nelkenmund, der unter seinen Küssen
Zu höh'rer Röthe schwillt, die Rosenwangen,
Den edlen Hals, um dessen Marmorweisse
Die Loken ihren braunen Schatten werffen,
Die schöne Brust, die halbverhüllt schon blendet,
Den runden Arm, die kleine weisse Hand.
Untadelhaft ist was er sieht; so schön,
Nicht schöner, stand die Göttin von Cythere,
O Titian, vor deiner Phantasie:
Izt wurde wahr, was einst ein Weiser sprach:
Das Auge sieht, und wird nicht satt vom Sehen.
Doch endlich wirft er den geblendeten
Noch ungeübten Blik auf andre Gegenstände,
Auf Hügel, die im Abendroth noch glühten,
Erhabne Cedern-Hayne, stille Thäler,
Wo Silberbäche sich durch Myrten wanden,
Und Gärten, wo ein jeder Hauch des Zephyrs
Den Grund mit einem Schnee von Blühten dekte.
(W. Poet. Schr. I. Th.)

Er irrt in einem Labyrinth von lieblichen
Gesichten, jede Wendung, jeder Blik
Eröffnet der Bewundrung neue Scenen.
Doch allgemach verdoppeln sich die Schatten,
Ein lieblich dämmernd Braun verhüllt die Farben
Der bunten Flora, und die ferne Landschaft
Verliert sich schon im blauen Duft der Nacht.
Schön steigt der Mond herauf, und seltne Sterne
Durchirren schon mit mattem Stral die Tieffen
Des dunkeln Ethers. Selim sieht erstaunt
Den Schauplaz der Natur so schnell verwandelt;
Ein süsser Ernst, ein anmuthvolles Grauen,
Bemächtig't sich der sanftbestürzten Seele
Des Schauenden; er schweigt, ein feyrlich Staunen
Zieht seinen Geist mit seinem Blik empor.
Nach langem Schweigen sieht er, wie erwachend,
Nach Selima sich um, er drükt sie zärtlicher
An seine Brust, und Freudenthränen rollen
Auf ihre Wangen, die an seinen ruhen.
O Selima, so ruft er voll Entzükung,
Welch ein Gedanke war's, zu dem mein Geist
Erhöhet ward! — Wie groß, wie liebenswürdig,
Ist er, der uns und diese Welt erschuf!
Mich dünkt, ich seh' ihn hier im Widerscheine,
Wie dort der Mond im stillen See sich spiegelt.
Ja, Schöpfer! ich empfinde heiligschauernd
Dich gegenwärtig. Du erscheinest mir
Im lichten Glanz des farbenreichen Frühlings,
Dich hör' ich in den freyen Melodien
Der Nachtigall, ich fühle Dich im Säuseln
Der Abendluft, die meine Stirne kühlt.
O Selima, laß uns das Leben brauchen,
Ihn stets zu loben, ihn durch unsre Freude,
Durch unser Glük und ein zufriednes Herz

Zu loben! Ihn, den Schöpfer unsers Glükes.
So sprach der Jüngling, voll zufriedner Inbrunst,
Und sank ans Herz der zärtlichen Geliebten,
Und küßte die entzükten Thränen auf,
Die, als er sprach, in ihren Augen blikten;
Geliebte Thränen, Zeugen von der Hoheit
Der Seele, die sich überirdisch fühlt!
So ** hat dein seelenvolles Auge
Vor überwallender Empfindung oft
Mir zugeweint, in deinem Antliz waren
Des Himmels Minen — Laß dein eignes Herz
Dieß Bild vollenden, dessen Angedenken
Nun, fern von dir, bis uns der Tod vereinet,
Mein traurend Herz mit süssen Schmerzen füllt.

Der

Frühling.

Im May des Jahrs 1752. aufgesezt.

Der

Frühling.

Sey mir in deiner erneuerten Schönheit, du Jüngling der Zeiten,
Blumichter Frühling, gegrüßt! Von deinen Begeist'rungen trunken,
Sing ich dein Lob! Dich haben, seitdem du in himmlischer Schönheit
Eden geschmückt, die Dichter besungen; in düftenden Schatten
Junger Lauben, am Rande des Bachs, wo die Gratien tanzten,
In den Haynen von Daphne, den düftenden Myrten von Paphos,
Oder in dir, horazisches Tibur, da hat sie dein Einfluß,
Wie die Natur, mit Leben erfüllt; es schwieg, wenn sie spielten,
Jeder gesangvolle Hayn; da, Frühling, da fanden sie oftmals
Dich in Florens Umarmung auf sprossende Blumen verbreitet.
Aber keinem bist du in größ'rer Schönheit begegnet,
Als dem göttlichen Thomson, er sah' dich in festlichem Pompe,
Wie du die Erde begrüßtest. Von tausend Zephyrn umflattert
Sah' er dich zieh'n; wie die Wangen des Mädchens, das Küsse geträumt hat,
Wenn sie erwacht und beschämt vor ihrem Bewußtseyn erröthet,
Glühte dein Antliz; von deinen verbreiteten schimmernden Flügeln
Flossen Gestalten des goldnen Olymps auf die bildsamen Auen.

Auch du hast ihn geseh'n, als er mit Tulpen gekrönet,
Mahl'rischer Kleist, dem Himmel entsank; durch Garten und
Felder
Folgest du ihm; dir horchet entzükt die schüchterne Nymphe
Aus dem lokichten Busche; du sieh'st, indem du sie singest,
Rings um die dankbare Flur dir heitrer entgegen lächeln.
Dir zu folgen zu schwach, vergnügt dich fühlen zu können,
Irr' ich in niedrigen Thälern. Im Schooß sittsamer Violen
Hört' mich der blumichte West; wie stolz, wenn du auch mich
hörtest,
Und der, den du mit Gleim dir allein zum Hörer gewünschet?
Auch du hörest mich, ** o du, der jeder Gedanke
Meines Herzens geweyht ist! du hörst mich, göttliche **
Meine Muse? doch von dir entfernt, wie werd' ich da singen?
Wird nicht den Bildern des Frühlings mein Schmerz ihr rei-
zendes Lächeln
Rauben, und seine traurige Farb' an allem erbliken?
Ach! wenn kömmst du, o May, mit schönern Rosen ge-
schmüket,
Als die die heilige Laube des ersten Paares bekränzten?
Ach wenn kömmst du, daß ich an ihrem zärtlichen Arme
Deine Gründe besuche! Wie wird, wo ihr glänzendes Auge
Hingelächelt, die Flur von ihrem Schimmer verschönt seyn?
Lieblicher wird ihr der Apfelbaum düften, mit sanfteren
Schwingen
Schwebet der West an ihr hin; ihr wird, wenn die Büsche sie
grüssen,
Ihre gefühlvollsten Lieder die zärtliche Nachtigall singen.

Hier wo am Hügel der murmelnde Bach zum Schlummer
mich ladet,
Ruh' ich in Harmonien gewiegt, die aus Fluren und Büschen
Ohr und Augen ergözten. Schon rauschen von ferne die Flügel
Der entfärbenden Nacht; die Sonne sinkt hinter dem Gipfel
Purpurner Berge hinab, noch scherzen in ihrem Strale

Sorglose Eulchen dem Tod entgegen, und athmen des Lichtes
Süssen Ueberrest ein. Hier, wo mich mit einsamen Schatten
Blühende Heken umwölben, hier will ich, o Frühling, dich fühlen,
Mit eröffnetem Herzen, von keiner Sorge belästigt.
Thörichte Sorgen, die uns die seligen Freuden mißgönnen,
Die die Natur uns erbeut! Wer hat sich je glüklich gesorget?
Mag mein Schiksal sich doch in dichte Mitternachtswolken
Vor mir verbergen! Mag mir der Wunsch der Thoren verwehrt seyn,
Gold und Ehre, die klein genug ist, um Sclaven zu glänzen!
Nein! nie hab ich gewünscht, was sich die Sterbliche wünschen!
Nie hat dich, ewiger Geist, der du dich früh schon gefühlt hast,
Sterblicher Schimmer der Ruh aus dem Arm zu Phantomen gezogen.
Möchte die Weisheit mich nur in ihrem Schoosse verbergen,
Unberühmt und allein! von dir, o B— geliebet,
Und mein *** von dir! o! Möcht auf der wenigbetretnen,
Alten erhabenen Bahn, von dichtrischen Lorbeern dem Lobe
Unsrer Zeiten verborgen, die Muse, die dich einst geliebet,
Grosser Maro (*), mich führen! Was wäre dem zärtlichsten Herzen,
Mit dem deinen, o **, durch himmlische Sympathien
Ewig verknüpft, durch die göttliche Tugend auf ewig verbunden;
O was wäre dem Herzen, das, weil es sich selber gefühlt hat,
In der Freundschaft, und dir, o Liebe, Olympischer Fremdling,
Ganz sich beruhiget fand, alsdann zu wünschen noch übrig?
O dann machtest du mich, o Weisheit, du Menschenfreundin,

(*) Der Verfasser arbeitete damals an einem Heldengedichte, wovon Arminius der Held war. Einige Monate darauf erschien der Hermann des Hrn. von Schönaich; und um kein Nebenbuler eines so grossen Mannes zu werden, verbrannte man den Arminius. Welche Bescheidenheit!

Auf dem Wege beglükt, den jene heiligen Alten
Giengen, die nicht in Träumen des Hirns, in schimärischen Welten
Dich, o Göttliche, suchten, die dich in Haynen begegnend
Fanden und liebten — O dann, dann sollte mein glükliches Leben,
Eilend in himmlische Zeiten hinüberfliessen, dem Bach gleich,
Der hier aus seinem felsichten Quell auf Klippen und Hügel
Flüchtig hinwegrauscht, durch Blumen sich in die Flur zu ergiessen,
Die, mit dem Reichthum des Frühlings begabt, kein Tempe beneidet.

Weise Natur, wie selig ist der, der niemals den Endzwek
Deiner Schönheit verliehrt? Ihm strömst du über mit Freuden.
Für ihn blüh'st du im Lenz, ihm winkst du aus Rosengebüschen.
Ihm belaubt sich der Wald, ihm lächeln die blumichten Fluren,
Und die Augen der blühenden Unschuld. An ihm verliehrt keines
Deiner Geschöpfe die Absicht, warum es, Freude zu zeugen,
Einst sein Wesen empfieng. Stets hört er in Harmonien,
Die der Thor nie gehört, ihm deine Stimme zulispeln:
Seliger Mensch, zu dem die Gottheit, ihn glüklich zu machen,
Sich herabließ! dem sie aus ihrer unendlichen Fülle
Ihrer Freuden Nachahmungen, doch in irdische Formen
Menschlicher eingehüllt, ihn zu sich zu ziehen, gegeben!
Dir hat er selbst die Weisheit, ja sich, die Gottheit, sich selber
Unter irdischen Bildern verblühender Schönheit gezeiget.
Dir hat er jene Gespielin der himmlischen Liebe, die Unschuld,
In die Gestalt der Anmuth gekleidet; nur dich zu vergnügen
Schmükt sich die Erd', und lokt oft herab aus helleren Sphären
Himmlische Geister, sich menschlich in ihren Fluren zu freuen.
Dir, dir blühet die feinere Lust; dem sterblichen Viehe
Sey der Schaum der irdischen Wollust! du, steig auf der Freuden
Zephyrschwingen dahin, wo deiner ewigen Seele

Höhere Wonne bestimmt ist, wo dich die Gottheit erwartet.
Also rufst du, Natur, ihm entgegen, so oft ihn im Frühling,
Oder wenn es auch sey, die Symphonien umtönen,
Die entweder sein Aug in deinen Farben entzükten,
Oder im Wohlklang harmonischer Lüfte die Sinne bezaubern.
Aber er höret dich nicht! So hört nicht des eilenden Wandrers
Gröberes Ohr, von jungen Sylphiden die silberne Stimme,
Wenn sie bey Cynthiens Licht zu ihren Tänzen ertönet.
Aber sie schöpft mit lauschendem Ohr der einsame Dichter,
In die Laube von Geißblatt verhüllt; er höret die Wirbel
Von den zaubrischen Lippen jedweden horchenden Wipfel,
Wo izt die Nachtigall schweigt, und jeden Hügel umtönen.
Welche magische Welt entdekt sich dem staunenden Blike?
Bin ich auf Erden noch, oder vielleicht in eine der Welten
Hingezükt, die ich dereinst mit ätherischen Füssen besuche?
Alles scheinet mir neu. Das Gold der farbichten Auen
Hat sich in bleiches Silber verlohren, aus thauenden Wolken
Wallt der Schatten des Tages herab und umfliesset die Auen.
Alles schweigt; es schweigen umher die Sänger des Haynes;
Jeder Zephyr entschläft. Die Nacht hat ihr falbes Gefieder
Um die Natur geschwungen, die unter ihr anmuthsvoll schlummert.
Also liegt mit nachläßiger Anmuth ein schlafendes Mädchen,
Hingegossen ins blumichte Gras, im wirthlichen Schatten
Hauchender Myrtenlauben, die vor dem Mittag sie schüzen;
Auf die welkende Glieder träuft mit dem Balsam der Myrten
Schlummer und Kühlung herab, und jugendlich wallende Rosen
Beugen sich über die athmende Brust; die Stille der Dämmrung
Herrscht durch den Wald, der geschwäzige West verstummt in den Zweigen;
Alles schweigt und ehrt das Daseyn der göttlichen Schönheit.
Welch' entzükende Scenen von lieblichen Gegenständen

Führst du der Nacht, o Natur, auf? Wann hoch vom azurnen Olympus
Mit gemildertem Licht der Mond auf die Erde herabsieht,
Und die bezauberte Welt dem stillen Elysium gleichet,
Euch, ihr glüklichen Hayne, von seligen Schatten bewohnet,
Die ein sanfterer Tag mit dämmernden Stralen umleuchtet.
Ach! daß so viele Schönheit, womit sein zweyfaches Antliz,
Nicht ohne Absicht, der Frühling uns zeigt; in prächtigem Glanze
Dieses, der Schönheit gleich, die in voller Blühte sich brüstet;
Jenes, in nächtlichem kunstlosem Puz, mit matterem Reize,
Anmuthsvoll, wie die Unschuld, die auf dem Lande verblühet,
Unbewundert, die ohne den Stolz von göldnem Gewande
Oder hellschimmernder Steine, nur dich, o Zephyr, zu reizen,
Sich in Leinen verhüllt, die Brust mit Blumen bekränzet,
Und ihr keusches Gesicht aus jenem Rosenbach schminket.
Ach! daß so viele Schönheit für euch, ihr Menschen, vergeblich
Ungenossen, verwelkt! Ihr seh't nicht die Stirne des Berges
Unter den Rosenfüssen der frühen Aurora sich färben;
Fühlt kein zärtlich Aufwallen der Brust, wenn auf westlichen Hügeln
Lodernder Abendschimmer die nahen Wolken bepurpert:
Schwebt der nächtliche Zephyr mit stärker düftenden Flügeln
Um das bethaute Gefilde, so liegt ihr fühllos im Arme
Des entkräfteten Schlafs, vom Dienst der Thorheit ermüdet,
Welche mit Müh und Verdruß euch jede Stunde vergället.
Unbekannt mit den sanfteren Freuden, den Quellen der Ruhe,
Die der Natur entspringen, sucht ihr phantastische Güter.
Ungelehrt in Philomelens Gesang das Feine zu fühlen,
Oder wie Rowe im Thal mit den Feen die Nachtluft zu schöpfen.
Doch vielleicht ist die Schönheit der Frühlings-Nächte den Menschen
Nicht zu geniessen bestimmt. Indem sie schlummern, so wachen

Sylphen und Nymphen, ätherische Wesen, von mittlerer Gattung
Zwischen den Menschen, und denen, die über den Sternen dort herrschen.
Daß kein Reiz der Natur, des Schattenbildes der Gottheit,
Ungefühlt sey; daß keine der Quellen genießbarer Freuden
Ungeschöpfet verrinne, und keinem Theile des Raumes
Oder der Zeit sein Bürger mangle, bewohnen sie Thäler
Oder marmorne Wasser-Grotten; wie jene, die Opiz
Im Sudetischen Hayne verehrte. Sie ruhen des Tages
Unter thauenden Rosen, im Busen blühender Gründe,
Oder am sanften Geräusche des schlafeinladenden Baches,
Den sie beschüzen. Doch wenn der Führer der blinkenden Sterne
An den Höhen heraufeilt, dann schlüpfen sie durch die Gebüsche,
Nymphen mit Rosenarmen versammeln sich dann in der Rundung
Einer beblümten Ebne, von hohen Erlen umthürmet,
Winden leichtschwebende Tänz' und lagern sich unter die Schatten,
Oder bezaubern die Luft mit eifernden Wettgesängen,
Die am Horizont oft Aurorens Füsse gefesselt.
Oftmals ward auch den Weisen vergönnt, geschäftige Sylphen
In den Auen zu sehn, wie sie mit schöpfrischen Fingern
Blumen bilden, Aurikeln, gestirnte Narcissen und Lilien,
Ihnen mit Zephyrlippen ambrosialische Seelen
Einweh'n, und auf sie den Staub von ihren Fittigen schütteln.
So hatt' Broks euch geseh'n! Oft blikt ihr am kühlenden Abend
Aus hellfarbichten seidnen Gewölken auf Liebende nieder,
Welche sich küssen, wie ihr die himmlischen Freundinnen küsset;
Würdig, daß sie dann, ohne zu seh'n, daß ihr sie umschwebet,
Euern Einfluß empfinden, und über sich selber erstaunen,
Wenn sie sich edler und zärtlicher fühlen. O seyd mir gegrüsset,
Selige Geister! Auch du, der du mich, zwar unsichtbar, hörest,

Sey mir gegrüßt, mein heiliger Schuzgeist, der oft mir in
Haynen,
Oder an Frühlingsauroren, am Ufer der fürstlichen Elbe,
Kühne Begierden einhauchte, die ernste Weisheit zu suchen,
Die sich dann bald mit gemildertem Ernste dem suchenden
anbot.
Du, dem meiner Begierden geheimste nicht unvernommen
Schläget, sey mir, unsterblicher Freund, in den heiligen
Schatten,
Die mich umhüllen, gegrüßt! Sey du der Empfindungen Zeuge,
Die ich der schönsten der Seelen, in ferner Einsamkeit, weine.
Keine Thränen des Schmerzens, der Ungeduld, welche dem
Schiksal
Zürnt, und die Weisheit verklagt, und die zaudernde Zukunft
herbeyseufzt;
Thränen der ruhigen Hoffnung, die glükliche Tage sich weissagt,
Und sie schon halb empfindet; gleich den gefühlvollsten Thränen,
Die ich einst weine, wenn ich in ihrer frohen Umarmung
Meine Schikungen preise, wenn sich ihr nächtliches Dunkel
Aufgehellt hat, und ein heitrer Himmel mich lächelnd umfliesset:
Eile zu ihr, wo sie izt, gleich einer ätherischen Nymphe,
Schlummert; eile dahin, und zeig' ihr in nächtlichen
Träumen
Ihren zärtlichen Freund, der ihren Namen voll Inbrunst
Nennet, und schon voraus die neuen Entzükungen fühlet,
Die er auf ihre Wangen, beym seligen Wiederseh'n ausweint.
Lispl' ihr zu, wenn sie wieder aus ihren Gesichten erwacht ist,
Daß ich sie liebe. O! könntest du diß auch der Göttlichen zeugen,
Daß ich, so sehr als ich liebe, geliebt zu werden verdiene!

Heilige Ruhe, die izt mit der Stille der nächtlichen Stunden
Ueber mir ruht, umfasse mich ganz, umgieb meine Seele
Mit der erfindsamen Dämm'rung, worunter oft denkende
Weisen,
Voll der himmlischen Muse, unsterbliche Lieder gedichtet!

Daß kein rauschender Mitternachtswind den Schlummer der Schöpfung,
Daß aus der Einsamkeit Träumen mich keine Empfindung erweke!
Daß vor mir jede Begierd entfliehe, die irdisch gebohren
Den olympischen Geist zu ihrem Staube herabzieht!
Daß kein Gedanke sich zeige, der nicht der Unsterblichkeit werth sey,
Die ich izt denke, und tief in der Brust die Gegenwart Gottes,
Meiner Bestimmungen Hoheit, und dich, o Ewigkeit, fühle!
Ungestöret durch äussers Getümmel, mit schlummernden Sinnen,
Wacht izt mein Geist, und erhebt sich in feurigen schnellen Gedanken
Hoch in die Sphäre der Zukunft. Wie frey, wie ätherisch erhebt er
Sich, da der Körper ihn nicht mit irdischer Schwere zurükzieht!
Ungeblendet von gröberm Schimmer, der minder die Seele
Als die Nerven ergözt, erblikt er die Schönheit des Himmels
In unsterblichem Glanz, aus Harmonien gewebet,
Welche die Seel in Entzükungen wiegen; da sieht er die Gottheit
Nachgeahmt sich in reinern Spiegeln dem Seraph enthüllen;
Nicht mit den sterbenden Stralen, worinn sich ihr Ausfluß verliehret,
Die dich, irdischer Frühling, vergöttern, in Ursprungsschönheit!
Izt da mein Ohr das Getümmel der städtischen Unruh verschonet,
Da mich aus lieblicher Schwermuth, und süssem träumrischen Staunen
Nur das Murmeln des trägern Bachs, und des Rosenstrauchs Flüstern
Halb erweket, und denn zu neuen Träumen mich einlädt,
Hör' ich, in himmlische Kreise gezükt, die Harfen der Engel

In die sphärischen Harmonien beseelend erschallen.
Um die goldsandigen Ufer crystallner Bäch', in Gebüschen
Ewiger Rosen, von denen die schönste des göttlichen Sängers
Hyacinthene Loken ambrosialisch durchdüften,
Hör' ich den hohen Gesang in die goldne Leyer erschallen.
Dich besingt er, o Freundschaft, dich, die der Himmel gebohren,
Welcher der Ewige was vom unaussprechlichen Lächeln
Seiner göttlichen Huld um die selige Stirne gegossen;
Dich, von deren Begeistrung im Arm des himmlischen Freundes
Jeder Engel erhabener fühlt, und empfindender singet.
Von dem Gesang ergriffen, wallt meine zerschmelzende Seele
Stärker, mein Arm eröffnet sich euch, abwesende Freunde,
Euch zu umfassen; mein wallendes Herz, an euers gedrüket,
Strebt, dem himmlischen Sänger in jeder Empfindung zu folgen.

Heiliger Schauplaz der Herrlichkeit Gottes, Geburtsort der Tugend,
Seiner Nachahmerin, Vaterland aller unsterblichen Schaaren,
Darf mein irdischer Blik in deinen Höhen verweilen?
Wird er nicht, der gewohnt ist, in seiner niedern Behausung
Ungern den eiteln Schimmer der Werke der Thorheit zu dulden,
Deine Fluren entweyh'n, wo zwischen den ewigen Cedern
Oft der Unendliche geht, wo in unverblühenden Lauben
Junge Seraphim sich in seinen Lobpreisungen übten?
O verwehret mir nicht, ihr Bürger der himmlischen Sphäre,
Daß ich aus tiefer Fern' in eure Versammlungen blike.
Ach! ich fühle daß hier die unendlichen Triebe sich stillen,
Die, der Erde zu groß, mich aus den Träumen erweken,
Welche wir Sterbliche träumen, und dann zu wachen uns schmeicheln.
Ach ich fühle, daß ich, wie ihr, von göttlichem Stamme,
Euers Geschlechts, dem Himmel gehöre! wo meiner Seele
Erster Aeon in schwachen Empfindungen hingeflossen,
Eh mich die Zeit ins Irdische rief. Auch ich bin gebohren,

Einst im Anschau'n des Schöpfers das Leben der Geister zu
leben.
Aber noch hält mich der sterbliche Leib von eurer Gemeinschaft
Fern unter euch, obschon euch verwandt. Auf niedrigern
Stuffen
Schließt die Sphäre der Menschheit mich ein, zwar minder der
Gottheit
Nah' und ähnlich, mit schwächern Kräften und kleinern Begierden,
Aber doch auch zum Glük der göttlichen Tugend geschaffen,
Fähig die höhern Freuden der Gottbenachbarten Geister
Mitzugeniessen. Auch mir ward diese Wohnung bereitet,
Prächtig und schön, mit tausend Wundern der Weisheit gezieret,
Voller Nachahmungen jenes Frühlings, der niemals die Auen
Des Olympus verläßt, und in ewiger Jugend da lächelt.
Ach wie willig wollt ich, mit meinem Glüke zufrieden,
Minder zum Denken geschaffen als zum Empfinden, den Himmel
Unbeneidet euch lassen! wenn noch die ursprüngliche Unschuld
Diese Erde beglükte, noch ihrer seligen Jugend
Schönheit sie krönte; wenn nicht der Tod, von der Sünde geführet,
In den Gefilden izt herrschte, wo einst die himmlische Ruhe
Deine Tochter, o Tugend, die ersten Menschen umarmte.
Ach die Erd' ist nicht mehr die Wohnung der menschlichen Unschuld:
Nimmer hört man in Haynen das Lob des Schöpfers ertönen,
Nimmer bespricht man sich an blumichten Frühlingsbächen
Von der Liebenden Glük, und dem himmlischen Adel der Seele.
Ach! wo bist du, o Paradies, der lautersten Freuden
Glüklicher Siz? Wo seyd ihr, ihr Bäume, in deren Umschattung
Sich die ersten der Menschen, nach Gott gebildet, umarmten?
Ewig dahin! vom Tode zerstört! von den Fluthen zerrüttet!
Ach! du bist auch dahin, du heilige Myrtenlaube,

Wo sich Adam zuerst, auf balsamischen Blumen gelagert,
Fand, sich fühlt, und mit erstem Fühlen dem Schöpfer zulächelt.
Ewig zu blühen bestimmt, du Wiege des Menschen-Geschlechtes,
Bist du, auf ewig verwelkt, bis auf die Spuren verschwunden:
Kummer und Gram, und die Sorge mit hohlem schlaflosen Auge
Wacht und härmet sich ab, wo einst der Friede geschlummert.
Schaamlos herrscht auf dem Thron der Vernunft, betrüglich verlarvet,
Falsche Weisheit, die Sclavin der gleich betrügrischen Sinne,
Unsinn, der wider Gott sich empört, und, der Würde der Seele
Uneingedenk, mit sterblichem Vieh in Lüsten sich wälzet,
Oder sich Schatten der Ehr' und der göttlichen Weisheit erfindet,
Hirngespenster, und dich, du glükliche Einfalt, der Wahrheit
Sicherste Spur, in der Weisheit verkennt. Die Unschuld, die Tugend
Sind veraltete Namen, die ihre Bedeutung verlassen.
Wo sonst die Freundschaft die schuldlosen Menschen in friedsamen Auen
Freudige Tänze gelehret hätte, da würgen izt Heere
Andere Heere, da donnert der Kriegsgott, statt hüpfender Bäche
Rauschen da Ströme von Blut. Die Liebe, der schönste der Triebe,
Ach! die Liebe, der göttlichste Zug des schöpfrischen Bildes,
Ist in thierische Glut und tändelnden Unsinn entartet.
Niemand lebt da für andre, hier ist das Glük nicht gesellig;
Seine Freuden nur in den Freuden der Brüder zu finden,
Nennt man Thorheit; Religion ist den Rasenden Wahnwiz.
Thränenwerthe Verwandlung! o Erde, wie bist du entstellet!
Seele des Menschen, wie bist du deiner Schönheit beraubet!
Ach, wenn kehrt ihr zurük, verheißne göldene Zeiten,

Da das Laster entflieht, da, von der Thorheit gereinigt,
Unser entfesselte Geist zu seinem Ursprung zurükfließt?
Da die Stimme des Danks die Hayne wieder erfüllet,
Da die Seelen sich wieder im Stillen dem Ewigen nähern,
Da die himmlische Liebe mit ihrer Gespielin der Unschuld,
Wieder die Herzen im schönsten Gefühl der Unsterblichen übet.
Alsdann wird dich, verneuerte Erde, zur ersten Schönheit
Deiner Erschaffung verklärt, ein ewiger Frühling umlächeln.
Alsdann werden die Menschen, mit allen Bewohnern des Aethers,
Mit der ganzen Natur, in ewigen Harmonien,
Die kein Mißlaut mehr schwächt, unendliche Gottheit, dich preisen.

Ode

zum dankbaren Andenken

eines

Erlauchten und Verdienstvollen

Staatsmanns

in der

Republik Zürich.

1757.

Ουδεποτ' ουδε θανων απολεις, κλεος ουδε γε λησεις.
Αφθιτον ανθρωποις αιεν εχων ονομα.

Verklärter Geist, wenn dir noch einen Blik zur Erde
Dein neuer Engels-Stand erlaubt,
Vergieb der stillen wehmuthsvollen Thräne,
Die auf dein Grabmal sinkt.

Dein Ohr, izt schon gestimmt zur Harmonie des Himmels,
Durch eitle Klagen zu entweyhn
Verbeut die Weisheit, doch der Thränen Lindrung
Vergönnt' uns die Natur.

Wer sah, wer kannte dich, wem schlägt im frommen Busen
Die Zärtlichkeit fürs Vaterland,
Der nicht schon lang vor dem Gedanken bebte,
Daß Blaarer sterblich sey?

Wer fuhr nicht schauernd auf, wem welkten nicht die Wangen,
Wer sah nicht starr zum Himmel auf?
Als wehmuthsvoll ein Mund zum andern seufzte,
Ach! Blaarer ist nicht mehr!

Nicht mehr für uns! auf ewig uns entrissen!
Der Himmel hat sein Recht auf Ihn
Zurükgefodert, diese Welt der Thoren
War seiner nicht mehr werth.

Oft wird Dein Zürich noch, was Du ihm warst, empfinden,
Izt schäzt es Deinen ganzen Werth,
Izt strömt Dein Lob selbst von des Neides Lippen!
Doch wahrer, würdiger

Lobt Dich, du theurer Greis, des Patrioten Seufzer,
Und was sein banger Mund verschweigt,
Was nur sich selbst sein Geist bekennt und klaget,
Das ist Dein gröstes Lob.

Voll Ehrfurcht für den Schluß der weisen Vorsicht, jammert
Die Muse nicht, sie betet an!
Nicht Klagen, Dank soll Seinen Geist im Fluge
Zu höhern Geistern auf

Begleiten, frommer Dank, daß Ihn der Vorsicht Güte
So lang uns ließ, daß Er so lang
Der Menschheit Zierde war! Sein Angedenken
Sey heilig unter uns!

Von Ihm bespreche sich mit zärtlicher Erinnrung
Der Redliche mit seinem Freund!
Der Vater zeig in Ihm das Bild der Tugend
Dem ruhmbegier'gen Sohn!

Was bleibt uns sonst zu thun, die Schmerzen zu versüssen,
Die sein Entbehren hinterläßt?
Zwar schwach, doch ists ein Trost, zu überdenken,
Wie viel mit Ihm uns starb;

Sein Bild mit jedem Zug der liebenswerthen Weisheit,
Voll sanften Ernsts und ernster Huld,
Uns vorzumahlen, seiner Stimme Wohlklang,
Und seiner Sitten Reiz.

O! glüklich wem sein Stern sich Dir zu nah'n vergönnte!
Glükselig, wem von deinem Mund
Der Weisheit Honig floß! Auch ich, ein Fremdling,
Ich war der Glükliche!

Ich sah, verehrte Dich! Oft horchte meine Seele,
Entzükt und lauter Ohr, dir zu.
Und o! (was könnte selbst der Stolz noch wünschen?)
Auch Blaarer liebte mich,

Und neigte oft sein Ohr, das sonst Homer und Flaccus
Bezauberten, zu meinem Lied;
Der Tadel selbst von seinen klugen Lippen
Erklang mir lieblicher

Als andrer eitles Lob — O Bodmer, mit Entzükung
Schwebt jener Abend noch vor mir,
Da du zuerst mich zu dem Manne führtest,
Auf welchen selbst Athen,

Der Weisen Pflegerin, einst stolz gewesen wäre;
Wie hüpfte mein erhöhtes Herz!
Ich schien mir in Epaminondas Zeiten
(Die beßre Welt!) verzükt;

Wo sich der Staatsmann noch im Schoos der Musen bildte,
Wo Plato Phocione zog,
In Zeiten, wo ein Aristid, ein Blaarer
Nichts ungewöhnlichs war.

Die Alten, deren Geist in unnachahmbar'n Werken
Unsterblich athmet, bildeten
Ihn zur Vortrefflichkeit; in ihrem Umgang
Sog er die Weisheit ein,

Die Sokrates gelehrt, die wahre Kunst zu leben;
Die zaubrische Beredsamkeit,
Die, sanft wie Frühlingsthau, ins Herz sich einschleicht;
Den richtigen Geschmak

Für Alles, wo Natur und Kunst das äuss're Schöne
Mit innerlicher Güte paart;
Den keuschen Wiz, der, sorglos zu gefallen,
Nur destomehr gefällt.

Von Dir lehrt' er die Kunst ein freyes Volk zu lenken,
Von Dir, Sokrat'scher Xenophon!
Mit seinem Mund, wie einst mit deinem, hätten
Die Musen selbst geredt.

Wem schienen Stunden nicht, gleich eilenden Minuten
Beschwingt zu seyn, wenn Blaarer sprach?
Wie klar, wie lieblich floss, wie über Blumen,
Der Rede voller Strom!

So floss von Nestors (*) Mund die honigsüsse Rede,
So horchte dem geliebten Greis,
Mit stiller Ehrfurcht und mit offnen Lippen,
Der Rath der Helden zu.

Gross war sein Geist und schön; was die Natur zu geben,
Die Uebung zu erhöh'n vermag,
War sein! und gleichgestimmt mit seiner weisen Seele
Das liebenswerthste Herz.

O! Seltne Harmonie! In seinem Busen wohnten
Die schwesterlichen Tugenden

(*) Τȣ και απο γλωσσης μελιτος γλυκιων ῥεεν αυδη.
HOMER. Iliad. I. v. 249.

In holder Eintracht, und in ihrer Mitte
Die reine Gottesfurcht.

Du, fromme Zärtlichkeit zum väterlichen Lande,
Du, Eifer fürs gemeine Wohl,
Ergiesse dich aus seines Herzens Fülle
Zweyfältig über uns!

Mit euch, die Mäßigung, die Seele freyer Staaten,
Die Klugheit, der das Künft'ge ahnt!
Die Großmuth, die in allgemeine Sorgen
Vertieft, sich selbst vergißt!

Mit welcher Anmuth war sein Umgang nicht gewürzet?
Welch edle Einfalt, welcher Reiz
In allem, was er that, und was er sagte!
Wo wird die Menschenhuld

Ein Herz, wie seines war, zu ihrer Wohnung finden?
Wer gieng nicht stets vergnügt von Ihm?
Ein Abschlag selbst bekam auf seinen Lippen
Etwas gefälliges.

Wie reizend ließ er sich zu jeder Art von Menschen
Mit ungezwungner Huld herab?
Er schätzte jedes werth, nur seines eignen
Sich selber unbewußt.

O! Einziges, was uns schon hier den Engeln gleichet,
Erhabne Demuth! welchen Glanz
Ergossest du, in jedes Weisen Augen,
Um seine Tugenden!

Die ihr Ihn einst geliebt, izt um sein Scheiden trauert,
Vergebt dem unvollkommnen Lob!

Mein Herz erweicht sich beym geliebten Bilde,
Und meine Hand sinkt hin.

Wie hat vordem Athen das heilige Gedächtniß
Der Aristiden aufbewahrt?
Stand nicht ihr Bild, unsterblich, leben=athmend,
In festem Marmor da?

So reizte man vordem die jugendlichen Seelen
Zu tugendhafter Eifersucht!
So that man, wo die wolgebrauchte Freyheit
Der Tugend Mutter war!

Der Staat, der Tugend ehrt, erhebt dadurch sich selber;
Denn Sie bedarf des Lobes nicht.
Der lobt sein eignes Urtheil, der den Weisen
Von jenen unterscheidt,

Die, eitlen Schatten gleich, verdienstlos, unbeneidet,
Umher izt flattern, dann vergehn,
Izt mit geborgtem Glanz den Pöbel blenden,
Dann schnell ein Unding sind.

Doch Bilder, von der Hand der Liebe selbst gegraben
Ins weiche dankerfüllte Herz,
Sind mehr als Marmor werth! Hier, hier, o Blaarer,
In jeder frommen Brust

Da soll dein werthes Bild stets unauslöschlich glänzen,
Kein Zug soll da verlohren geh'n!
Dann soll es oft, ein Spiegel unsrer Kleinheit,
Vor unserm Geiste stehn.

Und Du, izt sel'ger Geist, steig aus den Sphären nieder,
Der Schuzgeist deiner Stadt zu seyn!
O! möchte doch der Anblik unsers Glükes
Selbst deine Wonn' erhöhn!

Ende des ersten Theils.

Ver-

Verzeichniß derjenigen Bücher,

welche von Orell, Geßner und Comp. in Zürich, entweder verlegt, oder sonst in Menge bey ihnen zu haben sind. 1769.

Caffee, (das) oder vermischte Abhandlungen. Eine Wochenschrift. Aus dem Italiänischen übersezt. 1ster Band. 8. 1769. 1. Rthlr.

Erzählungen (morgenländische.) Aus dem Französischen des Hrn. von Sauvigny übersezt von J. R. F. 8. 1766. 8. gr.

Gedichte (dramatische und andere) von *** 8. 1768. 14. gr.

Gedanken über die Schönheit und den Geschmak in der Mahlerey. Von Ritter Mengs. 8. 1765. 5. gr.

Geschichte der drey lezten Lebens-Jahre Jesu. 2. Theile. 8. 1768. 1. Rthlr. 4. gr.

Hallers (Albr. v.) Leben; von D. J. G. Zimmermann beschrieben. 8. 1755. 16. gr.

= = = Versuch schweizerischer Gedichte. Neue und vollständigste Auflage. 8. 1768. 16. gr.

Hirzels (H. C.) die Wirthschaft eines philosophischen Bauers. 8. 1765. 6. gr.

Künstler-Lexicon (allgemeines) oder kurze Nachricht von dem Leben und Werken der Mahler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Kunstgiesser, Stahlschneider ꝛc. 4. 1763. 4. Rthlr.

= = = Erstes Supplement. 4. 1767. 1. Rthlr. 16. gr.

Lambert (J. H.) freye Perspective. Mit Kupf. 8. 1759. 16. gr.

Lewis (W.) Historie des Goldes und der verschiedenen Künste und Gewerbe, welche davon abhangen. Aus dem Englischen übersezt, von J. H. Ziegler M. D. 8. 1764. 18. gr.

= = = der Zusammenhang der Künste, philosophisch = practisch abgehandelt. Aus dem Englischen, von J. H. Ziegler M. D. 2. Theile. Mit Kupf. 8. 1764. 1766. 3. Rthlr.

Maupertuis (Hrn. von) Figur der Erde. Aus dem Französischen. Mit Kupf. 8. 1741. 16. gr.

Medicus (F. C.) Sammlung von Beobachtungen aus der Arzney = Wissenschaft. 2. Bände. Mit Tabellen. 8. 1764. 1766. 2. Rthlr. 10. gr.

Memorial von einem italiänischen Arzte. Den preißwürdigen Gesellschaften und Schulen der Arzneykunst in Italien vorgelegt. Aus dem Italiänischen übersezt. 8. 1768. 1. Rthlr. 8. gr.

Nachrichten (freymüthige) von neuen Büchern, und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen. 20. Bände. 4. 1744 = 1763. 26. Rthlr. 16. gr.

Ott (J. J.) Dendrologia Europæ mediæ; oder Saat, Pflanzung und Gebrauch des Holzes. Nach den Grundsäzen des Hrn. du Hamel. 8. 1763. 10. gr.

Phocions Gespräche über die Beziehung der Moral mit der Politik. Aus dem Griechischen des Nicocles. Mit Anmerkungen. Aus dem Französischen des Hrn. Abbt Mably übersezt, von H. C. Vögelin. 8. 1764. 16. gr.

Plutarchs auserlesene moralische Schriften. Aus dem Griechischen übersezt. Nebst Platons Menexenus. 2. Bände. 1768 = 1769.

Rollins Auszug aus der Historie alter Zeiten und Völker. Aus dem Französischen des Hrn. Abbt Tailhie in 4.

Theilen übersezt. 8. 1753. 2. Rthlr. 10. gr.

Sammlung (der schweizerischen Gesellschaft in Bern) von landwirthschaftlichen Dingen. 2. Theile, compl. Mit Kupf. 8. 1760 = 61. 4. Rthlr.

Störks (Ant.) Abhandlung von dem unschädlichen und nüzlichen Gebrauch des Stechapfels, Bilsenkrauts und Eisenhütleins. Aus dem Lateinischen übersezt, und mit einer Vorrede begleitet von S. Schinz. M. D. Mit Kupf. 8. 1763. 12. gr.

= = = von dem sichern Gebrauch und der Nuzbarkeit der Lichtblume. Von Ebendems. aus dem Lateinischen übersezt. 8. 1764. 6. gr.

Sulzers (J. H.) Kennzeichen der Insecten. 4. 1761. Mit gemahlten und ungemahlten Kupfern.

Tissot (S. A. D.) Anleitung für das Landvolk in Absicht auf seine Gesundheit, nach der 3ten Original = Auflage übersezt und mit Zusäzen vermehrt. 8. 1767.

= = = von der Gesundheit der Gelehrten. Aus dem Französischen übersezt. 8. 1768. 12. gr.

= = = von der Epidemie in Lausanne, im Jahr 1766. Aus dem Französischen übersezt von J. G. Zimmermann. 8. 1767. 4. gr.

Vertot (Hrn. Abbt von) Geschichte der Staatsveränderungen in der römischen Republik. Aus dem Französischen übersezt. Nebst dem Leben des Verfassers. 3. Theile. 8. 1753. 2. Rthlr.

Zimmermann (J. G.) von den Erfahrungen in der Arzneykunst. 2. Theile. 8. 1763 = 1764. 2. Rthlr. 8. gr.

* * *

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin,

Poetische Schriften des Herrn Wielands

Bd.: 1. (1770). - 352 S.

Zürich 1770

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.874#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723316-5
VD18 15569462